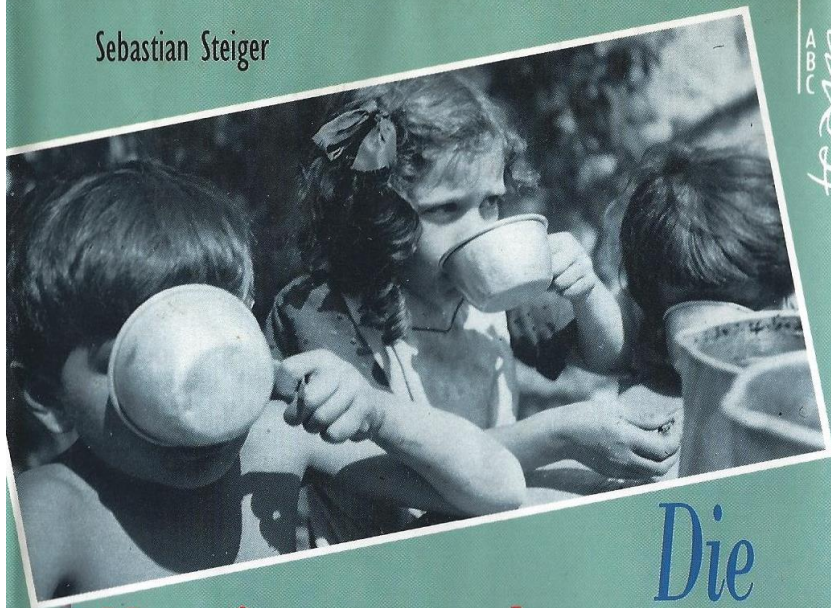


Sebastian Steiger

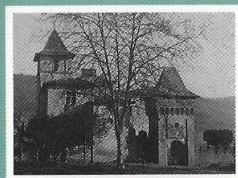


ABC
team

Die
K i n d e r
von Schloß La Hille

1943:

Am Fuß der französischen Pyrenäen können viele jüdische Kinder unter dramatischen Umständen vor der Deportation in die Vernichtungslager gerettet werden. Aber nicht alle . . .



Brunnen

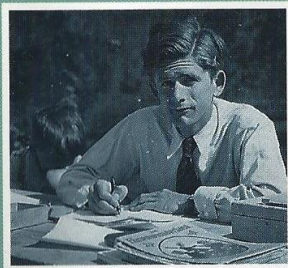
“Nur wenn du für die Juden weinen kannst,
darfst du gregorianische Choräle singen.”

Dietrich Bonhoeffer

Am 20. Januar 1942 beschlossen anlässlich der berühmten “Wannsee-Konferenz” in Berlin Adolf Eichmann, Reinhard Heydrich und etliche SS-Offiziere die “Endlösung der Judenfrage”. Tatsächlich hatte aber zu diesem Zeitpunkt die planmäßige Ausradierung aller europäischen Juden längst begonnen: Insgesamt elf Millionen Juden in ganz Europa sollten evakuiert, in den Osten verschoben und vernichtet werden...

Dieses Buch berichtet von Menschen, die sich gegen den Ungeist jener Zeit stellten. In den Kriegsjahren betreute die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes in Südfrankreich Heime für gefährdete und verfolgte ausländische Kinder, darunter viele Juden. Unter Einsatz ihres Lebens versuchten die Mitarbeiter, ihre Schützlinge vor der Deportation in die Vernichtungslager zu retten.

Einer dieser Mitarbeiter war Sebastian Steiger, damals 25 Jahre alt und Lehrer. Aus Gewissensgründen meldete er sich freiwillig als Betreuer für die Heimkinder im besetzten Frankreich. Fünfzig Jahre später erzählt er nun, wie das Leben in jenem alten Schloß La Hille am Fuß



der französischen Pyrenäen aussah: von den Spielen, Abenteuern, Nöten und Ängsten der jüdischen Kinder, von der täglichen Bedrohung, von Deportationen, Tragödien und gelungenen Rettungsversuchen.

Sebastian Steiger

**Die Kinder
von Schloss La Hille**

Veröffentlicht mit Unterstützung
der Irene Bollag-Herzheimer Stiftung

Brunnen-Verlag • Basel und Giessen

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Neukirchen-Vluyn
R. Brockhaus Verlag Wuppertal
Brunnen-Verlag Basel, Giessen
Christliches Verlagshaus Stuttgart
Oncken Verlag Wuppertal

© 1992 by Brunnen-Verlag Basel

Umschlag: Kirchhofer ASW, Basel
Umschlagfotos: Sebastian Steiger

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier
Eingescannt mit OCR-Software [ABBYY Fine Reader](#)

ISBN 3-7655-1540-X

Vorwort

Es ist mir eine grosse Freude, dass das wertvolle Buch von Sebastian Steiger nunmehr erscheinen kann. Es stellt einen ganz wesentlichen Beitrag zum Kriegsgeschehen in Frankreich dar. Die vielen kleinen Episoden, über die der Autor berichtet, als ob er sie gestern erlebt hätte, sind historische Dokumente von hohem Wert.

Wir müssen heute mit den Tatsachen leben, dass NS-Deutschland zwar die Schoa organisierte und durchführte; erfolgreich jedoch konnten die NS-Verbrecher nur sein, weil Menschen aus anderen Ländern ihnen zurarbeiteten. In dieser Beziehung spielte leider das Vichy-Frankreich eine nicht unwesentliche Rolle. Auch die Schweiz hat ihr Skelett im Keller. Jüdische Menschen, junge und alte, wurden an der Schweizer Grenze zurückgewiesen, um dann später nach Auschwitz deportiert zu werden. Umso wichtiger ist es, dass wir in diesem Buch von einigen Menschen erfahren, die ohne jede äussere Veranlassung, nur ihrem eigenen Gewissen verpflichtet, aus der sicheren Schweiz freiwillig nach Frankreich gingen, um jüdischen Kindern zu helfen. Das Buch legt Zeugnis davon ab, dass es ihnen gelang, viele zu retten; bei anderen gelang es ihnen nicht – die französische Polizei war stärker.

In diesem Erlebnisbericht erfahren die Leser mehr als aus manchen Geschichtsbüchern, in welchen nur in wenigen Zeilen oder lediglich auf einer Seite von dem Geschehen der NS-Zeit in Frankreich berichtet wird. Es ist Sebastian Steiger gelungen, uns sein Rettungswerk an jüdischen Kindern lebendig miterleben zu lassen, als wären wir selbst dabeigewesen. Er steht für eine ‚andere‘ Schweiz – nicht für die der Ausschaffer, die meinten, das Boot wäre voll, insbesondere wenn es sich um Juden handelte.

Deshalb wäre es gerecht, dass wir uns, wenn wir an jene Zeit denken, nicht nur der leider allzu vielen Männer und Frauen der

Gesinnung des Herrn Rothmund und vor allem seiner Auftraggeber erinnern, sondern auch jener Schweizer, die ihnen unter Einsatz ihres Lebens widerstanden. Dazu gehört Sebastian Steiger, damals ein junger Lehrer, der alles tat, um jüdischen Kindern das Schicksal zu ersparen, das ihnen Mörder und Mordhelfer aus nicht wenigen Nationen zgedacht hatten.

Wir können daher diesem Buch nur viele Leser wünschen. Mögen sie sich mit den Verfolgten und nicht mit den Verfolgern identifizieren. Mit diesem Buch geht das Wirken von Sebastian Steiger und der anderen Mitarbeiter im Schloss La Hille in die Geschichte ein.

Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich
(Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen
Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz)

Prolog: Wie ich dazu kam, ins besetzte Frankreich zu fahren

Nachdem ich 1940 das Seminar mit dem Lehrerpapier abgeschlossen hatte, begann für mich eine Zeit der Stellvertretungen (viele Lehrer wurden zur Grenzbesetzung eingezogen). An einigen Orten unterrichtete ich kleine und grössere Schülerinnen und Schüler, und irgendwo vernahm ich ganz vage, dass es im besetzten Frankreich Heime gäbe, wo kriegsgeschädigte Kinder von Schweizern betreut würden.

«Das wäre genau das Richtige für mich», dachte ich und erzählte davon zu Hause am Mittagstisch. Es gab nur ein Problem: Ich wusste nicht, wo in Frankreich ein solches Kinderheim war. Ich erinnerte mich nicht einmal mehr daran, wer eigentlich wo davon gesprochen hatte... So unterrichtete ich weiter und ging jeden Tag zur Schule. Inzwischen geriet die mich faszinierende Idee der Arbeit in einem Kinderheim in Frankreich für ein/zwei Jahre in Vergessenheit, bis mich meine Mutter eines Tages darauf zurückbrachte.

«Du sprichst doch einmal von einem Kinderheim in Frankreich», sagte sie. «Ich weiss, wo eines ist!» Ich war sprachlos! Sie erklärte mir, dass sie in der Stadt (in einem Lebensmittelgeschäft) eine Frau getroffen hätte, die der Verkäuferin von ihrem Sohn erzählt habe, der in Frankreich ein Heim leite. Sie hätte diese Frau angesprochen, ihr davon erzählt, dass ich gerne in einem Kinderheim in Frankreich arbeiten würde, und sie um die Adresse ihres Sohnes gebeten.

«Hier ist die Adresse!» sagte meine Mutter und reichte mir ein Stück Papier. Ich las:

Gustave Bohny
Colonie de la Croix Rouge Suisse
Le Chambon
Haute Loire

Ich kam aus dem Staunen nicht heraus: Diese Adresse erfüllte mir meinen langgehegten Wunschtraum! «Unglaublich», sagte ich zu meiner Mutter, «dass du diese Frau zufällig getroffen hast. Vielleicht entscheidet diese Adresse ja über meine Zukunft!»

Und sie tat es! Mein Buch ‚Die Kinder von Schloss La Hille‘ zeugt davon. Wie es weiterging? Ich schrieb Herrn Bohny, der mich ans Rote Kreuz in Bern verwies. Also schrieb ich nach Bern. Das Rote Kreuz dankte mir für die Anmeldung und teilte mir mit, dass es einige Monate dauern würde, bis das Ausreisegesuch vom deutschen und vom französischen Konsulat bewilligt werde. Ich meldete mich daraufhin beim Heilpädagogischen Seminar in Zürich zum einjährigen Kurs an und nahm auch dort Wohnsitz. Monate verstrichen, und ich hörte nichts mehr von Bern. Im Juni endlich kam eine Mitteilung: Das Visumsgesuch sei dem deutschen Konsulat in Basel überwiesen worden.

Ich beendete das erste Semester meines Studiums und trat mein Praktikum im Kinderheim Gotthelf in Biberist an. Mitte August kam ein Telefonanruf von zu Hause: Die Visa seien eingetroffen. Meine sofortige Abreise sei erwünscht! So rasch es ging raffte ich meine Siebensachen zusammen und fuhr nach Hause, nach Basel.

Es begann eine hektische Vorbereitung auf meine Ausreise in das von den Deutschen besetzte Frankreich. Ich hatte sehr viel einzukaufen: Unterwäsche, Hemden, Hosen, Pullover, aber auch Schokolade, Kaffee, Ovomaltine, kondensierte Milch und vieles mehr. In drei Tagen waren zwei riesige Koffer gepackt. Von einer Apothekerin bekam ich in einem kleinen Koffer eine sehr gut ausgestattete Apotheke geschenkt, die mir später in Frankreich unersetzliche Dienste leistete.

Am 21. August 1943 war es soweit. Mit dem 7-Uhr-Zug verliess ich Basel Richtung Genf. In Genf liess ich die zwei grossen und den kleineren Koffer im Handgepäck zurück und begab mich zum

Büro des ‚Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe‘. Ich wurde freundlich empfangen, aber es gab am selben Tag keinen Zug mehr nach Lyon. Ich musste über Nacht bleiben. Am anderen Tag brachte mich eine Rotkreuz-Mitarbeiterin – sie trug die Armbinde der Kinderhilfe – zum Bahnhof zurück. Sie war mir mit den schweren Koffern behilflich – wir trugen einen zu zweit! – und löste für mich ein Billet nach Lyon. Auf dem Bahnsteig stand mein Zug schon zur Abfahrt bereit. Meine hilfsbereite Begleiterin half mir beim Einsteigen. Wir legten die Koffer im Eisenbahnwagen, den ich ganz für mich allein hatte, auf zwei gegenüberliegende Bänke. Sie rückte sie zurecht und sagte:

«Hoffentlich haben Sie nichts Gedrucktes oder Geschriebenes darin! Die Deutschen machen sehr strenge Kontrollen!» Sie streifte ihre Armbinde ab und gab sie mir. Zwei Kinderköpfe unter den Strahlen des Roten Kreuzes waren darauf zu sehen. «Vielleicht hilft sie Ihnen», meinte sie und verabschiedete sich. Bald darauf fuhr der Zug ab.

Es war mir unheimlich in diesem leeren Waggon. Was erwartete mich in den kommenden Tagen? Alles sah gefährlich aus. Gedankenverloren stand ich am Fenster und schaute in die Landschaft hinaus – da fielen mir die Koffer ein: Vielleicht war doch etwas Gedrucktes darin? Ich öffnete und kontrollierte, so gut es ging, den ersten und dann den zweiten Koffer. Zu Hause hatte ich vorsorglich die in Zeitungspapier eingewickelten Schuhe noch in neutrales, weisses Papier umgepackt. Im zweiten Koffer lag obenauf ein neuer Schreibblock. Ich durchblätterte ihn, und da fiel zu meinem Schrecken ein Brief heraus: ein schön geschriebener Kinderbrief von einer Schülerin. Wie kam der in meinen Schreibblock? Ich las ihn durch. Am Schluss stand: «Fahren Sie nicht nach Frankreich, dort verhungern Sie ja! Viele Grüsse von Daniela.»

An diesen Satz erinnerte ich mich, als ich später wirklich Hunger hatte – doch was sollte ich jetzt mit dem Brief machen? Ich hielt ihn noch in den Händen, als der Zug hielt und deutsche Soldaten unter meinem Fenster vorbeigingen. Die aufgestaute Angst packte mich: Ich zerriss den Brief in tausend Stückchen, lief durch

den Gang und warf die Fetzen durchs WC auf die Schienen – dann kamen die Deutschen...

Ich trauerte später diesem Brief nach. Er war ein letztes, kindliches Andenken an die Schweiz...

1. Montluel

Château de La Hille
Colonie Suisse
MONTEGUT Ariège

Le train de Lyon à Toulouse
de Toulouse prendre l'autobus
direction Mas d'Azil
descendre à Pailhès

Diese Wegbeschreibung schrieb mir Herr Kempf in Montluel (etwa 21 Kilometer östlich von Lyon) in mein Notizbuch, das jetzt vor mir liegt. Der Bleistiftstrich der Schrift ist kräftig. Pailhès ist doppelt unterstrichen. Herr Kempf könnte die Notiz gestern geschrieben haben. Doch seitdem sind 49 Jahre vergangen – einige Monate nach meinem kurzen Besuch war er erschossen worden.

Am 26. August 1943 kam ich in einem überfüllten Autobus auf dem Dorfplatz Montluels an. Ich wollte aussteigen, aber ein kleiner, untersetzter und unsympathischer Mann, der mir schon in Lyon aufgefallen war, versperrte mir den Weg, indem er sich quer vor die Ausgangstür stellte und mit lauter Stimme fragte:

«Wem gehören die grossen Koffer?» – und noch lauter, noch drohender: «Wem gehören diese grossen Koffer?»

«Das können nur meine sein», dachte ich und sagte zu ihm: «Sie gehören mir!»

«Ihnen! Gut!» erwiderte der Dicke und liess mich aussteigen. Draussen folgte er mir auf dem Fuss. Der Chauffeur holte meine wirklich behäbigen und auffälligen Koffer aus dem Gepäckraum des Autobusses und stellte sie vor mich hin. Neben mir stand der französische SS-Agent und Kollaborateur.

«Öffnen Sie die Koffer!» befahl er mir barsch. Ich öffnete den einen der beiden Koffer. Er stürzte sich darauf wie ein hungriger Löwe auf ein Stück Fleisch. Er durchwühlte hastig all meine Kleider und warf sie zum Teil auf die Strasse. Von Zeit zu Zeit brüllte er: «Warum haben Sie so viele Hemden, so viele Kleider?»

Er wurde immer nervöser. Eine feindliche Menschenmenge hatte sich um uns angesammelt. Viele der Autobus-Passagiere waren inzwischen ausgestiegen und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

«Öffnen Sie den anderen Koffer!» schrie der ekelhafte Typ. Ich tat, wie er mir befohlen hatte; auch den zweiten Koffer durchwühlte er, offensichtlich noch wütender, von einer Ecke zur anderen. Doch er fand nicht, was er suchte! Suchte er Waffen?

Schliesslich gab er unter den zornigen Blicken der neugierigen Zuschauermenge auf und fragte mich: «Was machen Sie hier?»

«Ich komme, um für die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes zu arbeiten.»

«Ihren Pass!» befahl er schroff. Ich gab ihm den Pass. Wütend bahnte er sich damit einen Weg durch die Schar der Neugierigen und verschwand in einem nahen Restaurant.

Ratlos und unschlüssig blieb ich zurück – mitten unter den vielen Leuten, die schweigend um mich herumstanden.

Es dauerte nicht lange, da kam der Gestapo-Mann zurück, schwenkte den Pass und schrie: «Sie werden bald von mir hören!»

Damit stieg er in den Autobus, der gewartet hatte, und viele Neugierige, die wegen dieser Szene ausgestiegen waren, folgten ihm. Es blieb immer noch eine grosse Menge zurück, die mir beim Ordnen meiner Sachen zuschaute. Im Restaurant telefonierte ich der ‚Colonie Suisse‘, der Schweizer Kolonie, und eine halbe Stunde später wurde ich von einer Mitarbeiterin der Kinderhilfe (Secours Suisse) abgeholt – zum Glück mit einem kleinen Leiterwagen.

Durch einen schönen Park gelangten wir zu einem schlossähnlichen Herrschaftshaus. Ich wurde gleich zur Leiterin, der Directrice, gebracht, die mich zu einer grossen Landkarte von Frankreich führte.

«Sie sind hier, in Montluel, am falschen Ort!» sagte sie. Dann fuhr sie mit dem Zeigefinger über Lyon nach Toulouse und von dort in die Pyrenäen.

«Hier ungefähr ist es», erklärte sie und tippte mit dem Finger auf einen bestimmten Punkt. «Hier ist das Schloss La Hille, eine andere ‚Colonie Suisse‘, und da müssen Sie hin.»

«Heute noch?» fragte ich besorgt. Ich hatte noch den Regenmantel an. Sie lachte.

«Nein, heute sicher nicht! Ich denke so in zwei, drei Tagen!» Ich schlief bei Herrn Kempf, einem kleinen, lebhaften Elsässer. Er war sehr freundlich und zuvorkommend und fragte mich unter anderem, ob ich in der Kolonie Montluel bleiben würde.

«Nein», antwortete ich ihm, «ich muss weiter. In den Pyrenäen gibt es eine andere Schweizer Kolonie, ein Schloss, und dorthin soll ich gehen.» Hoherfreut rief er:

«Das ist Schloss La Hille, dort war ich! – Ich wohnte in der Nähe», fügte er hinzu. «Neun Kilometer vom Schloss, in Gabre.»

«Ist es denn ein richtiges Schloss, dieses Schloss La Hille?» wollte ich von Herrn Kempf wissen.

«Sicher!» antwortete er. «Es hat eine grosse Mauer ringsum mit Schiessscharten, vier Ecktürme, einen Eingangsturm und noch einen weiteren schönen Turm.»

«Sie sagten, Sie kämen aus dem Elsass. Wie hat es Sie dann in eine so abgeschiedene Gegend verschlagen?»

Herr Kempf begann zu erzählen: «Ich floh mit meiner Frau und François, meinem Sohn, vor den Deutschen, als diese das Elsass besetzten. Wir fanden in Gabre, eben nicht weit von Schloss La Hille, ein Haus. Doch das Haus war sehr primitiv: grobe Steinwände, schlechte Steinböden, kein Licht, kein Wasser, lediglich eine offene Feuerstelle zum Kochen... Wir hatten praktisch nichts, nur drei Stühle und einen kleinen Tisch. Wir schliefen auf dem Boden. Im Elsass hatten wir ein hübsches Häuschen zurückgelassen ...»

«Sie blieben nicht in Gabre?»

«Ach, das ist eine traurige Geschichte. Meine Frau war todunglücklich, sie konnte sich mit dem neuen, primitiven Leben ein-

fach nicht abfinden. Wir hatten es schön in Oltingue im Elsass, wir hatten tapezierte Zimmer, Parkettböden mit Teppichen... In Gabre jedoch bestand das ganze Haus aus dürrtzig behauenen, erdrückenden Steinen – es wäre unmöglich gewesen, auch nur ein Bild aufzuhängen. Am schlimmsten war die Küche. Meine Frau trauerte dem modernen elektrischen Herd nach, dem Elsässer Geschirr, kurz allem. Sie verfiel in eine tiefe Depression, und ich konnte absolut nichts dagegen unternehmen. Es war ihr in keiner Weise zu helfen. Ich hoffte, dass sie sich mit der Zeit doch an die Umstände gewöhnen und den neuen Verhältnissen anpassen würde. Ich arbeitete mit François – er war damals zehn Jahre alt – den ganzen Tag auf einem Stückchen Land, das man mir zur Verfügung gestellt hatte. Alles gedieh, die Erbsen, die Bohnen, die Rüben, der Salat. Auch Kartoffeln hatte ich angepflanzt. Wir kamen aber nie zum Ernten...

Im Frühling waren wir geflohen, und im Sommer, als die Tage sehr heiss wurden, geschah das Schreckliche. Gegen Abend kam ich heim und fand meine Frau am Fensterkreuz, tot. Sie hatte sich aufgehängt.»

Nach einer längeren Pause fuhr Herr Kempf mit tonloser Stimme in seiner Erzählung fort: «Der Tod meiner Frau war eine Katastrophe für François und mich. Wir wussten uns nicht mehr zu helfen. Ich machte mir Sorgen wegen meines Sohnes: Stumm, kreidebleich sass er unter einem Baum vor dem Haus, starrte vor sich hin und rührte sich tagelang nicht von der Stelle. Die Dorfbewohner waren sehr nett zu uns. Sie brachten uns zu essen und gaben uns gute Ratschläge.

Der Arzt, Doktor Pic, machte mich auf Schloss La Hille bei Montégut, einem benachbarten kleinen Ort, aufmerksam: Gegen hundert Kinder würden dort von Schweizern betreut. Ich könnte dort bestimmt Unterschlupf und eine Arbeit finden.

Kurz entschlossen packte ich meine wenigen Habseligkeiten zusammen, nahm François bei der Hand und wanderte zu dem besagten Schloss. Es war ein prächtiger, heisser Sommertag. Um es kurz zu machen: Ich wurde im Schloss La Hille von Fräulein Tännler, der Directrice, freundlich aufgenommen. François vergass sei-

nen Kummer ein wenig und freute sich, auf einmal so viele Kameraden zu haben.»

«Zu diesem Schloss muss ich also in den nächsten Tagen fahren», bemerkte ich.

Herr Kempf nickte und schrieb mir den Weg dorthin in mein Notizbüchlein:

Château de La Hille
Colonie Suisse
MONTEGUT Ariège

Le train de Lyon à Toulouse
à Toulouse prendre l'autobus
direction Mas d'Azil
descendre à Pailhès

«Das Schloss liegt ganz einsam», fügte er hinzu, nachdem er mir die Notiz aufgeschrieben hatte, «zu Fuss etwa vier Kilometer von Pailhès. Auf der Route Départemental geht es ständig an einem ganz in Gebüsch und Bäumen versteckten Flüsschen entlang. Hinter den Bäumen sieht man dann plötzlich klosterähnliche Mauern. An dieser Stelle zweigt ein Weg nach rechts ab. Über eine kleine, baufällige Holzbrücke führt er direkt zum Schloss La Hille. Nur hundert Meter oder zweihundert, dann liegt es vor einem wie aus einem Märchenbuch: mit hohen Mauern, Zinnen und Türmen.» Herr Kempf vergass sich völlig in seinen Erinnerungen.

«Ich bin gespannt auf dieses Märchenschloss», sagte ich nach einer Pause. «In zwei, drei Tagen werde ich losfahren. – Warum sind Sie nicht dortgeblieben?»

«Im Schloss La Hille brauchte man mich nicht so dringend, darum hat man mich und François hierher geschickt in die Kolonie Suisse' von Montluel. Es gefällt mir hier. Ich bin ‚Homme à tout faire‘, der Mann für alles, und es gibt wirklich viel zu tun! Übrigens: Es ist zehn Uhr – hören wir den ‚Engländer‘!»

Herr Kempf schaltete ein kleines, altertümliches Radio ein. Wir

kamen gerade recht: Bum, bum, bum! dröhnte der Gong, das weltweit bekannte englische Signet: Bum, bum, bum... Es war unheimlich.

«Ist es nicht verboten, den Engländer abzuhören?» fragte ich.

«Doch! Die Todesstrafe steht darauf!» erwiderte Herr Kempf.

Eine Stimme meldete sich: «Hier ist England mit den Nachrichten. Die Deutschen weichen in Russland weiterhin an allen Fronten zurück...»

Zitternd hörte ich zum ersten Mal in Frankreich die Nachrichten. Wenn uns die Deutschen erwischen würden?

Auch Herr Kempf war unruhig geworden. Er stellte das Radio ganz leise. «Wenn es den Deutschen schlechtgeht», meinte er, «werden sie hier bei uns immer gefährlicher!» Er wusste damals nicht, dass sie ihn in weniger als einem Jahr erschliessen würden...

Drei Tage blieb ich in Montluel. Ich half da und dort, wo ich gerade gebraucht wurde. Es gab viele spanische Kinder, feurig und wild, schwarzhaarig mit funkelnden, schönen Augen. Sie wollten ihren Spass haben mit mir, sprachen mich auf spanisch an und fragten mich eine Menge in ihrer Sprache, obwohl sie genau wussten, dass ich nichts verstand. Eine Weile wusste ich mir wirklich nicht zu helfen, doch dann kam mir eine Idee. Auf Schweizerdeutsch sagte ich: «Tüend doch nid so saublöd. Wenn ihr spanisch redet, red ich Schwyzerdütsch!»

Die Kinder verstummten und starrten mich erstaunt und ein wenig fassungslos an. Dann liess ich einen ganzen Redeschwall von Schweizerdeutsch los! Jetzt waren sie diejenigen, die verblüfft waren.

«Ich verstehe gar nichts!» meinte ein bildhübsches Mädchen mit dunklen, sprechenden Augen.

«Wie heisst du?» fragte ich.

«Dolores», gab sie zur Antwort.

«Siehst du», sagte ich, «wenn ihr spanisch mit mir redet, rede ich Schweizerdeutsch mit euch! So einfach ist das!»

Ich wurde in der Folge nie mehr spanisch angesprochen! Am Abend gab es eine Aufführung. Nach dem Nachtessen wurde im Speisesaal schnell eine Bühne improvisiert, und nach ausgiebigem

Gongschlagen, als Gross und Klein versammelt waren, konnte es endlich losgehen.

Ein Mann mit zwei schweren Koffern kam auf die Bühne gestürzt. Ich traute meinen Augen nicht: *Ich* war es! Der freche Bursche war mein getreues Ebenbild, das meine Hosen, meinen Pullover, meinen Regenmantel, ja sogar meine Schuhe trug. Kaum hatte er den Koffer abgestellt, kam ein dicker Kerl daher und schrie:

«Was haben Sie in diesem Koffer? Öffnen Sie!» Nur zu bekannt war mir, was jetzt folgte; zum grossen Spass der Kinder und Heimerzieher, der Köchinnen und Gärtner!

Es gab noch eine zweite Aufführung: die mechanischen Tanzpuppen. Der Vorhang – es gab wirklich einen Vorhang! – ging zum zweiten Mal auf, und da standen sie, die Puppen, bewegungslos, in bunten, langen Röcken. Sie mussten nur noch aufgezo- gen werden! Und sie wurden aufgezo- gen, Dolores, Rafaela und die anderen. Eine Lehrerin sass am Klavier, und unter dem hellen, zweistimmigen Geklimper einer spanischen Volksweise drehten sich die Puppen leicht zackig, bewegten die Arme ruckartig auf und ab, und mit immer langsamer werdenden Bewegungen blieben sie schliesslich plötzlich nacheinander mit einem Ruck stehen. Lustige Mädchen mit reizenden Gesichtchen! Der Applaus war gross. Immer wieder mussten sie aufgezo- gen werden!

Spät in der Nacht hörten wir wieder den ‚Engländern Herr Kempf und ich. Über uns donnerten Flugzeuge in Richtung Deutschland...

Am letzten Abend besuchte ich die Kindergärtnerin, die mich auf dem Dorfplatz von Montluel abgeholt hatte. Der Kindergarten war in einem Nebengebäude im Park untergebracht. «Die Kinder wollen Sie begrüssen», empfing sie mich, «sie sind aber schon im Bett!»

Wir traten in ein grosses Zimmer, das nur dürrftig von einer ‚Veilleuse‘, einer verdunkelten Lampe, beleuchtet war. Mit Mühe konnte ich ringsum viele aneinandergereihte Kinderbetten – eher eine Art Pritschen – erkennen. Ich setzte mich auf einen bereitgestellten Stuhl. Und da kamen sie alle, die Kinderchen, kamen

aus ihren Decken, kletterten auf meine Knie, fielen mir um den Hals und umarmten mich. Das spontane Vertrauen dieser kleinen Wesen berührte mich tief. Irgendwie wurde ich mir der grossen Verantwortung bewusst, der ich entgegenging.

2. Die Fahrt zum Schloss La Hille

Der Abschied von Montluel kam bald. Eine Gruppe von Kindern, Dolores, Rafaela und andere, der Gärtner Ortiz, Herr Kempf und François begleiteten mich zur Bahn. Einen der beiden grossen Koffer liess ich zurück. Auch mit nur einem Koffer, dem Erste-Hilfe-Köffcherchen und der prallgefüllten Mappe hatte ich noch genug Mühe. Dazu kam als weiterer Ballast eine grosse Melone, die mir Herr Ortiz, der Gärtner, am Bahnhof in allerletzter Minute durchs Waggon-Fenster reichte.

In Lyon-Bretau hatte ich umzusteigen – mit meinem riesigen Koffer, meinem übrigen Gepäck und der Melone ein äusserst schwieriges Unterfangen. Nur mit letzter Kraftanstrengung erreichte ich den Schnellzug Lyon – Toulouse. Zweimal rollte mir die Melone davon. Ein Wunder, dass sie nicht platzte! Wie doch gutmeinende Menschen arme Reisende mit einem Geschenk in Not bringen können...

Die Nacht im Zug verbrachte ich im ‚Couloir‘, im Gang, auf meinem Koffer sitzend. Aber ich wurde dauernd von Reisenden gestört, die die Toilette aufsuchten. Immer wieder musste ich aufstehen, und immer wieder rollte die Melone davon!

Gegen sieben Uhr morgens fuhr der Zug im Bahnhof von Toulouse ein. Nach einer mühsamen, schlaflosen Nacht war ich glücklich am Ziel meiner Bahnfahrt angelangt.

Ich schleppte zuerst den grossen Koffer hinaus auf den Perron und holte dann die andern Sachen nach. Dabei hatte ich Pech – oder Glück! –, denn die Melone machte sich selbständig und rollte

auf die Geleise. Ich liess sie dort unter einem Güterwagen. Auf der Handgepäckaufgabe wurde ich auch noch meine restlichen Sachen los und fühlte mich nun wieder wie ein freier Mensch. Ich atmete auf. Jetzt konnte ich unbehindert gehen, wohin ich wollte. Ich verliess den Bahnhof und ging einfach so der Nase nach. Ich begegnete vielen Deutschen mit umgehängtem Maschinengewehr und einem Totenkopf auf der Mütze. Ein Schreck fuhr mir in die Glieder beim Gedanken, was diese Soldaten mit ihren schrecklichen Waffen anzurichten imstande wären. An Kreuzungen waren ganze Wälder von Orientierungstafeln für die Besatzungsarmee aufgestellt. «Es ist nicht zu glauben», dachte ich im stillen, «die Deutschen sind tief in Russland, vor Moskau, vor Leningrad, in Norwegen, Polen, Belgien, Holland, Frankreich, in Jugoslawien und Griechenland und haben doch immer noch so viele Soldaten übrig für Toulouse. Welch eine Organisation!»

Vor den Lebensmittelläden sah ich lange Schlangen. Ich verspürte Hunger und fand bald ein einfaches Restaurant. Ich wollte ein Frühstück bestellen, bekam jedoch nur schlechten Kaffee, weil ich keine Coupons hatte.

Ich erkundigte mich nach den Autobussen. «Die fahren beim Bahnhof ab», erklärte man mir.

So spazierte ich wieder zurück zur SNCF und fand gleich die Buslinie Toulouse – Mas d'Azil. Am Schalter löste ich ein Billet nach Pailhès und bekam dazu einen guten Ratschlag: «Kommen Sie eine Stunde vor Abfahrt, am besten schon um halb zwei Uhr, sonst finden Sie keinen Platz im Autobus.»

Ich bedankte mich und machte mich auf den Weg zur Rue du Taur. Jetzt hatte ich Zeit, das Büro der Schweizer Kinderhilfe, den ‚Secours aux enfants de la Croix Rouge Suisse‘, aufzusuchen. Dort sollte ich mich ja beim Leiter, Herrn Gilg, melden.

Ausserdem hatte ich – ebenfalls an der Rue du Taur – noch einen Brief für eine gewisse Frau Petitpierre abzugeben. Die Frau freute sich riesig über den Brief aus Montluel, so dass sie mich sogleich zum Mittagessen einlud. Ich hatte Hunger und war glücklich, etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

Während die gute Frau in der Küche die Mahlzeit zubereitete,

schief ich auf einem Stuhl in der Wohnstube ein. Ein ausgezeichnetes Essen stand schon auf dem schön gedeckten Tisch, als ich aufwachte. Ich griff mit grossem Appetit zu und fragte mich, ob Frau Petitpierre wohl lange hatte Schlange stehen müssen, um das Fleisch, das Gemüse und die Kartoffeln zu bekommen.

Nach dem Essen bedankte ich mich und verabschiedete mich von Frau Petitpierre.

Ein paar Häuser weiter, auf dem Büro der Kinderhilfe, wurde ich kaum beachtet. Die Herren Gilg und Parera, meine Vorgesetzten, lernte ich erst später kennen. Ich meldete kurz meine Ankunft und begab mich zum Bahnhof. Unterwegs begegnete ich immer wieder deutschen Soldaten. Ich hatte dabei ein ziemlich unangenehmes Gefühl... In der Schaltherhalle nahm ich mein Gepäck in Empfang und schleppte es zum bereitstehenden Autobus. Der Koffer fand auf dem Dach Platz. Mit dem Kofferchen und der schweren Mappe hatte ich anzustehen. Nach langem Warten ergatterte ich einen Stehplatz, eingekleimt zwischen vielen Menschen. Noch stand eine grosse Traube von Leuten vor der Türe. So langsam, langsam kamen alle herein, und wir wurden immer mehr zusammengedrückt. Bis wir endlich wegfuhr, war ich fast schon am Ende meiner Kräfte angelangt und hielt mich gerade noch auf den Beinen. Die Nacht im Zug hatte mich doch arg mitgenommen. Die Hauptsache aber war jetzt, dass wir wenigstens fuhr.

An jeder Station stiegen Leute aus, und ich bekam dadurch immer mehr Platz zum Stehen. Ich war am Zusammenbrechen, als nach einer etwa zweistündigen Fahrt zuhinterst im Autobus neben einem Koloss von Mann ein kleiner, schmaler Sitzplatz frei wurde. Wenn der Dicke mich jetzt nicht in jeder Kurve wie eine Zitrone zusammengequetscht hätte, wäre alles in bester Ordnung gewesen! Zum Glück stieg auch er einmal aus, und ich konnte mich erholen...

Am Abend kam ich endlich in Pailhès an. Der Autobus hielt direkt neben der Gendarmerie Nationale. Der Chauffeur stieg aufs Dach seines Gefährts und holte meinen Koffer herunter.

«Von Pailhès vier Kilometer zu Fuss auf der Route Départementen-

tales», hatte mir Herr Kempf ins Büchlein geschrieben. Die Route Départementale lag vor mir – und mit ihr die vier Kilometer. Wie konnte ich diesen langen Weg nur bewältigen mit all meinem Gepäck? Der Autobus fuhr davon und liess mich ziemlich ratlos zurück. Da trat mit einem breiten Grinsen – ich dachte an die Cheshire Cat aus ‚Alice im Wunderland‘ – ein Junge auf mich zu, den ich zuvor gar nicht beachtet hatte. Er fragte mich, ob ich Steiger heisse und zum Schloss La Hille wolle. Als ich seine Frage bejahte, drückte er mir freudig die Hand, grinste von einem Ohr zum anderen und sagte: «Ich heisse Onze und hole Sie ab. Ich habe ein altes Fahrrad bei mir. Ich versuche, Ihren Koffer darauf zu legen!»

Er packte ihn und schleppte ihn mit viel Mühe zur nächsten Hauswand, wo er sein Fahrrad abgestellt hatte. Mit grosser Kraftanstrengung hob er ihn hoch und plazierte ihn auf Sattel und Lenkstange. Das Vehikel schwankte gefährlich, als er es vorwärtszuschieben begann. Das hinderte ihn jedoch nicht am Sprechen. Er stellte sich noch einmal vor: «Ich bin Onze. Eigentlich heisse ich Kurt Klein. Ich gehöre...» – da fiel der Koffer mit einem lauten Krach auf die Strasse, eine Ecke splitterte ab. Ich hielt das Fahrrad, Onze lud inzwischen den Koffer wieder auf und fuhr, das Rad weiterschiebend, in seiner Rede fort:

«Ich gehöre zu den ‚Grossen‘ auf Schloss La Hille. Dort sind ausser mir noch viele Deutsche, die sich verrückterweise vor den Deutschen verstecken müssen!» Der Koffer drohte wieder abzustürzen, und Onze hatte einige Mühe, das Gleichgewicht wiederherzustellen ... Dann wandte er sich erneut an mich:

«Sie werden die ‚Moyens‘, die ‚Mittleren‘, übernehmen», erklärte er. «Das sind etwa fünfzehn Jungens zwischen zehn und vierzehn Jahren, eine freche Saubande! Die gehorchen niemandem! Die machen, was sie wollen. Nicht einmal der Dorflehrer konnte mit ihnen fertig werden! Dem haben sie einmal vom Fenster aus auf den Kopf gespuckt! Diese Bengel werden Ihnen die Haut über die Ohren ziehen! Sie werden...» – aber da fiel der Koffer ein zweites Mal auf die Strasse, und Onze verstummte. Verlegen stand er da und wusste nicht, was er nun tun sollte.

«So geht es nicht!» murmelte er vor sich hin. Auch ich sah das

so. Zum Glück bekamen wir Hilfe: Einer der ‚Grossen‘ vom Schloss, der in Pailhès bei einem Bauern arbeitete und uns schon eine Weile beobachtet hatte, erschien wie gerufen. Onze stellte ihn mir vor. Er hiess Manfred Kammerer und war der Bruder des Pianisten, von dem ich schon in Montluel gehört hatte.

Manfred war sehr nett. Er verschaffte uns einen Leiterwagen, und wir konnten zu unserer Erleichterung Koffer und Kofferchen darauflegen. «Nehmen Sie das Rad und fahren Sie voraus zum Schloss», schlug Onze vor. «Ich komme mit dem Gepäck nach.»

Ich war einverstanden, hängte die schwere Mappe an die Lenkstange und fuhr los, dem sagenhaften Schloss La Hille entgegen, das für mich so bedeutungsvoll werden sollte.

3. Die Ankunft im Schloss

Ich fuhr wie ein Betrunkener und schwankte wegen der schweren Mappe an der Lenkstange von der einen auf die andere Seite der schmalen Strasse... Plötzlich erblickte ich das Schloss, rechter Hand hinter den Bäumen, die die Strasse säumten: ein dunkles, grauschwarzes, gefängnisähnliches Gemäuer... «Sieht nicht gut aus», dachte ich und trat nur noch zögernd in die Pedale. Ich gelangte bald zur Abzweigung. Vom Schloss war nichts mehr zu sehen. Mächtige Tannen und Kastanienbäume verdeckten die Sicht. Gleich hinter diesen Bäumen kam ich zur Brücke, die über einen halbwegs ausgetrockneten Bach führte. Ich versuchte darüberzufahren. Doch die quergelegten, groben Balken zwangen mich zum Absteigen. Die dicke, bleischwere Mappe tat es mir nach, der Griff riss, und beinahe hätte sie ein Bad genommen.

Die Mappe unter meinem Arm, das Rad mit der freien Hand führend, folgte ich dem leicht ansteigenden Weg – und da lag es, das Schloss, zu meiner Rechten!

Phantastisch. Jetzt sah es gut aus! Von dieser Seite war es strah-

lend, und freundlich, genau wie ich es mir in meinen Träumen vorgestellt hatte. Ein wirkliches Schloss, wie es im Märchenbuch steht: Ein stattliches Gebäude mit vielen Fenstern, umgeben von Mauern mit Zinnen und Türmen! Ein Hof, aus dem helle Stimmen, Rufe, Schreie und fröhliches Gelächter zu mir herüberdrangen...

Da war es, das Schloss La Hille! Endlich war ich am Ziel! Ich stand da, das Fahrrad in der Hand, die Mappe unterm Arm, und staunte: «Ein Schloss! Ich kann's kaum fassen! – Und wie es von Leben pulsiert mit diesen vielen Kindern, die ich jetzt kennenlernen soll!»

Jahre später habe ich das Schloss wieder aufgesucht. Die Fenster waren erloschen, die Mauern kalt, wie vom Tod umweht. Eine lastende Stille herrschte. Kein Ton, kein Kinderlachen war zu hören. Tränen rollten mir über die Wangen. «Das Schloss ist tot. Es ist tot ohne die Kinder...», dachte ich traurig. Im Geist hörte ich sie wieder, die fröhlichen Stimmen, das helle Kinderlachen.

Ich dachte an all die vergangenen Jahre und sah mich dastehen mit dem abgetakelten Rad an der Hand, wie ich zum Schloss hinüberschaute: Damals war's ein Schloss, das vom Leben der Kinder geradezu überquoll. Damals leuchteten die Fenster wie Augen. Die Mauern strahlten Helligkeit und Wärme aus. Die Türme grüssten freundlich herüber.

Ja, so war das damals...

Fasziniert, versunken in den Anblick des Schlosses stand ich jetzt da, gestützt auf das alte, rostige Fahrrad. Die Mappe hatte ich abgelegt. Kinder gingen vorbei und blickten scheu, von der Seite, zu mir auf: ein Fremder!

Ich riss mich aus meinen Betrachtungen. Ich musste weiter! Durch eine dunkle Kastanienallee gelangte ich zum Eingang des Märchenschlosses, der durch einen hohen, majestätischen Turm führte. Ich lehnte das Fahrrad an die bezinnte Mauer. Mit der Mappe unter dem Arm trat ich in den Hof. Ich fühlte mich ziemlich verloren.

Überall waren Knaben und Mädchen, die herumstanden oder spielten und einander nachjagten. Es herrschte ein vergnügter Betrieb, fast wie im Schulhof während einer Pause. Doch als ich so unvermittelt auftauchte, erstarb das fröhliche Treiben: Unzählige erschreckte Kinderaugen waren auf mich gerichtet und folgten mir auf dem Weg durch den Hof bis zum Eingang des Gebäudes.

Ich trat in einen kleinen Vorraum und gelangte ins Treppenhaus. Durch eine offene Tür sah ich den grossen Speisesaal mit den vielen Tischen. Ein Mädchen – es trug ein rotes Röckchen – war eben dabei, Teller auszuteilen. Es war allein. Niemand da! Ich war erstaunt und fragte mich, wo das Personal sein könnte. Ich stieg die breite Treppe hoch. Bei der alten Standuhr in der Ecke kam mir endlich ein Erwachsener entgegen, eine Frau. Ich grüsste freundlich auf Schweizerdeutsch.

«Sie sind Herr...?»

«Steiger.»

«Das ist gut. Wir haben Sie erwartet. Ich heisse Anne-Marie. Seien Sie willkommen!» –

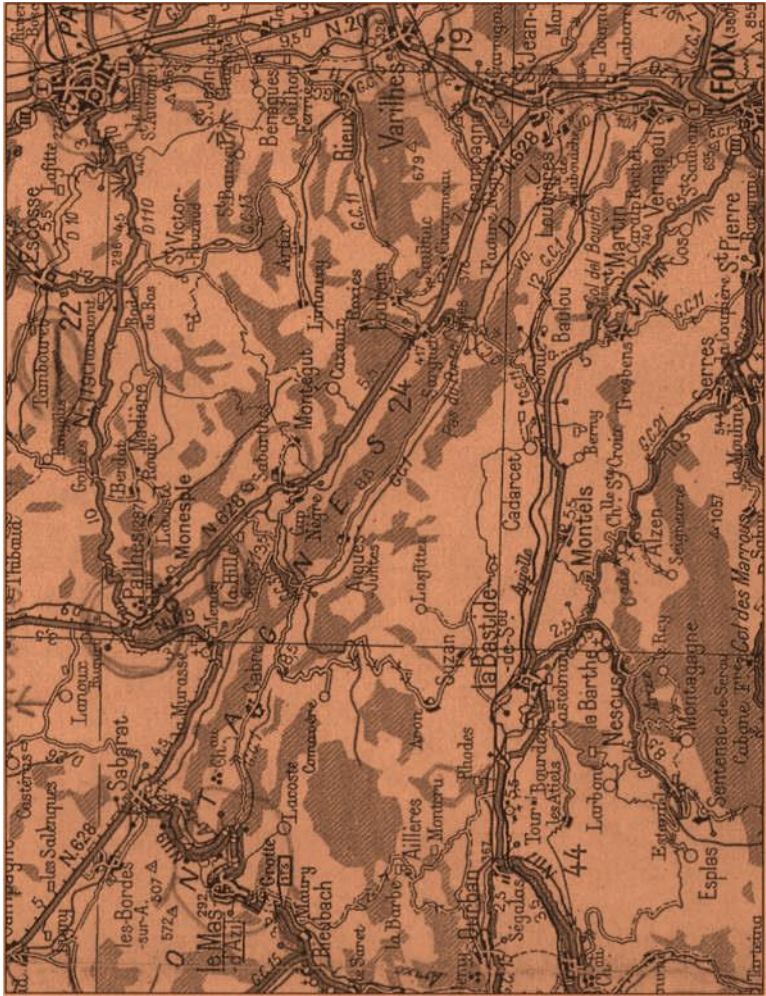
Ich war enttäuscht, dass Anne-Marie französisch sprach: «Sie müssen grossen Durst haben. Kommen Sie, trinken Sie in der Küche einen Tee!»

Ich war wirklich durstig von der weiten Reise. Ein Tee konnte mir nur guttun. Wir stiegen hinunter zum Speisesaal.

«Das ist der schönste Raum im Schloss», meinte Anne-Marie. «Schauen Sie mal: Dieses riesige Cheminée und die prächtige Tafelung!» Ich bewunderte alles gebührend und wies dann fragend auf das kleine Mädchen im roten Rock.

«Das ist Paulette», bedeutete mir Anne-Marie. «Sie deckt die Tische fürs Nachtessen um achtzehn Uhr.»

Auf den langen Tischreihen standen symmetrisch geordnet unzählige verbeulte Blechteller. Anne-Marie bemerkte meinen erstaunten Blick und erklärte mir: «Wir essen alle aus Blechtellern.» Dann zeigte sie zum oberen Ende der mittleren Tischreihe und sagte: «Dort sitzt das Personal. Wir sind mit Ihnen insgesamt



Die Umgebung von Schloss La Hille, das in der Mitte des oberen Drittels liegt: Links Le Mas d'Azil und Gabre, oben Pailhès, und rechts das Tambouret, Pamiers, Montégut, Varilhes und Foix.

fünf Schweizer, darunter drei Frauen: Die Leiterin, Fräulein Tännler, Fräulein Tobler, die auf die Jüngsten, die ‚Mickey’s‘, aufpasst, und ich selbst. Ich gebe mich mit den ‚Mittleren‘ ab. Dann ist da noch Herr Lyrer für die ‚Grossen‘. Doch gehen wir weiter zur Küche. Unsere Köchin heisst Frau Schlesinger, eine Wienerin... Sie ist nicht da – zu dumm! Ich weiss nicht, wo's Tee hat. Ich muss Sie wohl enttäuschen!»

«Wo wird denn hier gekocht? Sind die Kessel dort für die Wäsche?» fragte ich.

«Nein, in diesen Wäschekesseln wird alles gekocht; unser ganzes Essen.»

«Muss unter jedem Kessel angefeuert werden?»

«Aber sicher!»

In diesem Moment erschien Paulette und meldete, dass Onze uns suchte – und gleich hinter ihr tauchte er auch schon auf mit seinem breiten Grinsen. Er hatte mein Gepäck.

Wir folgten ihm bis vor das Haus. Draussen nahm er den Koffer vom Leiterwagen und lud ihn auf seine Schultern. Anne-Marie nahm das Arznei-Köffchen und ich die Mappe, die ich beim Eingang deponiert hatte.

Anne-Marie führte uns hinauf über all die vielen knarrenden Treppen bis zum Dachboden. Dort gab es auf der rechten Seite – links war Anne-Maries Zimmer – eine kleine Türe.

«Achtung, Ihr Kopf!» warnte Anne-Marie. Da waren schräggestellte, niedrige Balken, und wir mussten uns ducken. Onze nahm den schweren Koffer von seiner Schulter, und wir gelangten zu einer Anzahl Zimmertüren in einem durch das niedrige Dach und die vielen Balken nur mit grosser Vorsicht passierbaren Gang. Anne-Marie öffnete eine Türe und sagte: «Hier ist Ihr Zimmer, Herr Steiger. Treten Sie ein!»

Der Raum war winzig klein. Nur zwei Schritte konnte man darin aufrecht gehen. Ein Fenster gab es nicht, dafür eine Luke im Dach, die nur wenig Licht spendete. Links neben der Türe stand ein Eisenbett und daneben, direkt unter der Dachluke, ein Schemel. Sonst gab es nichts. Es wäre auch gar kein Platz gewesen, weder für ein Tischchen noch für einen Schrank.

Onze stellte den Koffer rechts an die Wand, und wir legten das Köfferchen und die Mappe daneben. Das war also mein Zimmer, das später um ein Haar mein Grab geworden wäre!

Ich hatte mich rasch umgesehen und fragte Anne-Marie, wo ich mich waschen könnte. «Das ist eine schwierige Frage!» antwortete sie, «im Schloss gibt's kein Wasser.»

«Ach ja, noch etwas Wichtigeres: Wie steht es mit der Toilette?» fragte ich weiter.

«Hinter dem Schloss befindet sich eine nicht gerade schöne Betonkonstruktion mit zwei WCs – den Kindern stellen wir nachts Kessel vor die Schlafsäle und Zimmer.»

«Und wir kriegen auch einen Kessel?»

«Nein, für uns Erwachsene hat es am anderen Ende des Schlosses, im Treppenturm, ein kleines, primitives Örtchen. Ich werde es Ihnen zeigen.»

Vom Hof tönte die Glocke zu uns herauf. «Es läutet zum Essen», stellte Onze fest, der immer noch dastand und wieder grinste wie die Cheshire Cat. Inzwischen wusste ich auch, wie er zu seinem Namen gekommen war: Er war Deutscher und konnte das französische Wort ‚onze‘ für die Zahl Elf nicht aussprechen. Also sagte er's deutsch: onze, mit einem scharfen ‚z‘!

Das hastige Läuten schallte aufdringlich durchs offene Dachfenster. In wenigen Schritten war ich beim Tabouret. Ich stieg darauf, wand mich durch die Luke und ragte sogleich mit halbem Körper über das nur leicht geneigte Dach hinaus. Mir bot sich ein prächtiger Ausblick über die juraähnliche, hügelige, zum Teil bewaldete Landschaft; das Vorland der Pyrenäen, die sehr nahe und ziemlich zackig in den blauen Himmel ragten.

Die Glocke im Hof tönte jetzt sehr laut zu mir empor, aber zum Hof hinunter konnte man nicht sehen. Ich zog mich wieder ins Zimmer zurück, wo Anne-Marie und Onze auf mich warteten.

«Eine wunderbare Aussicht!» rief ich begeistert aus. Wir stiegen miteinander zum Speisesaal hinunter. Anne-Marie stellte mich der Leiterin, Fräulein Tännler, vor, einer kleinen, schwächlichen, fast kindlich wirkenden Person.

Fräulein Tännler drückte mir die Hand und begrüßte mich

freundlich. Sie stellte mich ihrerseits den Spaniern vor: Herrn und Frau Marimon, Herrn und Frau Palau und Herrn und Frau Nadal. Alle hatten bereits am Personalstisch Platz genommen. Mit Verspätung erschienen Fräulein Tobler und Herr Lyrer. Sie hiessen mich herzlich willkommen.

Fräulein Tännler setzte sich oben an den Tisch und sagte, nachdem es im Saal ruhig geworden war, nur kurz: «Guten Appetit!» Dann griffen alle zu den Löffeln. Es gab ungeschälte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln an einer weissen, übelriechenden Sauce. Ich war zwar enorm hungrig, aber ich ass nur widerwillig. .. Doch ich sollte noch mit ganz anderen Mahlzeiten vertraut werden!

4. Der erste Tag im Schloss

Um acht Uhr gab es Frühstück. Ich hatte Probleme, mich aus dem Bett zu winden. Ich war wie gerädert von der langen, beschwerlichen Reise mit dem vielen Gepäck, dem grossen, bleischweren Koffer und all den Aufregungen. Nur mit Mühe fand ich mich in dem kleinen Zimmerchen zurecht und stieg, noch halb im Schlaf – nicht ohne mit meinem Kopf an allen möglichen Balken anzuecken – zum Speisesaal hinunter.

Alle, das Personal und die Kinder, waren bereits versammelt. Ich grüsste und setzte mich.

«Guten Appetit!» sagte Fräulein Tännler.

Es gab Kastanienmehlbrei, ein kleines Stück Brot und Ersatzkaffee. Man munkelte, er wäre aus Eicheln hergestellt. Das Essen tat mir gut. Meine Kräfte erwachten wieder. Und dann kam der grosse Moment: Was gab's für mich zu tun?

Fräulein Tännler übergab mir die ‚Mittleren‘: etwa fünfzehn halbwüchsige Elf- bis Zwölfjährige, zu jedem Streich und Schabernack aufgelegte Bengel.

Onzes Saubande! erinnerte ich mich und dachte: Jetzt wird mir wohl die Haut über die Ohren gezogen...

Sie kamen alle an den Personaltsch, die ‚Mittleren‘, und schauten erwartungsvoll zu mir auf. «Die Kinder haben keine Schule», erläuterte die Leiterin. «Sie haben noch Ferien. Beschäftigen Sie sie bis zum Abend!»

«Beschäftigen Sie sie bis zum Abend!» – das war ein Wort! Einer der Vorwitzigsten fragte mich: «Qu'est-ce qu'on va faire?» – «Was werden wir tun?»

Ich wusste es noch nicht. «On verra!» – «Man wird sehen», sagte ich. «Kommt mit in den Hof!»

«Wir werden spielen», entschied ich draussen, und wir begaben uns auf die Wiese unter die Kastanienbäume vor dem Schloss.

Ich schlug ein Spiel nach dem anderen vor, beschrieb seinen Verlauf mit begeisterten Worten, doch ich stiess auf kein Echo und hatte nicht den geringsten Erfolg: Immer, wenn ich den Gang eines Spieles erklärt hatte, verkündete ein Kind nach dem anderen: «Ich spiele nicht mit!» – und setzte sich dann völlig desinteressiert ins Gras.

Ich gab auf. Wir gingen spazieren.

Es war furchtbar! Wir kamen nicht vorwärts. Immer wieder blieb eine kleine Gruppe heftig diskutierend stehen. Andere liefen voraus und verschwanden irgendwo...

Mittags war ich todmüde, aber nach dem Essen ging's wieder los mit der Misere: Eisern war ich wieder unterwegs mit meiner Bande. Ziel- und planlos wanderten wir über Wiesen und Felder, durch die schöne Landschaft, für die ich kein Auge hatte. Die Jungen nahmen meine Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Da gingen zwei aufeinander los – einer kletterte auf einen Baum, ein anderer riss unreife Äpfel ab. Einige waren weit zurück, andere weit voraus... Rufen, brüllen, schimpfen, alles war zwecklos! Auch kannte ich die Namen noch nicht. Sie hiessen immer anders, hatten ihren Spass daran, die Namen zu vertauschen. Ich war verzweifelt. Der Nachmittag nahm kein Ende.

Am Abend war ich völlig erschöpft, konnte mich kaum noch auf den Beinen halten. Ich ging früh zu Bett.

«Welch ein Tag, mein erster Tag!» dachte ich, bevor ich in einen todesähnlichen Schlaf fiel... «Und morgen ist wieder so ein Tag – das kann ja lustig werden.»

5. Die Rollbahn in der Moulin Neuf – meine Rettung!

Am folgenden Morgen wachte ich mit zerschlagenen Gliedern auf. Ein neuer Tag, dessen Ende nicht abzusehen war, lag vor mir wie eine dunkle, lebensbedrohende Wand.

Niedergeschlagen und mutlos zog ich nach dem Frühstück wieder mit meiner Bande los. Die Knaben gebärdeten sich wie kleine, losgelassene Teufelchen. Sie rasten und tobten herum, kletterten auf alle erreichbaren Bäume am Wege, rissen Pflaumen, Birnen und Äpfel herunter, assen alles, was ihnen in die Finger kam, zogen Rüben aus einem Acker, verschonten auch die Kohlköpfe nicht... Ich war machtlos. So konnte das nicht weitergehen! Tag für Tag, eine Woche, zwei Wochen... Mir wurde ganz schlecht. Wie lange mochten die Ferien wohl noch dauern – und was würde dann sein?

Der kleine Max Simon aus Toulouse, ein Junge mit langem, blondem Haar, kam als einziger zu mir, als er mich so verzweifelt gestikulierend und nach allen Richtungen rufend unter einem Baum sah, auf dem einige Jungs herumkletterten, und sagte treuherzig und tröstend:

«Wissen Sie, mit dem Dorflehrer ist es noch viel schlimmer als mit Ihnen. Den werfen sie um und waschen ihm das Gesicht mit dem Wandtafelschwamm.»

Ich starrte ihn entgeistert an und fragte ihn: «Was soll ich denn tun, sie hören ja gar nicht auf mich?!»

«Sie sollten mit uns zur Moulin Neuf gehen; da kann man baden und schwimmen. Das tun sie gerne.»

Wir kehrten zurück zum Schloss – eine kilometerlange Zottelreihe. Meine Hilflosigkeit brachte mich zur Verzweiflung. Ich hatte doch viel Erfahrung mit Kindern – so glaubte ich –, und jetzt fing ich an, an mir selber zu zweifeln. Aber diese Moulin Neuf? Möglich, dass da ein Hoffnungsschimmer war!

Beim Mittagessen teilte ich Anne-Marie meine Sorgen mit, erzählte ihr von meinen Schwierigkeiten und fragte sie, was es mit dieser Moulin Neuf auf sich habe; die ‚Mittleren‘ hätten davon gesprochen.

«Die Moulin Neuf ist ein wunderbarer Ort», erklärte sie mir begeistert, «da müssen Sie hingehen, dann sind Sie Ihre Sorgen los! Da können die Kinder schwimmen und sich austoben.»

Helle Begeisterung brach bei den Kindern aus, als ich ihnen nach dem Essen verkündete, dass wir jetzt gleich anschliessend zur Moulin Neuf aufbrechen würden.

Sie kannten den Weg.

Wir stiegen auf einem schmalen Fussweg über die von Ginster überwucherten Felder zur Borda Bianca, einem kleinen Weiler auf einer Hügelkuppe, hinauf und von da zur ‚Route Blanche‘ hinunter, die uns geradewegs zur Moulin Neuf führen sollte.

Die Knaben waren jetzt wie verwandelt. Wir kamen gut vorwärts. Ich erkannte, dass man mit Kindern immer ein Ziel vor Augen haben muss.

Pierre Bergmann – langsam lernte ich die Namen meiner Buben­schar – ein kleiner, lebhafter Zwölfjähriger, der immer viel zu reden und zu erzählen hatte und sich oft mit seinen Kameraden, besonders mit dem blonden Gustav, in nicht enden wollende Diskussionen verwickelte, gesellte sich für einen Moment zu mir und erklärte mir, wo die Moulin Neuf sich befindet. Er zeigte auf zwei Bergrücken vor uns und sagte: «Sehen Sie, dort, wo die beiden Berge zusammenkommen, dort ist die Moulin Neuf.»

Ich war gespannt, diesen vielgerühmten Badeplatz kennenzulernen. Wir gelangten bald zu einer Abzweigung, die zu einem alten, halbverfallenen Gebäude führte, das in grauen Vorzeiten einmal eine Mühle gewesen war und sich paradoxerweise ‚Neue Mühle‘, ‚Moulin Neuf‘, nannte. Totenstille herrschte ringsum.

Nichts rührte sich. Wir schlichen vorsichtig am Haus vorbei: Man konnte ja nie wissen, ob da nicht plötzlich ein böser Hund auf einen losspringen würde!

Auf einem schmalen, verwachsenen Grasweglein, entlang einer wilden Hecke, gelangten wir zur ‚Source du Seigneur‘, zur ‚Quelle des Herrn‘, und von dort durch ein Stückchen Wald zur Lèze, dem Flüsschen, das nach grossen Umwegen nahe beim Schloss vorbeifliesst. Hier bei der ‚Source du Seigneur‘ hat es sich den Weg durch mächtige Felsen gebahnt und eine Art Schlucht gebildet, hinter der mit der Zeit ein kleiner, tiefer See entstanden ist.

Hier machten die Knaben halt. Sie zogen sich im Nu aus und stürzten sich ins kalte Wasser. Das war ein wildes Treiben! Ich staunte nur so. Nun waren sie in ihrem Element.

Der kraushaarige, dunkelhäutige Isi und der kleine, rundliche Mane kletterten auf einen hohen, fast senkrechten Felsen und sprangen kopfüber ins Wasser hinunter. Alle anderen machten es ihnen nach. Ich sass auf einem nahen Steinblock und sah gefesselt den verwegenen Springern zu. Manchmal rief ich «Bravo», wenn ein Sprung besonders gelungen war.

Wie Affen kletterten die Knaben auf den Felsen und Steinblöcken herum. Sie spritzten sich gegenseitig an, schrien und brüllten; es war ein toller Betrieb.

Das ging so eine gute Stunde, dann legte sich einer nach dem anderen auf eine ihm bequem erscheinende Felspartie. Sie ruhten sich aus, sonnten sich, und für eine kurze Zeit war es ganz still.

Ich sass immer noch auf meinem Stein und überblickte die ganze Moulin Neuf und die Lèze, wie sie sich durch die pittoreske, felsige Landschaft schlängelte, in der jetzt überall, als wären sie selbst ein Stück Natur, die ‚Mittleren‘ in der strahlenden Sonne lagen.

Auf dem Heimweg kehrten wir nicht zur ‚Source du Seigneur‘ zurück. Statt dessen kletterten wir über Felsen und eine Mauer auf die ‚Route Blanche‘, die ‚Weisse Strasse‘, die durch die Schlucht führt, und gelangten zu einem nahen Steinbruch. Die

Knaben stöberten darin herum und untersuchten alles, was ihnen in den Weg kam. Auf einem Kieshaufen lagen aufgeschichtete Schienen wirr durcheinander. Plötzlich schrie Gustav, der grosse Blonde: «Herr Steiger, Herr Steiger, ich habe etwas gefunden!»

Alle liefen zu Gustav. «Ein Rad steckt hier im Kies», rief er aufgeregt, «ich krieg's nicht raus.»

Ich schaute mir das kleine Eisenrad an. Vergeblich versuchten Gustav und sein Freund Pierre es herauszuholen. Bis mir eine Erleuchtung kam: «Das Rad gehört zu einem Rollwagen, der hier vor dem Krieg eingegraben wurde, damit er nicht gestohlen werden kann», rief ich. «Es muss ein Rollwagen sein, sonst gäbe es keine Schienen!»

Eine grosse Begeisterung ergriff die ‚Mittleren‘. Sie wollten den Rollwagen gleich ausgraben. Ich machte ihnen aber klar, dass das ohne Werkzeuge unmöglich ist.

«Wir kommen morgen wieder», sagte ich, «dann aber mit Schaufel und Pickel!»

Die Knaben jubelten!

Bester Stimmung kehrten wir ins Schloss zurück. Mit mir und der Welt zufrieden legte ich mich an diesem Abend ins Bett. Ich hatte die (Mittlerem gewonnen! All meine Sorgen waren wie weggeblasen. Die Angst, dass ich es nicht schaffen würde, mit meiner wilden Schar zurechtzukommen, war verflogen. Ich schlief wie ein Bär den Schlaf des Gerechten.

Am Morgen, nach dem Essen, standen die ‚Mittleren‘ mit Schaufeln und Pickeln im Hof, abmarschbereit. Voller Ungeduld erwarteten sie mich.

Onze stand mit offenem Mund da und begriff nichts mehr! So hatte er die ‚Mittleren‘ noch nie gesehen! «Was haben Sie mit ihnen gemacht?» fragte er verwirrt.

«Mit der Saubande?» fragte ich zurück, und ohne Antwort wandte ich mich an die bereitstehenden Jungens: «Wir gehen! Vorwärts marsch!» Kopfschüttelnd sah uns Onze nach...

Im Steinbruch teilten wir die Arbeit auf: Die einen arbeiteten am Rollwagen, die anderen ordneten die Schienen. Wir schufteten den ganzen Vormittag und lösten uns von Zeit zu Zeit ab.

Zur Mittagszeit kehrten wir im Sturmschritt ins Schloss zurück, um gleich nach dem Mittagessen wieder aufzubrechen. Onze sass im Hof auf einem Tisch – sprachlos.

Wir schaufelten und pickelten rund um den Rollwagen herum, der tief und fest in der Erde steckte. Wir lösten uns jetzt dauernd ab. Der Pickel wanderte von Hand zu Hand. Wir wurden immer nervöser: Der schwere Wagen liess sich nicht bewegen! Er musste aber heraus! Nach dem Pickeln wurde geschaufelt, und die Erde und die Steine wurden mit allen möglichen Hilfsmitteln weggetragen. Abends waren wir vollständig kaputt und der Rollwagen kaum zur Hälfte ausgegraben. Doch am nächsten Morgen befanden wir uns wieder – frisch und energiegeladen – bei der Arbeit, und am Abend bekamen wir endlich den schweren Eisenwagen frei! Ein Jubel ohnegleichen brach aus: Wir hüpfen herum, klopfen einander auf die Schultern und brüllten vor Freude.

Am dritten Tag wurde der Rollwagen gereinigt. Er war in erstaunlich gutem Zustand: Die Räder liessen sich einwandfrei drehen.

Jetzt kamen die Schienen dran: Wir bauten sie mit vereinten Kräften zusammen, legten sie in einer weiten Kurve zum grossen Kieshaufen und dann steil hinauf bis zuoberst auf den Kiesberg.

Das Zusammenfügen der Schienen war schwierig. Es gelang uns nicht, sie richtig zu fixieren, obwohl wir uns mit Hölzern, kleinen Brettern und Steinen sehr bemühten. Wir verloren bald die Geduld, denn wir wollten endlich auf dem Vehikel fahren. Als die Schienen einigermassen befriedigend gelegt waren, schoben wir unser schweres Gefährt langsam und vorsichtig zum höchsten Punkt unserer Bahn. Die Spannung vor der ersten Abfahrt war ungeheuer gross! Oben angekommen klemmte Gustav einen knorrigen Ast unter das linke Vorderrad, und vier Knaben stiegen auf. Auf Kommando ging's los – und wie: Mit einem ungeheuren Lärm raste der Rollwagen hinunter. In der Kurve gaben die Schienen nach, und der Wagen kam im Kies langsam zum Stehen. Mane, Gustavs Bruder, und Jacques wurden abgeworfen!

Das war eine Fahrt! Die Knaben schrien und klatschten in die

Hände. Die Schienen wurden rasch wieder zusammengefügt, und hinauf ging's zur nächsten halbrecherischen Abfahrt.

Am Abend kehrten wir müde, aber glücklich und hungrig wie die Löwen ins Schloss zurück.

Mit den ‚Mittleren‘ hatte ich keine Probleme mehr. Baden in der Moulin Neuf und Rollwagenfahren – mehr brauchte es nicht!

6. Der grosse Ausflug

Ich war noch keine zwei Wochen im Schloss, da kam Anne-Marie mit einer Idee zu mir: «Wir könnten mit den (Mittlerem einen dreitägigen Ausflug machen!»

Ein gelinder Schreck packte mich: «Einen dreitägigen Ausflug?»

«Warum nicht? Wir können gleich losziehen – morgen früh!»

Und in der Tat zogen wir am nächsten Morgen los. Wir marschierten den ganzen Tag und gelangten gegen Abend zu einem imposanten Kloster. Vier oder fünf langgestreckte, mehrstöckige Gebäude standen hufeisenförmig um eine grosse Kirche herum. Es herrschte eine eigenartige Stille. Vorsichtig tappten wir überall herum, jederzeit gewärtig, einem Mönch zu begegnen. Als es uns schliesslich klar wurde, dass die Klosterbrüder schon seit Jahren aus irgendeinem unbekanntem Grund abgezogen sein mussten, kam Leben in die (Mittlerem. Alle Winkel und Ecken wurden jetzt erforscht. Zunächst durchstöberten wir die Häuser, die alle miteinander verbunden waren, durchliefen endlos lange Korridore, drangen in einige der unzähligen leeren Zellen, die sich längs der schmalen Gänge aneinanderreiheten, und gelangten so zum Speisesaal, zur Küche, zu kleineren und grösseren Zimmern und zur Kirche. Zuletzt stiessen wir auf unterirdische Begräbnisanlagen, eine Art Katakomben. Die Gräber waren übereinander angeord-

net und teilweise offen. Es wurde uns recht unheimlich zumute. Es war totenstill hier, im wahrsten Sinne des Wortes. Im Lichte meiner Taschenlampe sahen wir wohlerhaltene, gebleichte Skelette auf zwei Etagen in ihren Kästen liegen. Die Knaben bebten vor Angst und Aufregung. Als ein ganzer Schwarm von Fledermäusen über unsere Köpfe hinweg schwirrte, verliessen wir fluchtartig diese ungestaltliche Stätte, und ehe wir uns versahen, befanden wir uns in einem ehemals bestimmt prächtigen Park mit einem längst versiegten Wasserspiel. Wir stellten uns vor, wie die Glaubensbrüder in ihren braunen Kutten hier früher meditierend gewandelt waren. Was mochte sie wohl vertrieben haben?

Am Ende unserer Expedition trafen wir wieder mit Anne-Marie zusammen. Sie hatte ein bescheidenes Picknick für uns zubereitet.

Wir machten es uns unter einem Kastanienbaum bequem, ein wenig abseits vom Kloster, und erzählten ihr begeistert von unseren Abenteuern. Wir – ich muss jetzt kurz unsere Burschen mit Namen nennen! Einige kennen wir schon. Da ist einmal Robert Weinberg, zwölf Jahre alt, gross und schlank, stets an meiner Seite, die dunklen Augen treu auf mich gerichtet.

«Es war toll in den Kellern!» flüsterte er mir zu.

«Ich hatte Angst», gestand der dreizehnjährige Isi Bravermann. Er zitterte noch ein wenig und fuhr sich mehrmals durchs schwarze, krause Haar. Pierre Bergmann, der Wortgewandte, immer zu einem Streich Aufgelegte, schlug ihm auf die Schultern und rief: «Das war prima! Die Toten waren schrecklich!»

«Sind alle da?» fragte Anne-Marie, «oder ist noch einer von euch im Kloster verlorengegangen?»

Ich zählte sie: «Pierre, Isi, Mane und Gustav Manasse, Jacques und Gilbert Detchebery, die beiden streitsüchtigen Brüder, die sich bei jeder Gelegenheit verprügelten, Pierre und George Costeseque, Henri Vos, Jacques Palau, Simon und Bernard, alle sind da!»

Nach dem Essen, das nicht viel Zeit in Anspruch nahm, wurde es rasch dunkel. Während wir uns im Heu für die Nacht einrich-

teten, beschlossen Pierre und Gustav, die beiden unzertrennlichen Freunde, sowie Isi und Mane Manasse, sich im Kloster eine Zelle zum Übernachten auszusuchen. «Vielleicht finden wir sogar Betten?» rief Pierre voller Abenteuerlust.

Wir liessen sie ziehen. Was konnte schon geschehen? Raoul schloss sich ihnen an. Bald war es stockfinstere Nacht.

Die Zurückgebliebenen unterhielten sich laut. Die Toten beschäftigten immer noch ihre Gemüter. Plötzlich packte mich eine Unruhe. «Ich gehe nachsehen, wo Pierre und die anderen geblieben sind», erklärte ich und erhob mich. «Wer kommt mit? – Robert, bien sûr, Jacques und Bernard – in Ordnung, also los!»

Wir zogen ab, ich mit einer Taschenlampe bewaffnet voraus. Von einem Gebäude ging's zum anderen, durch die endlosen Gänge an all den Zellen vorbei. Wir fanden die Vermissten nicht. Wo mochten sie sein? Wir sprachen nicht miteinander. Es war still: Unsere nackten Füße machten keinen Lärm. Ich leuchtete in jede der winzigen Zellen, in denen nur gerade je ein Bett Platz finden konnte. Der Wind piff durch die langen, schmalen Korridore; Fenster – die Scheiben waren meist zerbrochen – schlugen auf und zu.

Im letzten Haus, bei der Kirche, fanden wir sie endlich, unsere vier Abenteuerer! Sie waren furchtbar verängstigt: Sie hatten immer wieder den Schein von Lampen in den Fenstern der Gebäude gegenüber gesehen und dunkle Gestalten im Hof wahrgenommen. Sie hatten aber nicht an uns gedacht und sich in ihrer Zelle sicher gefühlt. Wer wollte sie da schon finden? Als sie verdächtige, sich nähernde Geräusche und das Auf- und Zuschlagen von Türen hörten, packte sie die Furcht. Sie glaubten, ihr letztes Stündchen hätte geschlagen, als die Türe aufsprang und der Lichtstrahl meiner Taschenlampe sie traf.

Wir gaben uns gleich zu erkennen. Wie erleichtert sie waren! «Ach, Sie sind es, Herr Steiger!» rief Raoul, und Gustav bestärkte ihn: «Wenn ich das gewusst hätte!»

«Wenn du's gewusst hättest, hättest du nicht so gezittert vor Angst, du Angsthase!» stellte ich lachend fest und fragte:

«Kommt ihr mit uns, oder bleibt ihr hier?»

«Man bleibt!» erklärte Pierre Bergmann trocken, und sie blieben tatsächlich, während wir Mühe hatten, zur Scheune zurückzufinden.

7. Es droht Gefahr

Am dritten Tag unseres Ausfluges gelangten wir nach Foix, einem reizenden, in der Tiefe eines Tales liegenden Städtchen im Vorland der Pyrenäen. Als Wahrzeichen grüsst den Ankommenden schon von weitem – auf einem hohen Felsen – der mächtige Turm einer imposanten Ruine, welche die ganze Gegend beherrscht.

Dort oben in der mittelalterlichen Burgruine hatten wir uns eingenistet, sassen auf einer Mauer, genossen den prächtigen Blick auf die Stadt und assen Pfirsiche, die wir in der Stadt billig erstanden hatten. Ich war allein mit den Knaben. Anne-Marie stattete der Präfektur einen Besuch ab. «Ich kenne eine hochgestellte Beamtin, die über die Ausländer Bescheid weiss. Ich will mich bei ihr erkundigen, ob die Luft rein ist», hatte sie noch gesagt, bevor sie gegangen war.

Sie kam unerwartet schnell wieder zurück. Sie trat zu uns, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und sagte dann leise und erregt: «Die Polizei ist unterwegs ins Schloss. Ich muss so schnell wie möglich heimfahren, um die ‚Grossen‘ zu warnen. Ich habe ein Fahrrad!» rief sie noch – und weg war sie.

Wir sassen erschrocken da und schauten ihr nach, wie sie in ihrem schwankenden Gang – sie hatte ein Hüftleiden – hinter halb zerfallenem Mauerwerk verschwand.

Ich nahm die Landkarte zur Hand und meinte nach kurzem Studium: «Anne-Marie hat etwa zwanzig Kilometer zurückzulegen. Hoffentlich kommt sie noch rechtzeitig ins Schloss!»

«Was will die Polizei denn?» fragte Raoul ahnungslos.

«Die Gendarmen wollen die ‚Grossen‘ holen», erklärte ich schroff.

«Warum? Haben sie etwas angestellt?» Der Jüngste, der blonde Simon, blickte mich fragend an – auch er war völlig ahnungslos.

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte nach einer Pause unwillig: «Die Gendarmen holen die ‚Grossen‘, weil es die Deutschen befohlen haben.»

Und jetzt fragte auch Pierre Costeseque, der sich selten äusserte und stets etwas mürrisch in die Welt blickte: «Warum wollen die Deutschen die ‚Grossen‘ holen?»

«Weisst du es?» wandte ich mich an den hochgewachsenen Gustav, der eben wütend einen Pfirsichstein über unsere Köpfe hinweg geworfen hatte. Sein sonst lachendes Gesicht hatte sich zu einer zornigen Grimasse verzerrt. Er schaute sich nach allen Seiten um, zögerte, und sagte dann gepresst: «Sie wollen sie alle töten, nur weil sie Juden sind! Auch mich und meinen kleinen Bruder, Pierre Bergmann und Henri Vos und dich...»

«Das ist nicht wahr!» unterbrach ihn sein kleiner Bruder Mane. Er war wütend. «Das hast du mir nie gesagt», schrie er, «du lügst, du lügst, niemand will uns töten!»

«Doch, Mane, es ist wahr!» Isi meldete sich: «Ich wurde mit meiner Mutter von der Polizei geschnappt und ins ‚Camp du Vernet‘ gebracht. Ein Wunder, dass ich noch lebe. Meine Mutter...»

«Aber das ist doch völlig verrückt», unterbrach ihn Mane. «Sie wollen mich töten? Ich habe ihnen doch gar nichts getan!» Er fing an zu weinen. Er war noch so klein.

Ich wollte ihn trösten, da packte mich auf einmal die Wut. Ich sprang auf und schrie: «Ils sont fous! Ils sont fous! Tu as raison!» – «Sie sind verrückt. Sie sind verrückt. Du hast recht!»

Die Knaben sassen da wie vom Donner gerührt. Ich sah mich erschrocken um. Zum Glück waren wir allein!

Lange Zeit herrschte Schweigen. Niemand dachte mehr an die Pfirsiche.

8. Alarm im Schloss

Ich weiss nicht mehr, wie wir es schafften: Nachdem wir alle Pfirsiche gegessen hatten, marschierten wir los und kamen in weniger als fünf Stunden im Schloss la Hille an. Eine Glanzleistung! Die Angst, dass die Polizei die ‚Grossen‘ geholt haben könnte, hatte unsere Schritte beflügelt. Schwankend schleppten wir uns gerade noch vor dem Nachessen durchs Eingangstor. Wir konnten uns vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten. Unsere erste Frage war: «Sind sie gekommen?»

Nein, sie waren noch nicht da, die Gendarmen. Beruhigt und hungrig wie die Wölfe – seit den Pfirsichen hatten wir nichts mehr gegessen – setzten wir uns zu Tisch. Ich hatte mich auf eine gute Mahlzeit gefreut wie ein Kind auf den Geburtstagskuchen, wurde aber arg enttäuscht: Es gab wieder die ungeschälten Kartoffeln mit einer Sauce aus verdorbener Pulvermilch – nun schon zum drittenmal. Ein Graus!

Ich sass wie immer neben Fräulein Tännler, der Leiterin. Ich liess mir nichts anmerken und ass verbissen. Schon zu Beginn der Mahlzeit hatte ich bemerkt, dass die ‚Grossen‘ nicht da waren.

Nach dem «Ihr könnt gehen» der Leiterin wies ich zum leeren Tisch der ‚Grossen‘ und fragte Fräulein Tännler: «Wo sind die ‚Grossen‘?»

«Sie sind im Zwiebelkeller!» antwortete sie und schickte sich an zu gehen.

«Im Zwiebelkeller?» wunderte ich mich. «Ist das ein Keller?»

«Nein, so nennen wir das Versteck hier im Schloss. Wollen Sie es suchen? Sie sind ja noch neu hier!»

«Gut, das ist eine Gelegenheit, das Schloss näher kennenzulernen. Ich versuche, diesen Zwiebelkeller zu finden!»

Fräulein Tännler nickte und ging. Es war noch hellichter Tag. Obwohl ich sehr müde war, begann ich sogleich mit der Suche. Ich kannte das Schloss überhaupt noch nicht. Niemand hatte mich bis dahin mit ihm bekannt gemacht. Ich stieg – an der alten Stand-

uhr in der Ecke vorbei – über die breite, knarrende Holztreppe in den ersten Stock. Links war gleich das kleine Zimmer, das wir unseren ‚Salon‘ nannten. Hier traf sich zuweilen das Personal, die Schweizer und die Spanier, zu einem Tee oder zu einem der seltenen Kaffees. Der Salon war sogar möbliert; es gab da einige richtige Stühle, Nadals einfache Hocker und ein grünes, abgewetztes Kanapee. Ausserdem stand neben der Türe links, auf einem kleinen Tischchen, ein altmodischer Radioapparat. Am Abend hörten wir hier oft den ‚Engländer‘. Ein Versteck konnte es aber in diesem engen Raum nicht geben!...

Ich betrat gegenüber vom Salon den grossen Schlafsaal der jüngeren Mädchen und dann das dahinterliegende Schlafzimmer der ‚Grandes filles‘, der ‚grossen Mädchen‘. Ich schaute mir alles genau an und untersuchte die Wände nach einer versteckten Tapetentür, doch nirgends fand ich etwas Verdächtiges. Ich beschloss, den anderen Flügel des Schlosses zu kontrollieren und verliess das kleine Schlafzimmer mit den sieben Eisenbetten. Kaum war ich jedoch wieder im Schlafzimmer der Mädchen, öffnete sich am anderen Ende des Saales eine Türe, und zwei Gendarmen mit umgehängtem Gewehr traten in Begleitung der Leiterin herein. Sie waren auf der Suche nach dem Versteck – genauso wie ich! Ich erschrak gewaltig und hätte mich am liebsten in ein Mauselloch verkrochen. Was sollte ich tun? Ich durfte diesen Männern auf keinen Fall begegnen! Sie würden mich nach den ‚Grossen‘ fragen, und ich könnte nicht glaubhaft lügen... Zum Glück beachteten sie mich nicht. Fräulein Tännler führte sie zu einem Wandschrank: «Schauen Sie hinein!» sagte sie provozierend in ihrem schlechten Französisch, «vielleicht sind sie dort drin!»

Ich bewunderte die Kaltblütigkeit der Leiterin. Sie konnte meisterhaft lügen! Während sie die Schranktür öffnete und die Polizisten ihre Köpfe hineinsteckten, gelang es mir, unbemerkt zu verschwinden.

Im Flur atmete ich erleichtert auf. Ich war gerettet! Mein Herz klopfte bis zum Hals. Ein Weitersuchen erübrigte sich! Ich stieg in den Hof hinunter und setzte mich auf einen der beiden Tische. Ringsum spielten die Kinder. Nur langsam erholte ich mich.

Alle Kinder waren im Hof. Die Kleinen, die ‚Mickys‘, spielten Fangen und jagten einander nach, die ‚Mittleren‘ sassen müde herum. Einzig Pierre Bergmann und Bernard, die beiden leidenschaftlichen ‚Billes‘-Spieler, waren tätig. Geschickt, mit raffinierter Fingerfertigkeit, spickten sie ihre Glas-Marmeln zwei und mehr Meter weit über eine vorgezeichnete Piste am Boden. Es ging darum, die feindliche Glaskugel zu treffen und so zu gewinnen. Voll innerer Unruhe schaute ich ihrem Spiel zu und überwachte gleichzeitig den Hauseingang. Jeden Moment konnten die Gendarmen auftauchen, vielleicht, wenn sie Glück hatten, mit den eingefangenen ‚Grossen‘. Dieser Gedanke liess mich erschauern ...

Nach dem leeren Esstisch zu schliessen waren alle Gefährdeten, die ‚Grossen‘, im Zwiebelkeller, dem geheimnisvollen Versteck. Ich bedauerte, dass ich manche von ihnen erst flüchtig kennengelernt hatte – zu neu war ich noch im Schloss. Ich dachte dabei an die kurzsichtige Edith Goldapper und an Inge Schragenheim, ihre Freundin. Doch die beiden Musiker, den Geiger und den Pianisten, von denen ich schon in Montluel gehört hatte – den hochgewachsenen Henri Storosum mit den langen, schwarzen, zurückgekämmten Haaren und Walter Kammerer mit der dicken Hornbrille und dem leidenden Ausdruck –, die kannte ich schon etwas näher. Auch Addi Nussbaum, den Mathematiker: Addi nahm teil an meiner Morgengymnastik, die ich nach dem Bau der Rollbahn eingeführt hatte. Er wunderte sich anfangs und staunte, dass diese Halbwilden, wie er sie nannte, auf den dritten Pfiff meiner Signalpfeife im Hof erschienen. Und Onze wunderte sich erst recht! Mit seinem breiten Cheshire-Cat-Grinsen fragte er mich immer wieder: «Was haben Sie mit ihnen bloss gemacht?» –

Alle waren sie jetzt versteckt...

Während ich in Gedanken versunken dasass, den Hauseingang keinen Augenblick aus den Augen lassend, verdunkelte sich der Himmel schnell. Ich wurde immer nervöser: Wo steckten die Gendarmen? Warum kamen sie nicht?

Pierre Bergmann und Bernard spielten jetzt weitab von mir. Unermüdlich kämpften sie um eine Marmel. Die ‚Mittleren‘ hat-

ten sich um sie herum gruppiert und schauten ihrem verbissenen Spiel gelassen zu. Es war plötzlich still geworden. Fräulein Tobler hatte die ‚Mickys‘ hereingeholt und sie zu Bett gebracht.

Es hielt mich auf einmal nichts mehr auf dem Beobachtungsposten. Ich stand auf und begab mich zum Küchenfenster. Frau Schlesinger war nicht da; auch sie hatte sich unsichtbar gemacht.

— Einen Moment nur hatte ich mich abgewandt, und schon kamen sie! Ich erschrak gewaltig, doch die Gendarmen sahen sich nicht um. In ihrer khakifarbenen Uniform, das Gewehr ordentlich umgehängt, das ‚Képi‘ ins Gesicht gezogen, schritten sie durch den Hof und verschwanden im Turm-Eingang. Sie waren allein, hatten also glücklicherweise niemanden erwischt. Ich atmete auf. Und da kam auch Anne-Marie aus dem Haus, trat auf mich zu und rief erleichtert: «Sie sind gegangen.»

«Ich hab's gesehen» , antwortete ich. «Wir sind noch einmal gut davongekommen. Suchten sie eigentlich alle oder nur ein paar von den Jungen?»

«Nur vier! Unseren Geiger, Heinz Storosum, Manfred Kammerer – Walters Bruder –, Addi Nussbaum und Henri Brünell

— Ilses Bruder...»

«Und Walter Kammerer?»

«Von ihm wissen sie nichts. Er ist auf keiner Liste...»

«Aber alle waren versteckt?»

«Sicher. Man wusste ja nicht, wen sie holen wollten!»

«Ein Glück, dass man sie nicht gefunden hat. Wir müssen ein Super-Versteck haben!»

«Haben wir auch! Den Zwiebelkeller würden selbst die Deutschen nicht finden!»

Ich nahm mir vor, diesen geheimnisvollen Zwiebelkeller gelegentlich zu suchen, fragte aber:

«Wie hast du die Heimfahrt mit dem Rad geschafft?»

«Es ging ganz glatt – ich hatte nur Angst, zu spät zu kommen.»

«Und was geschieht jetzt?»

«Walter Kammerer bleibt natürlich hier im Schloss. Er wird ja nicht gesucht. Henri Storosum, Henri Brünell und Manfred kön-

nen nicht bleiben. Das wäre zu gefährlich. Auch Addi nicht. Addi hat überhaupt keine Papiere. Mit ihm fahre ich in die Schweiz.»

«Und die anderen?»

«Die stehen in Verbindung mit der jüdischen Hilfsorganisation ‚Joint‘, die im Untergrund arbeitet. ‚Joint‘ hat allen jüdischen Jugendlichen hier falsche Identitätskarten verschafft. Anfang dieses Jahres schickten sie einen Mann hierher ins Schloss, der alle ‚Grossen‘ photographierte und kurz darauf mit den entsprechenden Papieren zurückkehrte. Laut diesen Papieren kam nun jedes Mädchen und jeder Junge aus irgendeinem Ort im Elsass, von Strassburg, Colmar oder Séléstat. Und alle hiessen nun Berger, Stüssi, Belin oder sonstwie.»

«Und Addi hat diese Papiere nicht?»

«Er war nicht da, sondern arbeitete bei einem Bauern, als dieser Mann kam. Man sagt, dieser Mann sei in Nizza erschossen worden (sonst wäre er bestimmt nochmals zu uns gekommen) ... Ich mache mir jetzt vor allem Sorgen wegen Heinz Storosum. Mit seinen langen Haaren wird er überall auffallen. Er riskiert sein Leben. Ich wollte sie ihm abschneiden, aber er ist nicht davon zu überzeugen. Er will nicht, dass man seine Haare anrührt. Die Polizei hatte ihn während eines Konzertes im Schloss verhaftet. Seit seiner Freilassung aus dem ‚Camp de Noe‘ lebt er in ständiger Angst. Er hat schon viel durchgemacht. Walter kann dir davon ausführlich berichten.»

Anne-Marie schickte sich an zu gehen.

«Und mit Addi fährst du jetzt in die Schweiz – einfach so?»

«Ja, es gibt keine andere Lösung.»

«Aber Addi hat keine Papiere, hast du gesagt...»

«Das ist es ja: Deshalb kann er nicht in Frankreich bleiben. Wir kommen natürlich nur schwarz über die Grenze. Das ist aber kein Problem. Mein Vater ist Förster im Vallee de Joux. Seine Wälder, die auch ich kenne, reichen weit über die Grenze nach Frankreich, und da haben wir gute Freunde.»

«Und wann gehst du?»

«Heute bin ich zu müde. Morgen – in der nächsten Nacht –

um ein Uhr marschieren wir los nach St. Jean de Verges. Das ist sehr weit. In St. Jean de Verges nehmen wir den 5-Uhr-Zug nach Toulouse...»

Anne-Marie eilte ins Haus zurück, und ich brachte die ‚Mittleren‘ zu Bett.

Es war Nacht geworden.

Bei der Morgengymnastik – ohne Addi diesmal – entdeckten die ‚Mittleren‘ die Gendarmen: Diese sassen bei der ‚Menuiserie‘, der Tischlerei, hinter einem Stapel aufgeschichtetem Stroh und hatten offensichtlich die ganze Nacht hindurch das Schloss bewacht. Heimlich, im Schutze der Dunkelheit, waren sie wiedergekommen ...

9. Der Besuch

Nun war ich schon bald drei Wochen im Schloss. Alles liess sich gut an. Ich hatte mich gut eingelebt, und mit den ‚Mittleren‘ gab es kaum noch Probleme – dank der Rollbahn, die wir immer wieder aufsuchten. Die Rollbahn war der Hit! Wir verlängerten sie, und die Abfahrten wurden immer dramatischer. Die Knaben kamen jedesmal ins Feuer, und eine Abkühlung tat uns vor der Heimkehr immer gut...

Das Wetter war schön und für die Jahreszeit – zweite Hälfte September – recht warm.

Vom Personal kannte ich jetzt – abgesehen von der Leiterin – Fräulein Tobler (die Kindergärtnerin), Anne-Marie, Frau Schlesinger (die Köchin) und flüchtig die Spanier. Herr und Frau Marimon hatten ein kleines, schwächtiges sechsjähriges Mädchen, Rosa, mit einer hübschen Tire-Bouchon-Frisur; die Palaus hatten ein gleichaltriges Mädchen, Conchita, mit langem blonden Haar – ein lebensfrohes Geschöpf. Conchita hatte noch zwei Brüder: Pepito (er war mit drei Jahren der jüngste Schlossbewohner) und

Jacques, ein ‚Mittlerer‘, der beim Bau der Rollbahn tüchtig mitgeholfen hatte.

Da gab es aber noch jemand beim Personal: einen geheimnisvollen, blassen, finster dreinblickenden, schlanken Mann mit schmalen Gesicht, tiefliegenden Augen und schwarzem, nach hinten gekämmtem Haar. Er war mir wohl vorgestellt worden, doch ich hatte bis dahin nie Gelegenheit gehabt, ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Nach jedem Essen verschwand er still und unauffällig. Jetzt sollte ich ihn unter ungewöhnlichen Umständen kennenlernen!

Einige Tage war Anne-Marie schon fort, da bekamen wir Besuch. Das geschah äusserst selten.

Es war am späteren Abend und schon sehr dunkel. Ich hatte eben die ‚Mittleren‘ zu Bett gebracht, als ich auf dem Weg zur Küche den düster beleuchteten Speisesaal betrat. Ganz vorne, bei der Küchentür, sassen zwei Herren. Den einen erkannte ich sogleich: es war der Geheimnisvolle. Der andere Mann aber war mir fremd.

Ich ging an ihrem Tisch vorbei und grüsste freundlich – auf französisch natürlich, denn französisch war die offizielle Sprache im Schloss.

Zum erstenmal beachtete mich der bislang so rätselhafte Mann und lud mich zum Sitzen ein – auf Schweizerdeutsch! Ich staunte nicht schlecht; ich hatte ihn bis dahin für einen Franzosen gehalten.

«Ein neuer Schweizer, der kürzlich erst gekommen ist», orientierte er den Besucher. Dann wandte er sich wieder an mich:

«Das ist Ruedi Schmutz vom ‚Tambouret‘, ebenfalls ein Schweizer.»

Wir begrüsstest uns, und ich setzte mich zu ihnen.

Auf dem Tisch stand eine Blechkanne voll Tee und daneben – o Wunder, das hatte ich schon lange nicht mehr gesehen! – ein Blechteller mit ‚Petit Beurres‘, diesem süssen, knusprigen Konfekt!

Der Besucher war in keiner Weise förmlich: «Gefällt es dir hier?» fragte er und duzte mich gleich.

«Ja, gewiss», gab ich zur Antwort. «Ich habe mich schon gut eingelebt, kenne aber noch nicht alle Kinder. Es sind ja so viele!»

Dann fragte ich meinerseits: «Und Sie kommen vom...»

«Vom ‚Tambouret‘. Das ist ein Hof, sechzehn Kilometer von hier. Sag ruhig ‚du‘ zu mir!»

«Du bist aber nicht zu Fuss gekommen?»

«Nein, mit dem...» – in diesem Moment ging das Licht aus, und wir sassen im Dunkeln.

Wir warteten und warteten geduldig: Das Licht musste doch wieder angehen! Und das tat es schliesslich auch – nach einigen langen Minuten. Unser Blick fiel sogleich – wie gebannt! – auf den Blechteller mit den ‚Petit Beurres‘. Er war leer! Die ganze Herrlichkeit war verschwunden, wie weggezaubert.

Erstaunt, ja bestürzt, sahen wir uns an. Dann brachen wir in ein schallendes Gelächter aus. Jeder von uns dreien hatte von der Dunkelheit profitiert und sich gütlichst bedient...

Zu sagen bleibt, dass es im Schloss und auch in der Umgebung keine Süssigkeiten gab. Darum waren wir auch ganz wild darauf!

Jetzt war das Eis gebrochen: Der Geheimnisvolle bot mir seinerseits das Du an. Er hiess Eugen Lyrer und kam aus Zürich. Wir unterhielten uns noch eine Weile aufs beste, dann lud Ruedi uns zur Hochzeit seines Bruders aufs ‚Tambouret‘ ein und verabschiedete sich.

10. Wie Ruedi Schmutz Edgar Chaim rettete

Eugen Lyrer war jetzt ein ganz anderer Mensch. Alles Geheimnisvolle war von ihm abgefallen. Wir unterhielten uns ab und zu, so wie es sich ergab, aufs freundschaftlichste. Wir kamen dabei auch öfter auf Ruedi Schmutz zu sprechen.

Eugen erzählte mir von der Familie Schmutz auf dem ‚Tambouren. «Du glaubst gar nicht, wie einfach die auf diesem Bauernhof

leben», sagte er einmal. «Sie haben keine Elektrizität und kein fließendes Wasser.»

«Bist du schon mal dortgewesen?»

«Ja. Und immer gab es einen guten Kaffee mit einer dick gestrichenen Butterschnitte. Übrigens, hab' ich dir das schon erzählt? Einer von den ‚Grossen‘, Edgar Chaim, ist jetzt dort.»

«Ach so, deshalb habe ich ihn nicht mehr gesehen. Er war sonst immer mit Addi Nussbaum beim Morgenturnen. Addi ist jetzt wahrscheinlich schon in der Schweiz – vorausgesetzt, dass alles gutgegangen ist», fügte ich nach einer kurzen Weile hinzu und fragte: «Aber Edgar war doch nicht im Schloss, als die Gendarmen kamen?»

«Nein, er war bereits auf dem Tambouret», antwortete Eugen. «Seit seiner abenteuerlichen Flucht nach Spanien fühlte er sich hier nicht mehr sicher. Er lebte in Angst und Schrecken, wie ein gehetztes Tier, ständig in Bereitschaft, zu fliehen und sich zu verstecken ... Davon hast du wahrscheinlich gar nichts gespürt. Gleich nach der missglückten Flucht im Mai war es am schlimmsten: Irgend jemand hatte Edgar verraten. Man war auf der Suche nach ihm. Mehrere Male forschte die Polizei im Schloss nach ihm. Edgar versteckte sich wochenlang unten bei der Loze, in den Gebüschchen. Er schlief auch dort und kam nur zu den Mahlzeiten.»

«Und warum ging er nicht einfach zu Ruedi?» wunderte ich mich.

«Er ging öfter hin», erwiderte Eugen. «Doch weil er keine Papiere hatte, konnte Ruedi ihn nie länger als eine Woche behalten. Jetzt aber hat er ihn losgekauft.»

«Wie meinst du das: losgekauft?»

«Ruedi begab sich ins Hauptquartier der Polizei in Pamiers – er kannte die Leute dort! –, legte ein grosses, fettes Kaninchen vor die erstaunten Gendarmen und sagte: ‚Macht euch ein gutes Essen. Aber lasst mir meinen Juden; den brauche ich im Stall und auf dem Feld!‘

Es klappte! Ruedi bekam eine Arbeitsbewilligung für Edgar Chaim. Der Junge war gerettet!»

11. Schwimmen und Rollwagenfahren

Nach Gesetz und Recht hätten jetzt die ‚Mittleren‘ die Dorfschule in Montégut besuchen müssen, denn Mitte September war wieder Schulanfang. Irgend etwas klappte nicht. Weigerte sich vielleicht der Dorfschullehrer, unsere Schüler weiterhin zu unterrichten? Auch Fräulein Tännler konnte mir keine befriedigende Auskunft geben, und so blieben die Knaben unter meiner Obhut. Tag für Tag, von morgens bis abends...

Zum Glück war das Wetter anhaltend schön und warm. Wir konnten täglich in den Felsen, in der Moulin Neuf, baden und schwimmen und anschliessend im Steinbruch Rollwagen fahren. Wir badeten jetzt immer zuerst; ich wollte die ‚Mittleren‘ nicht zu lange solch riskante Abfahrten machen lassen. Die Bahn hatten wir inzwischen verlängert. Nun bauten wir sie erneut um und stellten eine neue, solidere Kurve zusammen, die nicht gleich auseinanderbrechen sollte.

Wir organisierten uns auch besser. Es wurde streng eingeteilt, wer wann fahren durfte.

Der Rollwagen war – auch ohne Kippmulde – unheimlich schwer. Etappenweise wurde er zur ‚Bergspitze‘ geschoben. Für jedes Rad gab es einen Bremsler mit einem dicken Ast, und jeder der vier Bremsler legte auf Kommando mit Präzision seinen Stock unter sein Rad. Das gab jeweils eine Erholungspause, denn nach spätestens zwei Metern musste ausgeruht werden. Alle ausser den Bremslern schoben mit voller Kraft.

Oben angekommen kletterten dann beispielsweise Mane Manasse, Gustav, Pierre Costeseque und Jacques Palau auf den Wagen. Und Raoul kommandierte: «Achtung! Eins – zwei – drei – los geht's!» Die Bremsler rissen ihre Äste unter den Rädern weg, und schon ging's mit Getöse und mächtigem Geschrei los. In einem Wahnsinnstempo ratterte der Wagen hinunter in die Kurve und – Ai, ai, ai! – kaputt und zerstört war sie, unsere neue, scheinbar so solide Konstruktion!

Mit unendlicher Geduld wurden die Schienen wieder so gut zusammengefügt und fixiert, wie es möglich war. Leider hatten wir keine Drähte. Die Bremser wurden ausgewechselt, und die Prozedur begann von vorne, diesmal mit neuer Besetzung: Isi Bravermann, Pierre Bergmann, Bernard und Gilbert durften fahren, Robert Weinberg kommandierte...

12. Edgars missglückte Flucht nach Spanien

Gegen Ende September erschien plötzlich eine neue Directrice, Fräulein Groth. Sie war gross und mächtig und wirkte sehr reserviert. Sie kam gerade rechtzeitig, um Fräulein Tännler, die krank geworden war, abzulösen. Fräulein Tännler fühlte sich schwach und elend, fürchtete, die Gelbsucht zu haben, und bat mich, sie zur Familie Schmutz aufs Tambouret zu begleiten – was ich am folgenden Tag dann auch tat. Ich übergab die ‚Mittleren‘ an Eugen Lyrer und machte mich auf den langen, mühsamen Weg mit der Ex-Directrice.

Zuerst gingen wir auf der Route Départementale, immer schön der Lèze entlang, bis nach Pailhès. Bei der Gendarmerie Nationale führte uns die Strasse an einer verfallenen Kirche vorbei, in langgezogenen Kurven immer weiter aufwärts, über eine flache Passhöhe in die weite Landschaft hinaus, bis wir in Escosse anlangten, einem kleinen Dörfchen. Von dort war es dann, nach sechzehn Kilometern Fussmarsch, nicht mehr weit zum Tambouret, das unweit vom Dorf auf einer Anhöhe liegt.

In knapp fünf Stunden hatten wir es geschafft. Fräulein Tännler war am Ende ihrer Kräfte. Die alte Frau Schmutz nahm sich ihrer an.

Ich schaute mich nach Ruedi um, aber alle Männer waren noch auf den Feldern beim Maisschneiden; Ruedi, Hans und Vater Schmutz.

So setzte ich mich auf die baufällige Bank vor dem Stall und ruhte mich aus. Die Füsse taten mir weh. Ich träumte in die schöne Landschaft hinaus, die wie ein Teppich vor mir ausgebreitet lag, und freute mich aufs Nachtessen, auf ein dick gestrichenes Butterbrot.

«Guten Abend, Herr Steiger!» Edgar Chaim stand plötzlich vor mir und riss mich aus meinen Träumereien. Ich freute mich, ihn wiederzusehen, und bat ihn, sich zu setzen. Er nahm neben mir Platz. Wir sprachen über dies und das, mir aber brannte eine Frage förmlich auf der Zunge, und schliesslich hielt ich mich nicht mehr zurück: «Sag mal, Edgar, wie war denn das mit deiner missglückten Flucht nach Spanien?»

«Ich erzähle Ihnen heute abend gerne davon», erwiderte Edgar und stand auf. «Sie entschuldigen doch – ich habe noch im Stall zu tun. Aber im Grunde genommen», fuhr er nach kurzem Besinnen fort, «kann ich die Arbeit auch später machen, es ist ja noch lange Tag!»

Er setzte sich wieder und erzählte mir die Geschichte seiner abenteuerlichen Flucht nach Spanien, die ihn um ein Haar in den Tod geführt hätte. Ich hatte bislang nur bruchstückhaft davon gehört.

Sein Bericht begann etwa folgendermassen: «Kurt Moser aus Hannover, Ediths Bruder, der einen missglückten Fluchtversuch in die Schweiz unternommen hatte, kam auf die naheliegende Idee, dieselbe Aktion nochmals zu versuchen; diesmal mit Spanien. Er arbeitete wie einige der ‚Grossen‘ – und wie ich hier im Tambouret – bei einem Bauern, ziemlich weit weg, im ‚Conteret‘ bei Mazères. Da Mazères nicht so weit entfernt von St. Girons liegt, begab sich Kurt in diese kleine Stadt und wollte dort einen Führer, einen sogenannten ‚Passeur‘, für Spanien kontaktieren.

Er hatte Glück – oder vielmehr Pech! – und fand bald einen solchen; allerdings handelte es sich um einen gemeinen Verräter, der für die Deutschen arbeitete. Kurt traf diesen Mann öfter und besprach mit ihm den illegalen Grenzübertritt bis ins Detail. Unglücklicherweise schöpfte Kurt nie Verdacht...

Kurt kam einige Male zu uns aufs Schloss und orientierte uns über seine erfolgreichen Bemühungen. Seinen Schilderungen ge-

mässig war der ‚Passeur‘ ein sympathischer Mann und der Grenzübertritt ein reines Kinderspiel. Er lud uns ein mitzukommen. Und er begeisterte uns für seinen Plan.

Bei seinem dritten oder vierten Besuch im Schloss teilte uns Kurt strahlend mit, dass es nun soweit sei. Der erste Treffpunkt sei im kleinen Park von St. Girons, das Datum sei der 15. Juni! Fünf von uns beschlossen, mit ihm zu gehen: Fritz Wertheimer, Werner Eppstein, Charles Blumenfeld, Addi Nussbaum und ich.

Das folgende Gespräch, Herr Steiger, das wir im kleinen Park von St. Girons führten, wo wir uns dann trafen, werde ich nie vergessen. Nach der Begrüssung sagte Kurt zu uns: ‚Fritz und Werner sind vor einer Stunde nach La Bastide abmarschiert. Die fünf, die auch noch mitkommen, sind vor einer Stunde ebenfalls weg. Wir sind insgesamt zehn Jungs!‘

Das war uns neu!

‚Zu zehnt wollen wir also über die Grenze!‘ empörte sich Addi, ‚das ist ja ein Wahnsinn, da werden wir garantiert geschnappt! Und weshalb gehen wir gerade nach La Bastide? Davon haben wir vorher nie gesprochen. La Bastide liegt doch weit von der Grenze weg..‘

‚Es liegt eben einsam‘, antwortete Kurt. ‚Wir gehen nicht bis nach La Bastide hinein. Ein kleiner Lastwagen nimmt uns dann auf und bringt uns zur Grenze.‘

‚Das ist ja unglaublich! In einem Lastwagen fallen wir ja noch mehr auf, und ausserdem kann man uns im Lastwagen direkt zur Gestapo bringen. Die Deutschen bezahlen einen guten Preis für einen lebendigen Juden. Zehn Juden bringen einem Passeur eine hübsche Summe Geld ein... Wieviel musst du ihm eigentlich bezahlen?‘ fragte Addi erregt.

‚30000 Francs für uns alle zehn‘, antwortete Kurt. ‚Dafür darf er wohl einen Lastwagen bemühen!‘

‚Total verrückt!‘ Addi schrie nun fast. Wir zischten ihn an: ‚Psst, sei still!‘, und Addi erklärte leise: ‚Da mache ich nicht mit. Der Passeur macht ein Riesengeschäft mit uns – und mit den Deutschen! Ich kehre ins Schloss zurück!‘ Er drehte sich um und verliess uns fluchtartig.

Das war seine Rettung!

Ich liess mich auf eine Bank fallen. Mir war ganz übel. Ich sah in meiner Phantasie schon SS-Männer vor mir, die uns ergriffen und abtransportierten...

Einen Moment lang war Kurt fassungslos. ‚Etwas muss doch gewagt werden‘, meinte er. ‚Geschnappt werden können wir doch immer.. .‘

‚Wir wussten nichts vom Lastwagen‘, sagte Charles.

‚Das sollte eine angenehme Überraschung sein! Edgar, ruhe dich etwas aus und folge uns in einer halben Stunde in Richtung La Bastide‘, befahl mir Kurt.

Ich blieb erschöpft auf der Bank sitzen. Ich schlief ein. Als ich aufwachte, begann es bereits zu dunkeln. Ich hatte Hunger und Durst. Glücklicherweise fand ich ein kleines Bistro, wo ich ohne Coupons zu essen und zu trinken bekam. Ich sah so elend aus! Gestärkt machte ich mich auf denselben Weg, auf dem meine Kameraden alle nach La Bastide gegangen waren. Mir kam er recht gefährlich vor.

In der dunklen Nacht war es viel schwieriger als am Tag, rechtzeitig hinter Bäumen oder im Strassengraben zu verschwinden. Einige Male stand ich plötzlich – wie auf einer Theaterbühne – im vollen Scheinwerferlicht eines Autos. Das war grauenhaft. Mich packte eine fürchterliche Angst: Jederzeit konnten mich die Deutschen überraschen! Das wäre mein Tod gewesen! Ich fühlte mich ganz elend. Dann blieb ich stehen. Eine unheimliche Stille herrschte. Meine Angst wurde zur Panik. Addi hatte recht; etwas stimmte hier nicht! Einen Moment lang zögerte ich noch, dann kehrte ich um und rannte wie ein Verrückter nach St. Girons zurück und weiter dem Schloss La Hille zu. Immer wieder warf ich mich in den Strassengraben, wenn ich nur schon von weitem ein Auto kommen sah. Ich lief und lief und hatte ständig das bedrohliche Gefühl, dass eine ganze Schar SS-Männer hinter mir her sei... Es war schrecklich.»

Edgar stöhnte auf; die Erinnerung an jene Nacht war zu grässlich für ihn.

Addi und Edgar rettete die Angst. Ihre Kameraden, Charles,

Werner, Kurt und Fritz aber waren verloren. Und die fünf anderen – ausser einem gewissen Herrn Meyer – auch...

An einer einsamen Stelle bei La Bastide – nahe einem deutschen Posten – nahm der Passeur seine Opfer einzeln in Empfang, liess sich ihr gesamtes Bargeld aushändigen, dazu ihre Uhren und was sie sonst noch bei sich hatten. Anstatt sie daraufhin wie versprochen nach Spanien zu geleiten, führte er sie – wiederum jeden einzeln, gegen gute Bezahlung; denn ein lebender Jude hatte seinen Preis! – in die Arme der allgegenwärtigen, gnadenlosen Gestapo. Genau das, was Addi Nussbaum vorausgesehen hatte, war eingetroffen.

Charles, Kurt, Werner und Fritz kamen in der Folge zuerst nach Drancy bei Paris. Auf dem Weg dorthin gelang es Werner, einen Brief aus dem Viehwaggon zu werfen, der wie durch ein Wunder ins Schloss gelangte. Mit Bleistift schrieb er ganz kurz:

Linser Passeur war ein gemeiner Verräter. Er hat uns der Gestapo übergeben, nachdem er uns alles abgenommen hatte. Jetzt geht's nach Drancy und von dort...

*Letzte Grüsse an alle im Schloss
Charles, Kurt, Werner und Fritz*

Alle vier wurden später vom berüchtigten Auffanglager Drancy ins Vernichtungslager Auschwitz abtransportiert...

Wir sassen noch eine Weile auf der Bank vor dem Haus – jeder seinen Gedanken nachhängend. Die Sonne ging langsam unter. Die Kühe kehrten zurück von der Weide, und mit ihnen kamen die beiden Brüder Hans und Ruedi. Es war Zeit zum Nachtessen. Die Mutter hatte in der Küche den Tisch gedeckt, und Vater Schmutz entzündete fachmännisch die Karbidlampe. Elektrizität oder fließendes Wasser gab es hier ja nicht. Ein Traumessen stand bald vor uns: Brot, soviel man nur wollte, dazu Butter, Speck und Käse und richtiger Kaffee mit Milch. Und das alles à discrétion – es war wie im Märchen...

13. Isi Bravermann und seine wunderbare Rettung

Anderntags war ich bereits wieder mit den ‚Mittleren‘ unterwegs. Sie waren hungriger, als sie es normalerweise schon waren, denn zum Mittagessen hatte es Fèves, eine Art Saubohnen, gegeben, die sowohl schlecht als auch fast ungeniessbar waren. Und ausserdem stillten sie den Hunger auch nicht. Wir gingen deshalb den Obstbäumen nach, was wir immer taten, wenn uns der Hunger zu stark plagte. Wir suchten die Zwetschgenbäume auf, nicht weit von der Lèze, in Richtung Pailhès. Isi Bravermann schien besonders hungrig zu sein: Er kletterte auf den ersten Baum, den er sah, obwohl ja die Zwetschgen in Massen am Boden lagen (die Bauern pflückten sie nicht!).

Isi war ein ruhiger, eher verschlossener Junge von zwölf Jahren. Er hatte einen dunklen Teint und krause, schwarze Haare; ein volles Gesicht mit südländischen Zügen.

Dass Isi vor wenigen Monaten noch im ‚Camp du Vernet‘ knapp dem Tode entronnen war, wurde mir erst später von Eugen Lyrer erzählt. Die Geschichte hatte sich im Juni abgespielt. Ein Telegramm aus dem ‚Camp du Vernet‘ traf im Schloss ein. Darin stand: «Venez vite, un garçon vous attend.» – «Kommen Sie schnell, ein Junge wartet auf Sie.»

Eugen entschloss sich, den Knaben sofort zu holen. Er verschaffte sich ein Fahrrad und fuhr über Escosse nach Pamiers, unserem Versorgungsort, dreissig Kilometer vom Schloss entfernt. In Pamiers nahm er den Zug nach Le Vernet, und von dort begab er sich zu Fuss in das nahegelegene Lager. Er meldete sich bei der Direktion, wies das Telegramm vor und verlangte die Herausgabe des Knaben. Der Lagerleiter war sichtlich bestürzt, studierte das Telegramm und fragte schliesslich:

«Weshalb sind Sie schon hier?»

«Wenn es um ein Menschenleben geht, gibt es nichts zu überle-

gen. Da heisst es handeln», erwiderte Eugen Lyrer. «Kann ich jetzt das Kind haben?»

Fünf Minuten später wurde eine Frau mit einem Knaben hereingeführt. Eugen ging auf sie zu: «Ich habe das Telegramm erhalten ... Ist das Ihr Sohn?» fragte er.

Die Frau nickte.

«Ich bin gekommen, um ihn zu holen.» Er nahm den Jungen an der Hand und wollte ihn zu sich ziehen, doch die Mutter warf sich mit einem wilden Schrei über ihn, umklammerte ihn und stiess unartikulierte Laute aus.

«Wenn Sie mir das Kind nicht überlassen», sagte darauf Eugen laut und deutlich, «dann lasse ich es hier!»

Das wirkte. Die Mutter flüsterte plötzlich ruhig und resigniert, mit tonloser Stimme: «Lassen Sie mich nur noch Abschied nehmen!»

Verzweifelt umarmte und küsste sie ihren Sohn, dann gab sie ihn frei. Lyrer zog ihn zu sich, verabschiedete sich kurz und ging.

Es war höchste Zeit, denn kaum waren sie gegangen, brausten auch schon deutsche Lastwagen heran, und der Abtransport der Häftlinge begann...

Isi war gerettet.

Unsere jüdischen Kinder und Jugendlichen erhielten nie Post. Sie wussten nichts von ihren Angehörigen. Im Schloss hatte sich eine Art Schicksalsgemeinschaft gebildet, die ihnen über den Verlust des Elternhauses hinweghalf. Jedoch nicht allen; Rosa Goldmark stand ausserhalb dieser Gemeinschaft und war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Niemand konnte ihr helfen. Sie bewegte sich in ihrer eigenen Leidenswelt, zu der wir keinen Zugang hatten. Sie irrte oft gespenstisch im Schloss herum, blieb ab und zu stehen und legte die rechte Hand auf den Mund, als hätte sie soeben etwas Ungeschicktes gesagt. Sie sah verstört aus und huschte an einem vorbei, wenn man sie ansprach.

Isi hatte sich rasch im Schloss eingelebt und fühlte sich hier unter den Kameraden wie zu Hause. Jetzt sass er zuoberst im Baum und ass Zwetschgen. Auch wir taten uns gütlich im Schatten des Blätterdaches.

Plötzlich durchzuckte mich ein Schmerz, und innerhalb kürzester Zeit hatte ich schreckliche Bauchkrämpfe. Ich legte mich in der noch warmen Sonne auf den Rücken und hoffte auf Besserung. Doch auch meine ‚Mittleren‘ wurden nicht verschont. Alle, bis auf Mane und Gustav Manasse, wurden auf einmal von Krämpfen gepackt. Isi auf dem Baum begann sogar zu schreien.

Wir waren in einer verzweifelten Lage. Was sollten wir tun? Wie lange sollten wir uns so in Schmerzen winden?

Ich rief meine Schar zusammen, und wir wankten unter Gestöhne und Gejammer zum Schloss. Wir verzichteten – ausser Mane und Gustav – aufs Nachtessen und legten uns sogleich ins Bett.

Die Schmerzen liessen bald nach, doch eine furchtbare Diarrhöe folgte. Ein Durchfall der schlimmsten Sorte...

14. Walter Kammerer

Tagtäglich war ich mit den ‚Mittleren‘ zusammen. Wir badeten in der Lèze bei der Brücke, in den Felsen der Moulin Neuf (die Rollbahn interessierte nicht mehr), und durchzogen das Land...

Am 25. September begann die Schule im zwei Kilometer entfernten Montégut – zum grossen Leidwesen der ‚Mittleren‘, aber zu meiner eigenen Freude und Erleichterung!

Ich freute mich jedoch zu früh. Still und gesenkten Hauptes waren die Jungen mit den Mädchen abgezogen – völlig ausser Rand und Band kehrten sie hingegen nach zwei Stunden zurück: «Er hat uns fortgeschickt. Der Lehrer hat uns weggeschickt!» schrien sie und schlugen Purzelbäume. Da hatte ich nun die Bescherung!

Wann immer sich eine Gelegenheit dazu bot, unterhielt ich mich mit unserem Pianisten, mit Walter Kammerer. Er war der Älteste der ‚Grossen‘, zählte 22 Jahre und wurde von den Gendarmen nie gesucht, weil er auf keiner Liste figurierte.

Die ‚Grossen‘ (wir nannten sie ‚des Grands‘) waren alle Juden, und ein Teil der ‚Mittleren‘, der ‚Moyens‘, ebenso. Ursprünglich waren es hundert jüdische Kinder und Jugendliche, die von Österreich und Deutschland via Brüssel ins Schloss La Hille gekommen waren.

Walter Kammerer erzählte mir, dass er 1938 als letzter Jude in einer Gymnasialklasse in Berlin zurückgeblieben war. Man brauchte ihn noch für Konzerte. Aber dann schlug auch seine Stunde, und er wurde ausgewiesen.

Zusammen mit seinem Bruder Manfred gelangte Walter mit einem ‚laissez-passer‘, einem Passierschein des belgischen Konsulats, nach Brüssel.

Viele der ‚Grossen‘ profitierten übrigens von solchen Passierscheinen, die von den belgischen Konsulaten nach der Kristallnacht im Herbst 1938 in verschiedenen deutschen Städten – in Berlin, Köln, Frankfurt, Leipzig und anderswo – freizügig ausgegeben wurden. Die Folge davon war ein kleiner Exodus von jüdischen Kindern aus Deutschland, die von vorausblickenden Eltern mit einem Koffer voller Habseligkeiten zur Bahn gebracht wurden.

Hundert Kinder aus Deutschland und Österreich, so berichtete Walter, wurden in zwei Heimen in der Nähe von Brüssel untergebracht.

Nach dem brutalen Überfall der Deutschen organisierte die Leiterin des Mädchenheimes, Elka Frank, mit ihren Mädchen überstürzt die Flucht nach Frankreich. In Anderlecht, wo sich Walter aufhielt, schloss sich ihnen der Direktor, Monsieur Gaspard, mit seinen Zöglingen, den Jungens, an.

Walter erzählte ausführlich von dieser Flucht: von der schrecklichen, einwöchigen Eisenbahnfahrt quer durch Frankreich und von dem Bombardement, in das sie bei Dieppe geraten waren.

In Toulouse konnten sie endlich den Gepäckwagen verlassen. Sie wurden in den kleinen Ort Seyre gebracht, kamen aber nicht in ein Schloss, wie gemunkelt worden war, sondern in ein primitives, baufälliges Haus – in der Nähe eines Schlosses! –, wo sie alle am Boden auf Stroh schlafen mussten.

Einige ältere Jugendliche, darunter Walter, wurden schon bald von Gendarmen abgeholt und in das berüchtigte Lager St. Cyprien am Meer gebracht.

Walter erzählte mir, wie er dort an Typhus erkrankte und beinahe das Leben verloren hätte. Gerade noch rechtzeitig wurde er mit seinen Kameraden Werner Eppstein, Berthold Elkan und anderen vom ‚Secours Suisse‘ – einer Schweizer Hilfsorganisation des Zivildienstes, die sich besonders in Spanien ausgezeichnet hatte – aus dem Lager befreit. Sie kehrten nach Seyre zurück.

Während seiner Abwesenheit hatte die belgische ‚Direktion‘, Herr Gaspard und seine Frau, Seyre fluchtartig verlassen. Ein Glück für die Kinder, denn dieser Gaspard war ein harter, sadistischer Erzieher und führte ein Schreckensregiment. Herr und Frau Frank traten an seine Stelle. Sie kamen bald in Schwierigkeiten, weil kein Geld da war – Gaspard war damit durchgebrannt. Herr Frank suchte und fand bald Hilfe. Im Oktober 1940 übernahm der ‚Secours Suisse‘ die hundert Kinder von Seyre. Als erstes bekamen alle einen einfachen Schlafsack.

Es ist eine lange Geschichte, die mir Walter so nach und nach erzählte. Auf Einzelheiten werde ich später zurückkommen. Ich kann sie hier nur bruchstückhaft wiedergeben.

Der Winter in Seyre gestaltete sich für die Kinder furchtbar. Viele wurden krank; die Gelbsucht, die Furunkulose und die ‚Krätze‘ breiteten sich aus.

Herr Dubois vom ‚Secours Suisse‘ kam aus Toulouse, wo er sein Büro hatte, auf Besuch. Er sah wohl, dass unbedingt geholfen werden musste, doch ihm fehlten die Mittel dazu.

Nach Verhandlungen in Bern übernahm das Rote Kreuz den ‚Secours Suisse‘. Daraus wurde ‚La Croix Rouge Suisse, secours aux enfants‘, das (Schweizerische Rote Kreuz, Kinderhilfe‘.

Für die Kinder in Seyre musste dringend eine neue Unterkunft gefunden werden. Auf einer Autofahrt durch die Ariège entdeckte Frau Dubois das unbewohnte Schloss La Hille. Sie suchte den Verwalter in Foix auf, und es gelang ihr, das Schloss für wenig Geld zu mieten.

Eine Schweizerin, Rosa Näf, wurde als Directrice nach Seyre

geschickt. Rosa Näf kam ebenfalls vom Zivildienst. Drei Jahre lang hatte sie bei Albert Schweitzer in Lambarene gearbeitet.

Im Februar 1941 wurden die älteren Mädchen und Jungen zum Schloss La Hille gebracht. Es gab da noch sehr viel zu tun und einzurichten. Das Schloss war ja zwanzig Jahre lang unbewohnt gewesen. Es gab keine Möbel, keine Betten, kein Geschirr, nichts. Herr Nadal, ein alter spanischer Schreiner, ein Flüchtling aus Barcelona, kam mit seiner Frau ins ‚Château de La Hille‘. Er richtete sich im Landwirtschaftsgebäude gegenüber vom Schloss eine äusserst einfache Schreinerei ein und verfertigte kunstgerecht und mit nur wenigen Hilfsmitteln solide Tische, Bänke und Tabourets. Das Rote Kreuz brachte von Toulouse Eisenbetten, Blechgeschirr und alles, was sonst noch benötigt wurde. Unter grössten Anstrengungen wurde im Hof eine Zisterne gegraben, die aber, als sie endlich fertiggestellt war, nur gerade das Wasser für die allwöchentliche Wäsche liefern konnte. Elektriker kamen und installierten im Speisesaal, in den Schlafsälen und in den vielen Zimmern das Licht.

Im April und Mai wurden die restlichen Gruppen, die jüngeren Kinder von Seyre, ins hergerichtete Schloss nachgeholt; zusammen mit ihnen die neue Directrice, Fräulein Näf, und Herr und Frau Frank.

Für Walter begann unter Rösli Näf erneut eine schwere Zeit. Er war krank. Niemand wusste, dass er unter einer fortgeschrittenen Tuberkulose litt. Er konnte fast keine Arbeiten übernehmen; Holzhacken für die Küche, Wassertragen – alles war ihm zuviel. Die Directrice war darüber sehr erzürnt und behandelte ihn als Drückeberger und Simulanten. Sie war streng und deshalb bei vielen unbeliebt. Andererseits muss Walter aber doch auch Gönner gehabt haben: Er bekam jedenfalls ein altes Klavier und konnte so üben und manchmal sogar ein Konzert geben – meist zusammen mit Heinz Storosum, zuweilen auch mit Edith Goldapper.

Zum Abschluss seines langen, ausführlichen Berichtes über die Geschichte der Kinder vom Schloss La Hille fragte ich Walter, den ich für gewöhnlich spät abends neben einem Blechkrug voll Wasser in der ‚Grande Classe‘ bei seinen Arbeiten vorfand, wie es

komme, dass er als einer der Ältesten auf keiner Liste der Gendarmerie figuriere und nicht riskiere, geholt zu werden, wie das beispielsweise bei Herrn Schlesinger und Walter Strauss der Fall war.

«Oh», sagte er, «das ist ein Irrtum. Ich könnte jederzeit geholt werden! Warum ich auf keiner Liste stehe, weiss ich nicht.»

«Wie kommen die Gendarmen eigentlich zu solchen Listen?» fragte ich weiter.

«Das ist sehr einfach», antwortete er. «Fast jeden Monat kreuzen sie hier einmal mit umgehängtem Gewehr auf und erkundigen sich nach Jungen und Mädchen, die älter als sechzehn Jahre sind. Sie notieren sich ihre Namen und holen sie dann ab für die Deportation. Sie tun das auf Befehl der Deutschen, die verlangen, dass jeden Monat eine bestimmte Anzahl Juden abgeliefert wird.»

Nach einer kleinen Pause fügte Walter hinzu: «Seit wir aber ein so gutes Versteck haben, den Zwiebelkeller, erwischen sie niemanden mehr. Wir haben Wachen, und sobald die Gendarmen kommen, rufen die Kinderauf ihrem Posten: ‚Kurzschluss!‘. Herr Lyrer, der im Sommer 1941 kam, sagt dann jeweils, dass das Schloss eben kein Gefängnis sei und dass wir die Kinder wirklich nicht anbinden könnten. Damit müssen sich die Herren Gendarmen zufriedengeben.»

«Wo ist dieser Zwiebelkeller überhaupt?» fragte ich Walter.

«Es ist der Dachboden über der Kapelle. Einmal waren Zwiebeln dort gelagert. Der Zwiebelkeller hat einen geheimen, absolut unauffindbaren Zugang.»

15. Ich werde krank

Meine ‚Mittleren‘ badeten in der Lèze, als Eugen von der Hochzeit im Tambouret zurückkehrte, zu der uns Ruedi eingeladen hatte. Er übergab mir das alte, rostige Fahrrad, das er irgendwo aufgetrieben hatte, und ich machte mich meinerseits auf den Weg zur

Familie Schmutz. Ein langer, mühsamer Weg! Ich wurde ungewöhnlich müde und kam zerschlagen im Tambouret an. Das Hochzeitsessen war längst vorüber. Ich wurde aufs herzlichste empfangen und bekam wunderbare Speisen aufgetischt – sie schmeckten mir aber merkwürdigerweise gar nicht. Gottfried, Ruedis Bruder, und seine Frau wurden gebührend gefeiert. Hans spielte auf seiner Handharmonika, und Edgar schlug mit einem kleinen Stab an einem Besenstiel den Takt dazu. Das klang sehr originell.

Wir tranken alle Traubenschnaps, und mir wurde immer komischer zumute. Was hatte ich bloss? Mein Herz hämmerte wild. Schliesslich konnte ich nicht mehr; ich fühlte mich miserabel. Ich musste mich hinlegen. Im Bett wurde mein Zustand noch schlimmer. Das Herz flatterte wie ein eingeschlossener Vogel in meiner Brust. Ich glaubte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Die Nacht zog sich endlos dahin...

Gegen sieben Uhr stand ich auf. Ohne mich zu verabschieden und ohne mich um das reichhaltige Frühstück mit Butterschnitte und Milch zu kümmern, fuhr ich davon.

Acht Kilometer weit hatte ich das Rad bis zur kleinen Passhöhe zu schieben. Es war wie in einem Alptraum: Ich brachte es kaum vom Fleck, alle Kraft hatte mich verlassen. Jeden Kilometer galt es mühevoll zu erobern, wie einen Berggipfel... Doch auch das schaffte ich bald nicht mehr. Ich musste mich an den kleinen, nummerierten Hundertmetersteinen am Strassenrand festhalten. Vom einen arbeitete ich mich zum anderen – vom siebten zum achten, vom achten zum neunten und vom neunten zum grossen Kilometerstein mit der gelben Kappe – und dann fing's wieder von vorne an... Es war schrecklich. Stundenlang kämpfte ich mich vorwärts, bis ich endlich die Passhöhe erreichte. Von dort ging's – welch ein Glück! – abwärts nach Pailhès, und ich war gerettet.

Es läutete gerade zum Mittagessen, als ich – halbtot – im Schloss ankam. Ich wollte niemanden sehen, schaute weder rechts noch links, erklimmte die Treppen zu meinem Zimmerchen unter dem Dach, warf mich auf mein Bett und rührte mich nicht mehr...

Der treue Robert – ganz verwirrt – schaute einmal bei mir

herein, doch da ich keine Notiz von ihm nahm, schlich er betrübt wieder davon.

Gegen Abend – nach einigen Stunden Schlaf – raffte ich meine Kräfte zusammen und stand auf. Es war mir viel wohler. Doch was war mit mir los? Irgend etwas stimmte jedenfalls nicht mit mir!

Unten im Hof setzte ich mich an einen Tisch. Die (Mittlerem scharten sich um mich. Den ganzen Nachmittag schon waren sie sich selbst überlassen gewesen. Sollte ich noch etwas unternehmen mit ihnen? Es war zu spät. Ich liess ihnen ihre Freiheit.

Robert setzte sich zu mir, und ich erzählte ihm von der Hochzeit und von der schlimmen Nacht – und dass es mir jetzt wieder viel besser gehe.

Bis zum Nachtessen um sechs Uhr sahen wir den kleinen Buben und Mädchen, den ‚Mickey’s‘, zu, wie sie vergnügt im Hof herumtollten. Es läutete aber bald, und wir begaben uns in den Speisesaal. Fräulein Groth setzte sich oben an den Tisch für das Personal, und ich setzte mich links neben sie. Ich entschuldigte mich für mein Wegbleiben vom Mittagessen, und Fräulein Groth erkundigte sich nach meiner angeschlagenen Gesundheit.

Sie warf einen Blick auf die Kinder, die alle schon auf ihren Bänken an den Tischen sassen, und legte dann einige Briefe neben ihren Blechteller. Das tat sie immer so.

Wir assen alle, wie schon gesagt, aus Blechtellern. Auch das Personal. Unsere hatten eine solide Form, die der Kinder hingegen waren weich, verbeult und eingedrückt.

Mein Blick fiel auf den Stapel Briefe neben der Leiterin. Das oberste Couvert war an mich adressiert und kam von meinen Eltern, wie ich sogleich erkannte. «Darf ich meinen Brief haben?» fragte ich freundlich. Doch Fräulein Groth hörte mich nicht. Sie sagte laut: «Guten Appetit!», und das Essen begann. Es gab in grossen Blechbecken – fast unser ganzes Geschirr war ja aus Blech – Griessbrei mit Apfelkompott. Völlig ausgehungert griff ich zu und fühlte mich danach um einiges besser.

Bevor die Leiterin uns vom Tisch entliess, eröffnete sie uns, dass ein neuer Mitarbeiter – ein Schweizer – schon vor dem Essen

hätte ankommen sollen. «Vous pouvez disposer, ihr könnt gehen!» sagte sie dann mit lauter Stimme und übergab mir meinen Brief: Drei Wochen war er unterwegs gewesen, sechs Wochen war ich nun schon in Frankreich.

16. Die Ankunft von Heinrich Kägi und mein jämmerlicher Zustand

Gegen neun Uhr waren wir alle im Salon versammelt, das gesamte Personal – nur Frau Schlesinger fehlte noch –, als Fräulein Groth mit dem neuen Mitarbeiter eintrat.

Das war eine richtige Sensation: Alle Augen waren auf ihn gerichtet! Er war ein grosser, junger, kräftig gebauter Mann. Durch seine Hornbrille musterte er uns reihum. Er übergab der Leiterin eine Büchse Nescafé, die er bis dahin in seinen Händen gehalten hatte, dann wurde er uns vorgestellt: «Das ist unser neuer Mitarbeiter, Lehrer Heinrich Kägi aus Zürich», sagte die Directrice.

Herr Kägi ging herum und begrüßte uns Schweizer: Fräulein Tobler, Herrn Lyrer und mich (Anne-Marie Piguet war noch nicht aus der Schweiz zurück), danach die Spanier, Nadals, Palaus und Marimons.

Cilly und Gerti brachten gleich darauf heisses Wasser in Blechkrügen, und Frau Schlesinger trug auf einem Tablett kleine Tassen herein (wo die nur herkamen? Ich hatte sie noch nie gesehen. Wir tranken ja gewöhnlich aus ‚Glasbols‘, aus henkellosen Glaschalen, und die Kinder hatten zerbeulte Blechtassen, die wir ‚Quarts‘ nannten). Dank unserem ‚Neuen‘ tranken wir nun alle Kaffee und waren für eine halbe Stunde guter Dinge, trotz der nahen Gendarmerie und der deutschen SS, die rings um uns herum Menschen verhafteten, folterten, erschossen und deportierten.



Bild 1: Blick aufs Schloss La Hille (vom nördlichen Hügelzug aus gesehen). Am Ende des langgestreckten Hügelzugs liegt (ganz rechts) die ‚Moulin Neuf‘.



Bild 2: Das Schloss La Hille von der Ostseite her gesehen.



Bild 3: Der Eingang zum Schloss. Beim zerfallenen Turm rechts der Treppenturm.



Bild 4: Blick vom Felsen der ‚Moulin Neuf‘: In der Mitte (im oberen Drittel des Bildes) das Schloss. Bei der Abzweigung der Route Blanche liegt der Weiler Borda Bianca.



Bild 5: Israel („Isi“) Bravermann aus Brüssel, gerettet aus dem ‚Camp du Vernet‘ (Kapitel 13).



Bild 6: Rechts im Hintergrund des Eingangsturms die ‚Menuiserie‘, wo wir das Wasser für die Küche holten. Neben dem Turm: Holz für die Küche und die Zisterne, welche die ‚Grossen‘ 1941 gegraben hatten.

v Bild 7: In der ‚Menuiserie‘ war Herr Nadals Schreinerei. Vor dem rechten Flügel des Gebäudes ist das Rad zu sehen, mit dem wir Wasser schöpften.





Bild 8: Henri Vos aus Köln, ein ‚Moyen‘. Sein grosser Bruder Manfred wurde an der Schweizer Grenze gefasst und deportiert (Kapitel 44).

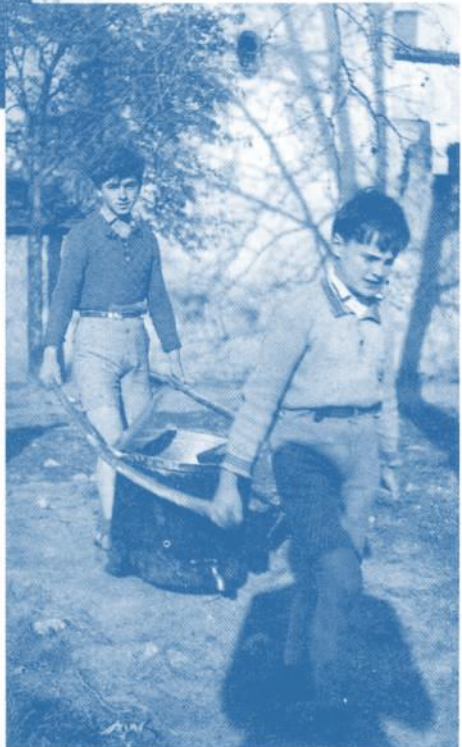


Bild 9: Georges Herz aus Deutschland und Fernand aus Toulouse holen Wasser für die Küche. Der Wasserkessel wurde zwischen zwei Stangen getragen.



Bild 10: Im Steinbruch: Unsere Rollbahn! Die ‚Mickey’s‘ amüsieren sich mit der Kippmulde. Stehend: André, Guy und François. Sitzend: Jojo, Rose und Josette (Kapitel 11).



Bild 11: Der grosse Schlafsaal der ‚Mickey’s‘. Hinten rechts, bei Percys Bett, ist der Eingang, vor dem nachts der Kessel stand (Kapitel 20).



Bild 12: Beim Gemüserüsten vor der Küche. Von links: Jojo, Pauli Schlesinger, Pierre, Friedel, Martha Storosum, Fanny Kuhlberg, Edith Moser.

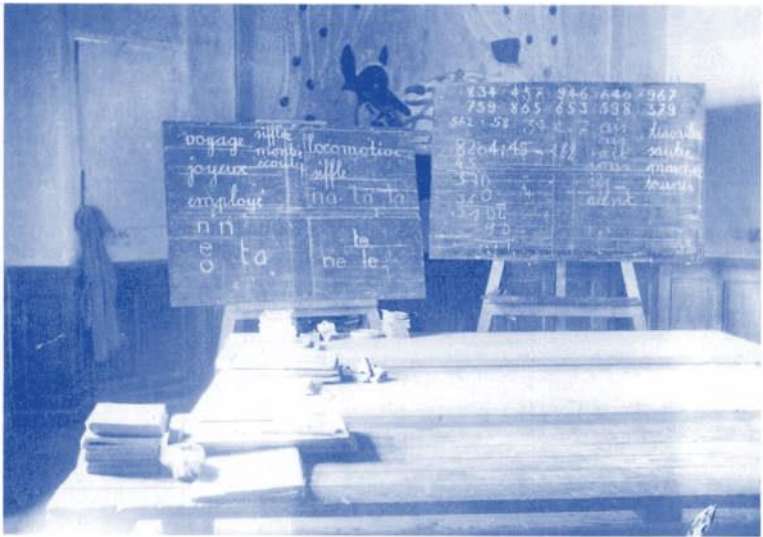


Bild 13: Unser Schulzimmer. Die Dorfschule lieh uns die Wandtafeln. Vier Klassen, die sechs- bis zehnjährigen ‚Mickys‘, unterrichtete ich hier.

Bild 14: Edgar Chaim aus Berlin, den die Schweizer Bauern vom ‚Tambouret‘ retteten (Kapitel 10).



Bild 15: Georges Costesque aus Pamiers und Mane Manasse, der jüngste Knabe der damals hundert Kinder.



Im Schloss gab es, wie schon erwähnt, kein Wasser. Wir hatten es an einer alten, verrosteten Pumpe gegenüber vom Schloss zu holen. Mit Hilfe eines Rades kurbelten wir es mühsam in vielen kleinen, an einer Kette befestigten Kacheln aus der Tiefe der Erde herauf und liessen langsam den grossen Kübel aus der Küche volllaufen. Diesen trugen wir dann, eingeklemmt zwischen zwei langen, dicken Ästen, wie einen Patienten auf der Bahre zu Frau Schlesinger.

Diese Pumpe steht heute noch vor der ‚Menuiserie‘, einem landwirtschaftlichen Gebäude, in welchem Stallungen, Heu- und Strohschober und eben die ‚Schreinerei‘ (die dem Haus den Namen gab) untergebracht sind.

Im rechten Flügel der ‚Menuiserie‘ hatte es ausserdem direkt neben der Schreinerei noch zwei Zimmer. Das eine bewohnten Herr und Frau Nadal (Herr Nadal, unser Schreiner), das andere diente als Lagerraum.

In diesem Lagerraum war ich mit den ‚Mittleren‘ am Tag nach der Ankunft von Herrn Kägi damit beschäftigt, Birnen, die ein Bauer in Harassen gebracht hatte, auf alten Zeitungen auszulegen. Die Knaben taten das gerne. Sie sassen auf dem Boden und assen Birnen. Auch ich ass eine, musste es aber gleich büssen: Es wurde mir übel, und ein scheussliches Kopfweh drohte mir den Kopf zu zersprengen. Mit glasigen Augen sass ich da und wusste nicht, was ich tun sollte. Da erschien die Leiterin mit Herrn Kägi unter der Tür. Fräulein Groth machte Heinrich Kägi mit dem Schloss und seiner Umgebung bekannt. Die beiden kamen mir wie gerufen! Ich stand auf, grüsste kurz und bat Herrn Kägi, die ‚Mittleren‘ zu übernehmen.

«Ich friere, ich habe rasendes Kopfweh. Ich muss mich hinlegen», sagte ich und verschwand. Ich lief in mein kleines Zimmerchen hinauf, kletterte durch die Luke aufs Dach und legte mich auf die heissen Ziegel in die pralle Mittagssonne.

«Die Wärme wird mir guttun!» dachte ich, doch ich war gerade dabei, mich umzubringen... Zum Glück klopfte es bald an meiner Tür. Ich rief durch die Dachluke «Herein!», und der Gedanke, dass nun jemand in ein leeres Zimmer treten würde, amüsierte mich

einen Moment lang köstlich. Ich rappelte mich auf und schlüpfte in meine Kammer zurück.

Friedel Kriegstein aus Köln, ein zehnjähriges Mädchen mit langen, schwarzen Korkenzieherlocken, die ihrem ansprechenden Kindergesicht einen hübschen Rahmen gaben, stand mit Peggy Weinberg, ihrer Freundin aus Wien, unter der Türe. Friedel schluchzte: «Ich bin im Hof gefallen», und zeigte mir ihr blutendes Knie. Ich wies sie zum Tabouret und tröstete sie: «Das ist nicht schlimm. Ich mache dir einen schönen Verband. Komm, setz dich!»

Friedel setzte sich, und Peggy – Roberts Schwester – stellte sich neben sie. Ein temperamentvolles, ebenfalls zehnjähriges Mädchen mit strähinigem, schwarzem Haar, trotzig aufgeworfenen Lippen und blitzenden Augen. Auch sie trug einen leichten, sommerlichen Jupe und dazu eine bunte Bluse. Es war ja noch sehr warm, und der Herbst machte sich noch nicht bemerkbar.

Schwungvoll wollte ich mein Arzneiköffchen aus einer Ecke neben der Tür hervorholen. Ich schwankte plötzlich; einen Moment lang wurde es mir schwarz vor den Augen, doch ich fing mich wieder und setzte mich aufs Bett, den Mädchen gegenüber. Ich öffnete das Köffchen mit dem reichlichen Verbandmaterial, das ich von der Inhaberin einer Apotheke vor meiner Abreise nach Frankreich geschenkt bekommen hatte, suchte das Nötige heraus und legte es neben mich. Sorgfältig begann ich die grossflächige Wunde an Friedels rechtem Knie zu reinigen und holte mit der Pinzette zahllose Sandkörnchen unter der zerfetzten Haut hervor. Friedel biss tapfer die Zähne zusammen, und Peggy drückte ihr die Hand. Nach einer Viertelstunde hatte Friedel einen kunstgerechten Verband, und auf ihrem verweinten Gesicht zeichnete sich ein dankbares Lächeln ab.

«Merci, Monsieur Steiger!» sagte sie und erhob sich. Ich verabschiedete die Mädchen, geleitete sie bis zur Türe und sank dann vollkommen erledigt aufs Bett.

Viele Stunden lag ich bewegungslos. Im Schloss rührte sich nichts. Stille. Nur von draussen drangen Kinderstimmen zu mir hinein. Niemand kam. «Ich könnte sterben, kein Mensch würde

es merken», dachte ich, «nicht einmal Robert kommt, der mir doch sonst wie ein Hündchen folgt...» (Robert Weinberg war gerade das Gegenteil von dem kleinen, schwatzhaften und diskussionsfreudigen Pierre Bergmann: Er war grossgewachsen, in sich gekehrt, für seine zwölf Jahre schon recht vernünftig und sichtlich vom Leben gezeichnet. Meist hielt er sich abseits, wenn seine Kameraden es zu toll trieben. Seit dem dreitägigen Ausflug nach Foix war er nicht von meiner Seite gewichen. Wo ich ging und stand, da war er; still und unauffällig, ohne zu reden, ohne zu fragen.)

Langsam wurde es dunkel. Nur die helle Dachluke war wie das Auge eines Riesen auf mich gerichtet. Ich starrte in die schwarze Nacht, die sich drohend zusammenballte. «Warum bin ich bloss nach Frankreich gegangen», fragte ich mich, «um hier in diesem Loch elendiglich zu sterben?...» Ich starrte weiter ins Dunkel, und da sah ich den Tod...

Es klopfte, und Robert trat in mein Zimmer. «Siehst du den Tod dort hinten?» fragte ich ihn tonlos und zeigte in die dunkle Ecke.

«Ich sehe nichts!» antwortete Robert verwirrt.

«Das macht nichts, ich phantasie. Ich bin krank. Komm morgen wieder!»

Robert schlich erschrocken davon.

Ich fiel in einen qualvollen Halbschlaf. Gegen Mitternacht stand ich auf und machte mich auf den langen Weg zum Klosett im Treppenturm. Ich schwankte und stiess mit meinem Kopf an alle Balken des Dachbodens. Ich musste hohes Fieber haben. Zurück im Zimmer zog ich mich um und schlüpfte ins Bett. Ich fühlte mich dem Sterben nahe.

Nach einer schrecklichen, schier endlosen Nacht brach der Morgen herein. Ein Wunder, dass ich noch am Leben war! Frau Palau brachte mir eine Suppe, die ich jedoch nicht herunterbekommen konnte: Sie schmeckte wie das Wasser vom Toten Meer. Frau Schlesinger brachte mir Brot, aber es ekelte mich davor. Mein Geschmacksinn und mein Geruchsinn funktionierten nicht mehr. Mir schien es der Anfang vom Ende zu sein.

Zu meinen körperlichen Leiden – was mochten sie bloss für eine Ursache haben? – kam eine äussere Plage: die Fliegen. Sie

hörten sich an wie ein amerikanisches Bombengeschwader in der Ferne. Unbarmherzig rückten sie mir auf den Leib, liefen auf meinem Mund, meiner Nase und meiner Stirne herum, kitzelten mich am Hals und spazierten auf meinen Händen hin und her. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Glücklicherweise kam Robert wieder. Auf Zehenspitzen trat er ins Zimmer und stellte sich vor mein Bett. «Bonjour, Monsieur Steiger. Wie geht's?»

«Sehr schlecht. Hör zu, du kannst mir einen grossen Gefallen erweisen. Nimm aus dem Koffer dort an der Wand ein Handtuch und geh auf Fliegenjagd. Hunderte von Fliegen laufen auf mir herum. Ich halte das nicht mehr aus! Sie glauben wohl, ich wäre bereits gestorben.»

Robert verstand sofort und machte sich mit dem Handtuch an die Arbeit. Jede getötete Fliege legte er aufs Tabouret, und bevor er ging, wischte er sie alle zu einem Häufchen zusammen – zur Abschreckung, wie er sagte.

Von nun an schaute er jeden Tag zwei- oder dreimal vorbei. Auf leisen Sohlen kam er in mein Zimmerchen. Wortlos tötete er jeweils mit dem Handtuch eine Anzahl Fliegen, machte Abschreckungshäufchen auf dem Schemel und ging wieder – ebenso leise und wortlos, wie er gekommen war.

Etwa zehn Tage lang lag ich schwerkrank im Bett. Frau Palau brachte mir zuweilen etwas zu essen, eine ungesalzene Suppe oder ungesalzene Kartoffeln – das war so ziemlich alles, was ich runterkriegen konnte. Und manchmal tauchte Robert auf und tötete die Fliegen. Sonst kam niemand. Alle hatten Angst vor meiner Krankheit.

Nachts um zwei oder drei Uhr, wenn mein Rücken vom Liegen zu arg schmerzte, stand ich auf, zog meinen blassgrünen Trainingsanzug an und wankte treppauf, treppab durchs schlafende Schloss wie das Gespenst von Canterville – nur fehlten mir die schmiedeeisernen Ketten zum Rasseln...

17. Doktor Pic

In der dritten oder vierten Nacht meiner Krankheit – ich war jetzt gelb wie eine Zitrone – hielt ich's wieder mal nicht mehr aus im Bett und wollte eben aufstehen, da zerrissen durchdringende, furchtbare Schreie die Stille des Hauses. Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Sollte ich aufstehen und zu Hilfe eilen?

Immer wieder ertönten die langgezogenen, gellenden Schreie. Plötzlich verstummten sie, so wie sie gekommen waren. Ein Mantel des Schweigens legte sich über das Schloss. Was war geschehen?

Marimons und der neue Mitarbeiter wohnten nebenan, Herr und Frau Palau aber am Ende des langen Ganges. Frau Marimon, der kleinen, dunklen, spritzig-vifen Spanierin mit den funkelnden Augen, musste demnach etwas zugestossen sein.

Diese Nacht blieb ich im Bett. Schlaflos wälzte ich mich von einer Seite auf die andere. Der Rücken, der Leib, der Kopf – alles, was nur wehtun konnte, tat weh. Das kümmerte mich jetzt aber nicht. Die Schreie lagen mir noch in den Ohren. Vielleicht war's doch nicht Frau Marimon gewesen? Auf jeden Fall musste es jemandem noch um einiges schlechter gehen als mir.

Am Morgen, als Frau Palau die Suppe brachte, erzählte sie mir, dass Frau Marimon eine schwere Herzkrise hatte und dass der Arzt in Gabre (sieben Kilometer vom Schloss) verständigt worden sei.

Es dauerte auch gar nicht lange, da erschien er: ein gewisser Herr Doktor Pic, ein ziemlich roher Kerl mit einem aufgezwickelten Schnurrbart unter einer spitzen Nase.

«Konnten Sie denn wirklich nicht schneller kommen?» empfang ihn Herr Marimon aufgebracht. Ich konnte mir den kleinen, sympathischen, kräftig gebauten Spanier gut vorstellen, wie er mit blitzenden Augen draussen im Gang vor meiner Türe schrie und gestikulierte.

«Meine Frau hätte sterben können!» hörte ich ihn noch, bevor die Türe des Zimmers nebenan geschlossen wurde.

Doktor Pic kam auch noch kurz zu mir. Unter der Tür blieb er stehen, warf mir einen stechenden Blick zu und brüllte mit lauter, grober Stimme ein einziges Wort:

«Vu!» – was soviel hiess wie: «Ich hab's gesehen!»

Er schrieb mir eine ‚Ordonnance‘, ein Rezept, das er aufs Tabouret zu den toten Fliegen legte. Dann verschwand er. Ich hatte also doch die Gelbsucht – deshalb war ich so gelb... Ob Doktor Pic Angst hatte, angesteckt zu werden?

Später einmal, als es seiner Frau wieder besser ging, erzählte mir Herr Marimon: «Dieser Pic hat mich rasend gemacht! Wissen Sie, was er mir damals bei den ersten Anfällen meiner Frau zugeflüstert hat? Er meinte, dass die Krisen immer häufiger auftreten würden und rasch zu ihrem Tod führen müssten. Und das wagte er mir zu sagen!» Herr Marimon zitterte am ganzen Leib...

Nach Doktor Pies Blitzbesuch wusste ich nun wenigstens mit Gewissheit, dass ich die Gelbsucht hatte. Das wirkte sehr beruhigend auf mich. Ich ahnte nicht, dass Gelbsucht oft zum Tode führen kann.

Am Abend, nach einem endlosen, mühsamen Tag, war meine Angst nicht mehr so gross. Irgendwie hatte ich sie besiegt. Ich hoffte auf eine bessere Nacht, doch da hatte ich mich getäuscht. Eine neue Plage wartete auf mich...

Es ging gegen Mitternacht, da kamen sie: Magere, erschreckend ausgehungerte Mäuse. Sie hatten sich ein lustiges Spiel ausgedacht, jagten sich in meinen über dem Kopfende des Bettes aufgehängten Kleidern, liessen sich abwechslungsweise auf mein Kopfkissen und mein Gesicht fallen, um dann blitzschnell wieder in meine Hosen oder in die Ärmel meiner Jacke zu klettern. Es war nicht zum Aushalten!

Sterbensmüde raffte ich mich auf und begann auf den Knien – mit einem Schuh bewaffnet – eine hoffnungslose Jagd auf die grauen Tierchen. Sie wichen meinen harten Schlägen geschickt aus, verschwanden unter meinem Bett und hinter meinem Koffer, um gleich wieder hervorzukommen. Ich schlug zu, dass das Zimmer dröhnte. Immerohne Erfolg.

Dann war Stille. Nichts bewegte sich mehr. Ich war atemlos, erholte mich einen Moment – da ging die Türe auf. Den ganzen Rahmen ausfüllend, stand der Neue, Herr Kägi, in seinem weissen, bis auf den Boden reichenden Nachthemd vor mir.

Entgeistert starrten wir uns eine ganze Weile an, dann löste sich Heinrich Kägis Spannung, und er fragte teilnahmsvoll: «Sag mal, bist du verrückt geworden?»

In diesem Augenblick wollte eine Maus an mir vorbei! Ich schlug zu – ins Leere...

«Ich kann nicht mehr», stöhnte ich, «diese furchtbaren, grässlichen Mäuse!»

Gegen drei Uhr morgens ertönten wieder die langanhaltenden, gellenden Schreie von Frau Marimon.

Marimons waren, wie früher schon erwähnt, spanische Flüchtlinge, genauso wie die Familie Palau und Herr und Frau Nadal. Gegen Ende des mörderischen Spanischen Bürgerkrieges, am 27. Januar 1939, begann ein unvorstellbarer Strom von Flüchtlingen die Grenze nach Frankreich zu überschreiten, die endlich geöffnet worden war.

Am ersten Tag waren es über 15000 Flüchtlinge. In den folgenden Tagen wurden es immer mehr. Und mitten in dieser Masse von erschöpften, hungernden und frierenden Frauen, Männern und Kindern, die bei klirrender Kälte über die tief verschneiten Pässe ins rettende Land zogen, befanden sich auch Marimons mit ihrem damals zweijährigen Töchterchen Rosa und Palaus mit ihrem achtjährigen Sohn Remington und dem ebenfalls zweijährigen Töchterchen Conchita. Mit fast übermenschlicher Anstrengung mussten sie ihre Kinder durch beinahe meterhohen Schnee tragen, dazu noch all das Gepäck, das sie bei sich hatten, ihre gesamte Habe... Viele Flüchtlinge starben an Erschöpfung, viele erfroren.

Ich dachte an all diese unzähligen, furchtbaren Schicksale, vergass darüber meinen eigenen, elenden Zustand und fiel in einen langen, tiefen Schlaf.

18. Langsam erhole ich mich

Dank Doktor Pies scheusslichen Tabletten ging es mir langsam, langsam besser. Am zehnten Tag meiner Gelbsucht, am 14. Oktober, musste ich noch immer das Bett hüten, als die ‚Mickey’s‘ vor meiner Türe aufmarschierten und mit Fräulein Tobler zu meinem Geburtstag ‚Happy birthday‘ sangen. Es tönte furchtbar falsch, rührte mich aber zu Tränen. Es war der Auftakt zu einem neuen Leben. Ansonsten blieb ich einsam in meinem Zimmerchen. Man schien sich immer noch vor meiner Gelbsucht zu fürchten. Robert kam selbstverständlich nach wie vor jeden Tag zu mir, erlegte die Fliegen und versuchte – leider ohne Erfolg – durch die toten Fliegen auf dem Tabouret die lebendigen abzuschrecken.

Auch Frau Palau kam und brachte mir die übliche Suppe oder Kartoffeln. Etwas anderes hätte sie gar nicht bringen können; Butter Milch, Fleisch, Eier und vieles andere gab es im Schloss einfach nicht.

Ich begann wieder aufzuleben. Ich wagte aufzustehen, zog meine Kleider an und stieg in den Hof hinunter, wo ich mich an einen der grossen Holztische setzte und die Wärme der Sonnenstrahlen genoss. Ich war noch schwach, sass einfach da und träumte und beobachtete, was rings um mich herum vorging. Zwei Spatzen jagten einander und setzten sich für ein paar Augenblicke vor mir auf den Tisch. Sie blickten mich mit ihren lustig blitzenden Äuglein prüfend an und flogen weiter. Das war das Leben! Ja, ich lebte wieder!

Die ‚Mickey’s‘ kehrten mit Fräulein Tobler von einem Spaziergang zurück und begrüsst mich stürmisch: die kleine, kugelige Josette; die ernste Rosa, Marimons Tochter; der stramme Guy, Raouls Bruder; die grosse dunkle Peggy, Roberts Schwester; die Friedel mit den schönen, langen, schwarzen Tire-bouchons; der empfindsame Jojo; die zu ständigem Schabernack aufgelegten Brüder François und André...

Dann rückten die ‚Mittleren‘ an, allen voran Heinrich Kägi.

«Hallo, Heinrich, bonjour, les moyens, ich bin wieder auferstanden!» War das eine Freude, aus der Stille eines Grabes wieder auferstanden zu sein!

Eine ganze Reihe von Tagen war ich allerdings noch arbeitsunfähig und konnte nur kurze Strecken gehen. Meine Kräfte reichten gerade, um mich in den Hof zu begeben. Doch ganz unerwartet und überraschend bekam ich von Fräulein Groth eine ganze Büchse Ovomaltine aus den Notvorräten geschenkt.

Eine ganze Büchse Ovomaltine! Das war etwas geradezu Unfassbares! Etwa so, wie wenn Tantalos hätte aus dem Wasser steigen dürfen, um eine Traube in Empfang zu nehmen!

Und noch ein Wunder geschah: Um vier Uhr nachmittags bekamen die ganz kleinen ‚Mickeys‘, die stille Rosa, die turbulente Conchita, die kugelige Josette und der rundliche Jojo einen ‚Quart‘ voll richtiger Milch und dazu erst noch die Ovomaltine. Auch ich erhielt eine Tasse voll Milch und konnte so noch besser von meinem Kakaopulver profitieren.

Die Ovomaltine half mir wieder auf die Beine. Ich unternahm bald kleinere und dann auch grössere Spaziergänge, blieb aber doch meistens im Hof an der Sonne, wo ich Gelegenheit hatte, mich mit den Kindern des Schlosses zu unterhalten – mit den anhänglichen ‚Mickeys‘, den draufgängerischen ‚Mittleren‘ (wenn sie nicht gerade unterwegs waren) und mit den ‚Grossen‘.

Die ‚Grossen‘, die jüdischen Kinder aus Deutschland und Österreich, interessierten mich am meisten. Sie waren alle in ständiger Gefahr, abgeholt zu werden. So hatte mir die Gelbsucht auch einen Vorteil gebracht: Ich hatte jetzt Gelegenheit, Zeit und Musse, diese Kinder näher kennenzulernen: Walter Kammerer, Onze (Kurt Klein), Ruedi Oelbaum, Rosa Goldmark (die immer noch herumgeisterte), Edith Goldapper, Inge Schragenheim, Irene und Guita Kokotek und viele mehr. Ebenso hatte ich jetzt auch die Möglichkeit, das Leben im Schloss La Hille und seine Geschichte zu studieren.

Gegen Ende des Monats Oktober ass ich zum ersten Mal wieder im Speisesaal zusammen mit der ganzen, grossen Schlossfamilie.

Ich sass wieder an meinem angestammten Platz, links von der Leiterin; neben mir die Nadals, gegenüber Herr Marimon – Frau Marimon fehlte noch –, Fräulein Tobler und Herr Lyrer. Anne-Marie Piguet war noch immer nicht aus der Schweiz zurückgekommen, und Heinrich Kägi hatte zu einem Tisch der ‚Grossen‘ hinübergewechselt. Es war, als wenn ich nie krank gewesen wäre!

Es gab das übliche Frühstück: Ein dünnes Stückchen Brot und Kastanienmehlpampe. Nach dem Essen schlug mir Heiri (wie ich Heinrich inzwischen nannte) vor, ihn zusammen mit den ‚Mittleren‘ hinter das Schloss zu begleiten. «Wir machen dort einen Staffellauf. Das musst du sehen!» sagte er.

«Da gibt es nicht viel zu sehen!» gab ich zurück. «Die ‚Mittleren‘ haben ja noch nie ein Spiel mitgemacht. Bei all meinen Versuchen hiess es immer nur: Ich spiele nicht mit.»

«Sie werden aber mitmachen. Wetten wir?»

«Gut, zwei Bonbons!» (Nach dem Mittagessen gab es öfters zwei Bonbons zum Dessert, und um diese wurde dauernd gewettet.)

Heiri war einverstanden.

Eine Viertelstunde später organisierte er das Spiel auf der grossen Wiese hinter dem Schloss. Es wurde abgezählt. Georges Costeseque, Bernard, Isi Bravermann, Pierre Bergmann, Jacques Palau, Raoul Perry waren die Roten und spielten gegen Robert Weinberg, Henri Vos, die Brüder Detchebery, Gustav Manasse und Pierre Costeseque.

Und wider mein Erwarten klappte es! Die Knaben liefen um ihr Leben. So hatte ich sie noch nie gesehen! Sie liefen, als ob ein wildes Tier hinter ihnen her gewesen wäre. Ich verstand das nicht.

«Heiri», sagte ich, «das geht hier nicht mit rechten Dingen zu... Zeig mal, was hast du in der Hand?»

«Schweizer Schokolade! Für ein Eckchen von einem Riegel Schokolade laufen sich alle das Herz aus dem Leib!» – Das war's also!

Auf meinem Rückweg zum Schloss traf ich auf Herrn Marimon. Schon von weitem sah ich seine markante, gebückte Gestalt im Pflanzland auf der Ostseite der Ringmauer. Er pflückte Tomaten.

Als ich zu ihm trat, unterbrach er seine Arbeit und begrüßte mich. Ich erkundigte mich nach seiner Frau. Zum Glück machte ihre Genesung Fortschritte. Sie hatte seit dem letzten Herzanfall keine weiteren Krisen mehr gehabt.

«Ich konsultierte einen Arzt in Toulouse. Der gab mir ein ausgezeichnetes Mittel», sagte er, und sein altes Lächeln zeigte sich auf seinem sonst so sorgenvollen Gesicht. «Dieser Pic soll sich nur ja nie mehr hier zeigen», fügte er aufbrausend und mit blitzenden Augen hinzu.

Während wir uns unterhielten, kam uns Frau Schlesinger, unsere Köchin, entgegen; eine behäbige Frau mit rundem, freundlichem Gesicht und krausem, schwarzem, im Nacken zusammengestecktem Haar. Zwei grosse Mädchen begleiteten sie. Sie erkundigte sich nach den Tomaten fürs Mittagessen.

«Ich habe vier Kisten vollgefüllt. Reicht das?»

Frau Schlesinger nickte.

«Ich bringe sie Ihnen mit der Schubkarre.»

«Merci beaucoup, Monsieur Marimon!»

Ich begleitete Frau Schlesinger zurück zum Schloss. Die beiden Mädchen liefen voraus. Ich schaute ihnen lange nach. «Eigentlich kenne ich diese Mädchen gar nicht», bemerkte ich.

«Die Grosse mit der dicken Hornbrille», antwortete Frau Schlesinger, «das ist Edith Goldapper aus Wien. Ich komme übrigens auch aus Wien! Und die Kleinere mit dem dunkelblonden Haarschopf ist Inge Schragenheim aus Köln. Beide sind neunzehn Jahre alt.»

«Aus Wien kommen Sie? Wie sind Sie nur in diese einsame, verlassene Gegend gekommen?»

«Auf grossen Umwegen und Irrfahrten. Es wäre ein ganzer Roman. Jetzt bin ich allein mit Pauli, meinem Sohn. Sie kennen ihn ja. Meinen Mann haben sie hier geholt, und ich bin zu allem Elend noch dran schuld, ich...» Frau Schlesinger konnte nicht mehr weiterreden. Eine schreckliche Erinnerung überwältigte sie.

Still und in Gedanken versunken legten wir noch die kurze Strecke bis zum hinteren Eingang des Schlosses beim halbverfallenen Westturm zurück. Durch die kleine, meist offenstehende Tür

gelangten wir in den Hinterhof, dann zum Treppenturm und von dort direkt in die Küche.

Ich sehe die Küche noch vor mir: Am Fenster der Ausguss ohne Wasser, links davon der grosse, schwarze, nie mehr benutzte Herd, daneben der solide breite Tisch (auf dem Heiri später mit *einem* Handschlag 27 Fliegen tötete) und ganz links in der Ecke die Tür zum Speisesaal. Rechts vom Fenster der hohe Wasserkessel, fast so gross wie ein Teerfass, mit den daran befestigten Tragstangen; und unter einem riesigen Rauchfang, ein bisschen erhöht, zwei mächtige Waschkessel mit daneben aufgeschichtetem Holz. In diesen Waschkesseln – nur einer hatte einen Ablauf, der zweite musste jeweils leergeschöpft werden – wurde für fast hundert Personen gekocht. Wie Frau Schlesinger das fertigbrachte, ist mir noch heute ein Rätsel. Auf den Regalen über dem Tisch stand unser gesamtes Blechgeschirr: die verbeulten Teller und Tassen, die Blechschüsseln, Blechbecken und Blechkrüge für die Kinder, dazu die soliden, nicht verbeulten Blechteller und die ‚Glasbols‘ fürs Personal.

In dieser Küche herrschte ständig ein Gesumm und Gebrumm. Wie ein Bombengeschwader im Anflug, so summten Tausende von Fliegen überall herum. Fräulein Groth kaufte einmal zwei ausziehbare Fliegenfänger mit Honig und Leim: In nur fünf Minuten waren sie voller Fliegen und somit absolut unbrauchbar!

Frau Schlesinger band sich ihre Schürze um und begann, Wasser in einen der beiden Waschkessel zu schöpfen. Auf einmal hielt sie inne und wandte sich zu mir:

«Am Tod meines Mannes bin ich schuld», griff sie unser unterbrochenes Gespräch wieder auf. «Als die Gendarmen kamen, war mein Mann gut versteckt. Sie hätten ihn im Zwiebelkeller nie gefunden. ‚Wir brauchen ihren Mann bloss für die Kontrolle der Tabakkarte, eine reine Formsache‘, hatten sie erklärt. Ich glaubte ihnen. Ich holte meinen Mann aus seinem Versteck, und sie packten ihn und gingen mit ihm weg. Er ist nie mehr zurückgekehrt ...» Dass ja auch noch vier der (Grossen‘ weggeführt worden waren, erwähnte sie nicht. Sie sah nur ihren Mann, und ihre Schuld erdrückte sie. Sie schluchzte leise.

Die Fliegen summten in der Küche, und Frau Schlesinger schöpfte weiter Wasser. Ich hatte Hunger und wartete mit Ungeduld auf das Mittagessen. Leider konnten auch die Tomaten und die Kartoffeln meinen rebellierenden Magen nicht besänftigen: Ich hatte Hunger, und das blieb ein Dauerzustand, an den ich mich gewöhnen musste. Doch auch mit Hunger ging es mir Tag für Tag besser.

Nach zwei Stunden Mittagspause in meinem Zimmer, das ja beinahe mein Grab geworden war, nahm ich meine aus der Schweiz mitgebrachten Farbstifte und einen Bogen Briefpapier hervor und begab mich an einen schönen Ort, den ich erst kürzlich entdeckt hatte. Von dort aus hatte ich einen prächtigen Ausblick aufs ganze Schloss. Bis zum Abend sass ich da und zeichnete.

Zwischendurch kehrte ich einmal zum Schloss zurück und trank mit den kleinen ‚Mickey’s‘ meine Ovomaltine.

Noch vor wenigen Tagen hatte ich dem Tod ins Auge gesehen. Langsam wurde mir nun bewusst, dass mir das Leben wieder geschenkt war. Eine grosse innere Freude erfasste mich. Fast beflügelt kehrte ich, als die Hofglocke zum Nachtessen läutete, zu den Kindern ins Schloss zurück. Mit Genugtuung blickte ich auf den ersten wieder ausgefüllten Tag meines neugewonnenen Lebens zurück.

19. Fräulein Groth überlässt mir die Pflege der Kinder

Ich war an diesem Abend in euphorischer Stimmung. Ich freute mich aufs Nachtessen wie ein Kind auf Weihnachten. Es gab Reis und Tomatensalat. Ich ass mit ungeheurem Appetit, konnte aber trotzdem nicht satt werden. Von der Gelbsucht war ich einfach zu ausgehungert. Ich sollte meinen Hunger überhaupt nicht mehr loswerden...

Nach dem obligaten «Ihr könnt gehen!» wandte sich die Leiterin an mich und fragte beiläufig: «Hätten Sie Lust, mich zum Pflegen zu begleiten? Wie Sie ja wissen, betreue ich jeden Abend Kinder, die sich irgendwie verletzt haben.» .

Natürlich hatte ich Interesse, behandelte ich doch selbst hin und wieder einzelne Kinder mit Hilfe meiner Apotheke. Wir verliessen den Speisesaal durch die Küche und gelangten in den Treppenturm. Dort stiegen wir auf der schmalen, knarrenden Holzstiege – immer im Viereck ringsherum – in den zweiten Stock hinauf. Das erste Zimmer rechts, gerade über der ‚Kleinen Klasse‘, war die ‚Infirmierie‘, das Krankenzimmer. Das ganze Mobiliar bestand aus einem langen Tisch und zwei Bänken. Sonst gab es nichts – auch kein Bild. Bilder gab es sowieso nicht im Schloss. Ein grosses, nie benütztes Cheminée belebte den kalten, weissgetünchten Raum ein wenig. An der Türe hing eine weisse Schürze. Fräulein Groth zog sie an und holte dann aus einer auf dem Kamin bereitgestellten Schachtel Verbandstoff, Leukoplast, Salben und Desinfektionsmittel hervor. Sie stellte alles auf dem Tisch bereit.

Die ersten Kinder kamen, und die Leiterin machte sich an die Arbeit. Ein Kind nach dem andern setzte sich rittlings vor sie auf die Bank und zeigte eine Schürfung am Knie, einen Kratzer am Arm, eine eitrigte Wunde am Fuss oder sonstwas zum Pflegen.

Ich bemerkte, dass Fräulein Groth fast kein Verbandsmaterial mehr hatte und überlegte, wie ich ihr mit meiner Apotheke aus-helfen könnte. Sie schien meine Gedanken zu erraten und fragte: «Wie wär's, Herr Steiger, wenn Sie das Pflegen übernehmen würden? Sie haben doch eine schöne Apotheke!»

Dieses Angebot hatte ich nicht erwartet! Ich war freudig über-rascht und sagte begeistert zu. Am folgenden Tag schon übernahm ich mein neues Amt, das ich über ein Jahr, Tag für Tag, ausüben sollte.

Irgendwie sprach sich's herum. Am Morgen beim Aufstehen tuschelte die kleine Josette mit Conchita. Als sie merkte, dass ich bei ihnen stand, blickte sie mich gross an und fragte: «Sind Sie nun unser Doktor?»

«Ja, jeden Abend.»

«Siehst du, Conchita, ich hab's dir gesagt.» Josette triumphierte.

Nach dem Nachtessen kamen die Kinder scharenweise in das Krankenzimmer. Sie wollten alle den neuen Arzt ausprobieren. In weiser Voraussicht hatte ich auf dem langen Tisch alles bereitgestellt, was ich benötigte: Gazebinden, Leukoplastrollen, Salben, Pinzetten und Desinfektionsmittel.

Ich zog die weisse Schürze an, und los ging's. Die Apotheke bewährte sich aufs beste. Sie enthielt alles, was ich brauchte. Ich kam gut voran. Da gab es Kratzer, Schnitte, Schürfungen, Furunkel oder eitrige Wunden zu behandeln. Viele von den Kleinen, den ‚Mickys‘, gaben sich mit ein bisschen Salbe irgendwo an einer empfindlichen Stelle bereits zufrieden. Das gab ihnen ein Gefühl des Behütet- und Geborgenseins.

Mein erster Pflegeabend wurde zu einem vollen Erfolg. Der neue Doktor war akzeptiert!

Ich war schon am Zusammenpacken, da kamen noch drei von den ‚Grossen‘: Onze, Ruedi Oelbaum und Ilse Brünell. Onze klagte über starke Kopfschmerzen. Ich verabreichte ihm ein Schmerzmittel und riet ihm, sich eine Weile hinzulegen.

Während ich Ruedis Furunkel behandelte (Ruedi war ein jüdischer Junge aus Berlin), öffnete Ilse, die Kölnerin, den Wandschrank neben dem Cheminée, wandte sich an mich und fragte: «Herr Steiger, kennen Sie eigentlich unser Versteck?»

Ich war nicht gleich im Bild. «Meinst du den geheimnisvollen Ort, den Zwiebelkeller?» fragte ich zurück.

«Ja, genau den meine ich. Ein unauffindbares Versteck! Kennen Sie es?»

«Nein, niemand hat es mir bisher gezeigt.»

«Aber ich, ich verrate es Ihnen! Hier ist es!» rief Ilse und zeigte in den offenen Wandschrank.

«Das glaube ich nicht!» schrie ich und sprang auf. In zwei Schritten war ich bei ihr und blickte in den Schrank. Ich sah aber nichts als Regale mit leeren Konfitürengläsern.

Enttäuscht schüttelte ich den Kopf. «Ilse», sagte ich, «du machst dich über mich lustig.»

«Aber hier ist er doch, der Zwiebelkeller!» gab sie zurück. «Hier ist eine Türe! Herr Palau hat sie mit Brettern verdeckt und Regale davor montiert.»

«Und wohin führt die Türe?»

«Auf den Dachboden der Kapelle. Kennen Sie die Kapelle? Sie grenzt ans Hauptgebäude des Schlosses. Auf dem Dach ist ein Kreuz.»

«Ich weiss. Eine kleine Treppe führt zum Eingang hinauf.»

«Richtig, der Eingang ist aber geschlossen. Wir dürfen nicht hinein. Drinnen sollen alle Möbel vom Schloss aufgestapelt sein.»

«Und wie kommt man durch die Regalbretter auf den Dachboden?»

«Das unterste Brett im Schrank lässt sich verschieben und gibt eine Öffnung frei; gerade gross genug zum Durchkriechen.»

«Bist du schon durchgekrochen?»

«Natürlich, wir – die ‚Grossen‘ – alle! Und das mehr als einmal: immer, wenn die Polizei anrückte und Gefahr drohte!»

«Auch du?» fragte ich Ruedi Oelbaum. Mir kam das alles noch unwahrscheinlich vor.

«Klar!» antwortete er. «Mindestens zehnmals bin ich schon da drin gewesen. Immer, wenn die Situation kritisch war, hatten wir eine Wache am Weg von der Lèze zum Schloss plaziert. Wenn im Schloss ‚Kurzschluss!‘ gebrüllt wurde, verschwanden wir alle hier im Wandschrank.»

Ilse schloss den Wandschrank und setzte sich uns gegenüber an den Tisch.

«Der Zwiebelkeller ist unsere Rettung», erklärte sie, und Ruedi stimmte ihr zu. Sein Furunkel war noch nicht genügend reif. Mit einem kleinen Pflaster am Hals entliess ich ihn.

«Sie wussten doch vom Zwiebelkeller?» wandte sich Ilse wieder an mich, nachdem Ruedi die Türe hinter sich geschlossen hatte.

«Ja, schon. Walter erzählte mir davon», erwiderte ich. «Nur den Zugang kannte ich nicht. Den würden ja selbst die Deutschen nicht finden!»

«Die würden auch gar nicht lange suchen. Die würden das Schloss einfach anzünden!»

«Auch wahr! – Aber sag: Ist es nicht schrecklich dunkel im Zwiebelkeller?»

«Nein, es gibt ein kleines Fenster. Man sieht es, wenn man vor dem Schloss steht. Letztes Mal, als wir uns im Zwiebelkeller versteckt hatten – Sie waren schon da, erinnern Sie sich? – bewachten zwei Gendarmen das Schloss die ganze Nacht hindurch. Sie saßen unter dem grossen Kastanienbaum direkt gegenüber vom Zwiebelkeller. Wir mussten furchtbar aufpassen, uns nicht am Fenster zu zeigen. Wir durften auch nur flüstern miteinander.»

«Das war vor ungefähr einem Monat», erinnerte ich mich. «Ich suchte euch: Addi Nussbaum, den Anne-Marie in die Schweiz gebracht hat, Manfred Kammerer, Heinz Storosum und die andern. Und dann lief ich im Schlafzimmer der Mädchen der Polizei direkt in die Arme... Wir hatten Angst wegen Heinz Storosum, dem Geiger. Er hatte so auffällig lange Haare; man riet ihm vergeblich, sie abschneiden zu lassen. Hast du Nachrichten von ihm? Du warst ihm doch sehr zugetan.»

«Ja, er hat mir geschrieben. Die jüdische Hilfsorganisation ‚Joint‘ sorgt für ihn und trifft Anstalten für seine Flucht nach Spanien und dann weiter nach Palästina. Ich werde mich ihm anschliessen. Zuerst – morgen schon – werde ich aber eine Stelle bei einer Familie in Foix antreten. Fräulein Groth hat sie mir vermittelt. Übrigens», fuhr Ilse nach einer Pause fort, «bin ich gekommen, um Abschied zu nehmen von Ihnen.» Sie stand auf und reichte mir die Hand. «Alles Gute, Herr Steiger!»

«Viel Glück, Ilse! Vielleicht sehen wir uns einmal wieder!»

Und wirklich – 33 Jahre später gab es ein Wiedersehen in Haifa, Israel!

20. Die Wecktherapie

In diese Tage der Rekonvaleszenz, in denen ich wieder zum Leben erwachte und zuweilen sogar in einen euphorischen Zustand geriet, weil ich es so schön fand, wieder zu leben, fiel auch ein anderes Ereignis – nicht gross an Bedeutung, aber es wühlte mich doch auf und beschäftigte mich in der Folge über viele Wochen hinweg.

Es war nach einem Frühstück, als Fräulein Groth ein Mädchen aufrief und ihm befahl, seine genässte Matratze in den Hof zu tragen – zum Trocknen an der Sonne.

Ich glaubte zuerst, nicht recht gehört zu haben, doch da sah ich, wie die kleine Aurore weinend den Speisesaal verliess. Ich war erschüttert und wandte mich empört an die Directrice, die neben mir stand: «Aber nein, Fräulein Groth», sagte ich erregt, «das können Sie doch nicht tun! Das ist pädagogisch ein grosser Fehler! Aurore wird aus lauter Angst vor einer Strafe nur noch öfter bettnässen. Das Bettnässen ist eine Krankheit, eine psychische Störung.»

Fräulein Groth sah mich verwirrt und erschrocken an und wusste nicht, wie sie auf meine heftigen Worte reagieren sollte. Schliesslich sagte sie: «Gut, Herr Steiger, übernehmen Sie die Bettnässer! Tun Sie etwas!»

Von jenem Tag an kontrollierte ich die ‚Mickey’s‘. Ich notierte genau, wer am Morgen ein nasses Bett hatte, was durch die Pfütze unter dem Bett ziemlich leicht feststellbar war. Und ich entwarf einen Plan, entsprechend meiner klaren Vorstellung von der Sache.

Pawlow, der russische Wissenschaftler, hatte den bedingten Reflex entdeckt: Ein Hund sondert, wenn man ihm Fleisch zeigt, Speichel ab. Das ist ein unbedingter Reflex. Pawlow erzeugte nun planmässig den bedingten Reflex, indem er seinem Versuchshund, dem er eine Sonde ins Maul eingeführt hatte, unzählige Male nach einem Pfeifsignal, nach Händeklatschen oder einem Ton- oder Lichtsignal Fleisch zu fressen gab. Der Hund sonderte mit der Zeit auf seine Signale hin Speichel ab, bevor er Fleisch bekam.

Ich stellte mir nun folgendes vor: Weckte ich ein Kind immer wieder zur selben Zeit, beispielsweise um zehn Uhr nachts, so musste es eigentlich nach und nach zu dieser Zeit allein aufwachen – ein bedingter Reflex – und sein ‚Pipi‘ in den Kessel vor der Tür machen.

Ich begeisterte mich für meine Wecktherapie und beschloss, später meine Diplomarbeit für mein Studium in Heilpädagogik darüber zu schreiben.

Etwa vier Tage kontrollierte und notierte ich jeden Morgen die Bettnässer und unternahm weiter nichts. Da geschah etwas, das mich zwang, aktiv zu werden: Fräulein Groth brachte von ihrer Reise nach Toulouse drei neue Kinder zwischen acht und neun Jahren mit: Marinette und Pierrette, zwei Schwestern, und Jeanne. Jeanne war, wie sich bald herausstellte, eine starke Bettnässerin. Sie kam ins kleine Zimmer hinter dem ‚Dortoir‘, dem Schlafsaal der ‚Mickys‘. Dort schliefen die kleine Aurore, die leicht missgebildete, geistig zurückgebliebene Violette, Friedel Kriegstein und Peggy Weinberg.

In den ersten Nächten nach der Ankunft der Neuen nässte nur Jeanne. Dann kamen Aurore und Violette dazu.

Friedel und Peggy beschwerten sich: «Ich habe auch Lust, ‚Pipi‘ ins Bett zu machen!» erklärte Peggy und funkelte mich mit ihren lebhaften, dunklen Augen an. So konnte es nicht weitergehen! Ich musste eingreifen und beschloss, mit der Wecktherapie zu beginnen.

Ich nahm mir die Knaben und Mädchen, die ich mir bei den morgendlichen Kontrollen gemerkt hatte, einzeln vor und erklärte ihnen, dass ich ihnen helfen wollte und dass bald Schluss sein würde mit dem ‚Pipi‘ im Bett. Es würde Schluss sein mit der nasen, kalten Matratze, und ich würde sie nun alle jede Nacht zweimal wecken und aufnehmen.

Schon in der folgenden Nacht fing ich damit an. Punkt zehn Uhr machte ich mich auf den Weg zur ersten Runde, ging von Aurore zu Jeanne, zu Violette im kleinen Zimmer, zu Daniel, Josette, Jojo, Percy und René im grossen Saal.

Die Mädchen schliefen meist in Hemdchen und Unterhosen, die

Knaben in langen Hemden. Jojo hatte ein Pyjama. Jedes einzelne Kind weckte ich immer in der gleichen Reihenfolge – möglichst behutsam, geduldig und mit liebevollen, aufmunternden Worten. .. Und um ein Uhr nachts machte ich es genauso – doch da lagen viele schon in der Nässe! Wenn ich nur Hemden und Pyjamas oder wenigstens Unterhosen zum Wechseln gehabt hätte! So aber mussten die Kinder – in der Reihenfolge, wie ich sie aufnahm – die nassen Sachen ausziehen. Und während sie zum Kessel im Gang liefen, legte ich jedem von ihnen das Leintuch auf die nasse Matratze, den trockenen Teil mehrmals gefaltet. So konnte sich das zurückkehrende Kind in ein trockenes Bett legen und sich mit der doppelten, dünnen Woldecke gut zudecken lassen.

Ich beglückwünschte mich, dass ich – dank der Directrice! – die Bettwärter betreuen konnte. Es wurde langsam kalt. In der Nässe des Bettes hätten sich die Kinder jetzt schwer erkälten müssen.

Das Wecken der Kinder gestaltete sich in der ersten Zeit sehr anstrengend und mühsam, besonders zu so später Stunde, wenn mich der alte Wecker grausam aus dem Schlaf holte und ich daraufhin die meisten Kinder total durchnässt in tiefem Schlaf vorfand. Die einen wachten rasch auf, andere brauchten viel Zeit, bis sie richtig wach waren: René schlief jede Nacht wie ein Bär. So nahm ich ihn jeweils an der Hand und machte mit ihm zwei Runden ums Bett herum...

Wenn ich nach getaner Arbeit gegen Viertel vor zwei Uhr todmüde in meinem grünen Trainingsanzug durch das dunkle, schlafende Schloss wandte und über die breite Treppe in meine Kammer hinaufstieg, kam ich mir wieder – wie zur Zeit meiner Gelbsucht – als das ruhelose Gespenst von Canterville vor... Zurück im Bett – es war wie verhext! – war mein Schlaf meist verfliegen. Dies war ein Grund, mich wenn möglich nicht vor ein Uhr ins Bett zu legen. Ich sass dann einsam und allein im stillen Salon des Schlosses, las etwas oder hörte am Radio die Nachrichten: Rückzug der Deutschen an allen Fronten... Und zwischendurch immer diese rätselhaften (Nouvelles personnelles): «Grandpapa est malade», «les enfants sont à l'école», «Grosspapa ist krank», «Die

Kinder sind in der Schule». Eigenartig! Auf die Invasion wartete ich vergeblich...

Nach einer Woche Wecktherapie war ich am Rande meiner Kräfte, mit denen es wegen meiner schlimmen Krankheit sowieso noch nicht zum besten bestellt war. Es gelang mir, Eugen für die Mitarbeit zu gewinnen. Doch nach drei Tagen gab er leider auf, und es war wieder an mir, die Therapie zum Abschluss zu führen.

Für meine Diplomarbeit notierte ich mir alles, was mit dem Bett-nässen in Zusammenhang stehen konnte: das abendliche Essen (Trinken verboten!), das Wetter, die Temperatur...

Ein Glück, dass sich der Erfolg meiner Bemühungen bald einstellte! Das gab mir und den geplagten Kindern einen enormen Auftrieb und war eine Bestätigung für mich. Ich fühlte mich wie ein Erfinder, der eine glückliche Entdeckung gemacht hatte! Ich war begeistert von meiner Idee, dass die Schaffung von Pawlows bedingtem Reflex meine kleinen Patienten dazu bringen würde, jede Nacht zur selben Zeit aufzustehen, um ihr Bedürfnis zu befriedigen. Damit würden sie von ihrem Leiden befreit sein!

Der Stolz, die Freude und die Zuversicht meiner Schützlinge gab mir die Kraft, meine nächtlichen Runden fortzusetzen. Ob ich wohl noch einige Wochen durchhalten konnte? Abbrechen durfte ich meine Therapie auf gar keinen Fall!

21. Edith Goldapper

Nach der Nachtarbeit zurück zum Tagesgeschehen! Täglich fühlte ich mich nun besser – trotz der strapaziösen Nächte. Meine Kräfte kehrten in dem Masse zurück, wie sich die Ovomaltine-Büchse leerte. Noch eine kurze Zeit der Rekonvaleszenz, der Erholung, und ich war bereit, meine Arbeit wieder aufzunehmen. Würde ich wohl wieder die ‚Mittleren‘ übernehmen, die Heiri

jetzt betreute und unterrichtete, oder eher die Grösseren der ‚Mickey’s‘? Ich wusste es nicht. Qui vivra verra. Mir war alles recht.

Auf der Suche nach Walter durchstöberte ich an einem dieser letzten Ruhetage, die mir beschieden waren, das ganze Schloss. In der ‚Kleinen Klasse‘ traf ich auf Edith Goldapper und Inge Schragenheim, die beiden Freundinnen.

Inge las gerade irgend etwas, und Edith schrieb in ein Heft. Beide hiessen mich freundlich willkommen. Ich setzte mich zu ihnen, und wir kamen miteinander ins Gespräch. Edith erzählte mir ihr ganzes Leben. Sie sprach von ihrer glücklichen Jugendzeit in Wien, von der überstürzten Abreise 1938, vom Aufenthalt in Brüssel und in Seyre. «Ich war gerade vierzehn Jahre alt, als ich meine lieben Eltern verliess», sagte Edith abschliessend. «Hier habe ich eine Photographie von ihnen.» Sie reichte mir ein kleines Bildchen und brach plötzlich in Tränen aus. Der Gedanke an ihre Eltern und an die Möglichkeit, dass sie deportiert und in einem Konzentrationslager einen furchtbaren Tod gefunden haben könnten, war ihr unerträglich.

«Mein armer, blinder Vater!» schluchzte sie. «Seit drei Jahren habe ich keine Nachricht mehr von ihm!»

Ich war tief betroffen und wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Doch Edith fasste sich schnell wieder, legte die Hand auf ihr schwarzes Wachstuchheft und sagte: «Hier in meinem Tagebuch habe ich alles aufgeschrieben, was ich Ihnen erzählt habe. Ja, noch viel mehr. Fast jeden Tag schreibe ich...»

Sie trocknete sich die Augen mit einem kleinen Taschentuch, setzte ihre dickglasige Brille wieder auf und fügte entschuldigend hinzu: «Nichts für ungut, Herr Steiger. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen...»

Edith wohnt heute in Amerika. Alle paar Jahre kommt sie mit ihrem Mann in die Schweiz. Bei ihrem letzten Besuch liess sie mir ihr Tagebuch. Ich durfte es fotokopieren, und sie gab mir freies Verfügungsrecht darüber.

Im Folgenden bringe ich einen ersten Abschnitt aus diesem bewegenden Dokument eines durch den Nazi-Terror verfolgten

jüdischen Mädchens, das schliesslich mit den vielen anderen Flüchtlingskindern im Schloss La Hille gelandet war, aber auch da seines Lebens nicht sicher sein konnte...

22. Ediths Tagebuch

«Ich möchte mit meiner frühesten Jugend anfangen, als ich noch bei Mama und Papa war.

Fünf Jahre alt bin ich und komme im September schon in die Schule. Ja, ich bin gross und stark für mein Alter. Die nächsten vier Volksschuljahre absolviere ich, und ich muss schon sagen: mit ziemlich gutem Erfolg. Alle sind nett zu mir, sowohl Lehrer als Schüler, und oft gibt es mit mir einen tollen Spass. (...)

Jetzt bin ich zehn Jahre alt. Sehr gross, aber, wie man auch sagt, etwas dumm. Zu Hause werde ich verwöhnt, aber mit Mass. Mama und Papa wissen schon, wie sie mich zu erziehen haben. Nun fängt ein anderes Leben an. Hauptschule – Höhere Schule. Englisch, Stenographie, Geometrie... Solche Fächer stechen einem direkt ins Auge. Und natürlich nicht zu vergessen: das Klavierspiel. Meine geliebte Musik! Ich fange an zu lernen. Den ganzen Tag bin ich beschäftigt und habe kaum Zeit, das Mittagmahl einzunehmen. Aber es macht mir enorm Freude. Und ich bin derart ins Lernen vertieft, dass ich gar nicht merke, wie sehr ich eigentlich in Anspruch genommen bin. (...)

Dreizehn Jahre zählt mein Alter, und nun stellt man mir die grosse Frage: Was willst du werden? Ich habe nicht viel zu überlegen, denn schon seit der Kindheit liebe ich es, auf der Maschine zu schreiben, überhaupt: mich für Buchhaltung zu interessieren. So kann ich ohne Gewissensbisse sagen: Ich möchte weiterlernen, und zwar in einer Handelschule. Die lieben Eltern sind natürlich

sofort einverstanden. Aber leider, der Mensch denkt und Gott lenkt! Die Sache dreht sich. Der Umsturz kommt, Österreichs Anschluss an Deutschland. Wir haben natürlich nicht mehr so gut lachen wie früher, aber dank meines armen, einzigen, guten Pappas bleiben wir von all dem Unheil verschont. Ich sage ‚von Unheil verschont bleiben‘? Unser Geschäft (Tabak-Trafik), welches meinem Papa als Dank vom Staat verliehen wurde, nimmt man uns trotzdem ab. Dafür also hat Papa sich seine beiden Augen ausschliessen lassen, um dann so belohnt zu werden! Leider können wir gegen dieses Unglück nichts machen, wir sind völlig machtlos. (...)

Nun kann ich natürlich keine Handelsschule mehr besuchen. Um aber nicht ganz müssig zu sein, kümmert sich meine Mutti darum, dass ich einem Umschulungskurs beiwohnen kann. Es gelingt, und ich lerne Modistin. Es macht mir viel Spass, und ich lerne mit grossem Eifer. Im ganzen sind wir fünfzehn Mädchen, aber während vierzehn Tagen kommen immer weniger; alle reisen ins Ausland. Auch ich bekomme grosse Lust fortzufahren und mache meinen Eltern den Vorschlag. Ich, die ich noch nie allein irgendwo war, fühle mich bei dem Gedanken, allein in die Welt zu fahren, gar nicht wohl.

Andererseits denke ich mir, einmal muss ich doch ins Leben kommen, und so quäle ich tagtäglich meine goldenen Eltern, für mich die nötigen Wege einer eventuellen Auswanderung zu übernehmen. Vier Wochen bleibe ich bei der Modisterei, nämlich jetzt fangen die Laufereien für meine bevorstehende Reise an. Vor allen Dingen werde ich bei der Kultusgemeinde für England und Belgien angemeldet. Auch Frau Baronin Ferstel wird auf dem laufenden gehalten, denn sie kann mir sehr viel helfen. In Belgien befindet sich eine gewisse Frau Goldschmidt, irgendwie mit Frau Baronin Ferstel verwandt. Sie arbeitet sehr, damit ich nach Belgien kann. (...)

Es ist der 18. Dezember 1938. Wir denken nicht mehr an meine Auswanderung, als ein Brief von der Kultusgemeinde ankommt

mit der Aufforderung, mich am Donnerstag, den 20. Dezember, in Köln, Rubenstrasse 12 einzufinden. Ich bin glücklich, aber zu gleicher Zeit mischt sich auch ein bisschen Schwermut dazwischen. Mich von meinen lieben Eltern trennen zu müssen ist hart, sehr hart. Aber ich bin jung, und ich denke gleich nicht mehr daran. Es ist vielleicht jugendlicher Egoismus: Eltern, Heimat, alles ist vergessen, und ich denke nur noch an die Zukunft, an Belgien, an Brüssel, an das Meer. Bunt durcheinander schwirrt es mir durch den Kopf. – Am selben Tag gehe ich noch mit Mutti Einkäufe machen. Das Schönste vom Schönen wird natürlich gekauft, und alles, was ich mir wünsche, wird erfüllt. Die letzten anderthalb Tage verbringe ich noch im elterlichen Hause, froh und zufrieden. Meine Eltern geben mir gute Ratschläge, und dann muntern sie mich auf, vor allen Dingen in der Ferne nie traurig zu sein, denn bald würden sie mir ja folgen. Hnd dieser Trost hält mich hoch! Nie wäre ich sonst fortgefahren! Nur denke ich nicht daran (vielleicht ist es besser so), dass Papa und Mama nie werden zu mir kommen können, denn Papa, als völlig arbeitsunfähiger Mensch, wird nie ins Ausland hineingelassen. (...)

So, nun sind wir am 19. Dezember 1938 angelangt. Hm drei Uhr muss ich am Wiener Westbahnhof sein. Noch ein letztes Mal nehme ich mein liebstes Mittagsmahl ein: Wiener Schnitzel mit Kartoffelsalat und Sachertorte, jetzt ist der Moment gekommen, wo ich mein Heim verlassen muss. Ja, die Odeongasse 5, Tür 6, war mir doch immer sehr lieb, und nun soll ich sie für immer verlassen. Bei diesem Gedanken wird mir sehr schwer ums Herz, und dann habe ich noch den Abschied vor mir. Ach Gott! Ein Taxi will Papa nicht nehmen, denn das lenkt die Aufmerksamkeit der Hausbewohner auf mich. Und so gehen wir halt zur Strassenbahn, die nicht weit von uns ist. Am Bahnhof ist schon meine Verwandtschaft versammelt: Onkel Heinrich, Tante Toni, Cousine Cilly, Fräulein Sophie. Ausserdem noch Kinder und eine Begleitperson, die mit uns nach Köln fahren wird. Eine halbe Stunde haben wir noch Zeit bis zum endgültigen Abschied. Immer wieder hat man sich noch etwas zu sagen, und nun ist es soweit: Der

Schaffner winkt schon, und ich liege in Mamas Armen, dann in Papas Armen, und wieder umgekehrt. Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich Papa weinen sehe. Aus seinen geschlossenen Lidern quellen die Tränen. Auch Mutti ist untröstlich. Und ich erst! Ich weine so sehr, aber wenn ich Cilly ansehe, muss ich lachen. Sie sieht mich so fröhlich an, und mit ihren munterem Augen blinzelt sie mir zu, doch nicht zu weinen und Mutti und Papa nicht noch trauriger zu machen. Jetzt steigen wir in den Zug, und er setzt sich auch schon in Bewegung. Ein letztes Grüssen und Winken! Auf Wiedersehen, geliebte Eltern, adieu, mein schönes Wien! Auch dich habe ich gern gehabt, nun ist es aus für immer. (...)

Vierzehn Jahre alt bin ich gerade geworden und soll schon die Welt kennenlernen – aber ich denke: Je früher man anfängt, desto besser ist es. Am Abend gegen zehn Uhr kommen wir an der österreichisch-deutschen Grenze an: Regensburg. Jetzt kann man unbehelligt durchfahren, da die Grenze aufgehoben ist. Um zwölf Uhr sind wir in Nürnberg, besonders durch die Lebkuchen und Brezeln bekannt. Den Rest der Nacht schlafe ich durch und wache erst am nächsten Morgen um acht Uhr auf.

Es ist ungefähr drei Uhr nachmittags, als wir im Bahnhof von Köln ankommen. Es ist ein herrliches Gebäude, das mir grossen Eindruck macht. Unweit vom Bahnhof sieht man schon den weltberühmten Kölner Dom emporragen. Natürlich besehen wir uns denselben von innen. Ich glaube, diesen Anblick werde ich nie vergessen, zu sehr pflanzte er sich damals in mich ein.

Unser kleiner Zug setzt sich in Bewegung, und ungefähr um vier Uhr kommen wir bei der Kultusgemeinde in der Rubenstrasse an. Man führt uns in einen riesengrossen Saal, wo vielleicht schon zweihundert andere Kinder sind, die auch auf der Liste für Belgien stehen. Uns sechs Wiener setzt man an einen Tisch (die andern sassen sicher schon längere Zeit) und bewirbt uns mit Bohnensuppe. Dieselbe werde ich immer in Erinnerung behalten, denn in der Suppe schwamm ein Wurm von gut drei Zentimetern Länge. Daraufhin wird es mir sehr schlecht, und ich verspüre gewaltige

Übelkeit. Aber auch das vergeht! Nachdem diese vorzügliche Mahlzeit beendet ist, schreibe ich eine Karte an meine lieben Eltern, so wie wir vereinbart hatten. Aber jetzt habe ich wieder Heimweh und fühle mich sehr, sehr verlassen.

Mittlerweile ist es neun Uhr abends, und wir begeben uns alle wieder zum Bahnhof und steigen in den Zug, der uns nach Brüssel führen soll. Um halb zehn Uhr fahren wir los. Gegen Viertel vor elf Uhr kommen wir in Malmédy, der Grenzstadt, an. Hier haben wir einen langen Aufenthalt. Augenblicklich kommen auch schon Gendarmen in den Zug, um unsere Koffer zu kontrollieren. Mich beachten sie überhaupt nicht, was mir sehr lieb ist, obwohl ich ja nichts Verbotenes mit habe.

Dann geht es weiter. In Lüttich kommen wir um elf Uhr an. Hier haben wir eine halbe Stunde Aufenthalt. Ich benütze sofort die Gelegenheit, um meine ärmlichen drei Mark in belgische Francs umzutauschen. Eigentlich darf ich überhaupt kein Geld bei mir haben, aber ungehorsamerweise nahm ich doch drei Mark mit über die Grenze. Anstandslos werden mir 14.75 belgische Francs ausbezahlt.

Ungefähr um halb ein Uhr nachts kommen wir in Brüssel an. Es ist der 21. Dezember 1938 und bitter kalt. In einer Reihe müssen wir uns am Bahnsteig aufstellen, wo ein Mitglied des jüdischen Brüsseler Komitees unsere Namen herunterliest. Unser Transport wird in zwei Gruppen aufgelöst. Ein Teil wird in Familien untergebracht, der andere Teil in Heimen. Mit zwei anderen Mädchen komme ich in ein Taxi, welches uns in das beste Hotel Brüssels bringt, ins Hotel Albert. Dort empfängt mich auch schon Madame Goldschmidt, welche für meine Begriffe eine entzückende Dame ist. Sie beteuert mir, sich immer um mich zu kümmern; dies hatte sie schon meinen Eltern versprochen. Glücklicherweise über dieses Zusammentreffen lege ich mich zu Bett und stehe am nächsten Morgen nicht vor neun Uhr auf. Diesmal erwartet mich eine andere liebe Dame: Madame Felddegen. Sie nimmt mich in ihre Arme – ich verspüre sofort etwas Heimatliches.

Um elf Uhr fährt ein herrlicher Autobus vor und holt uns (ungefähr zwanzig Kinder) ab, um uns nach Wesembeck-Ohem ins

Kinderheim zu bringen. Es befindet sich ungefähr fünfzehn Kilometer von Brüssel entfernt. Gerade zum Mittagessen kommen wir dort an. Nachdem wir unser Gepäck weggestellt und Hände und Gesicht gewaschen haben, werden wir in das Speisezimmer geführt, wo bereits schon an die dreissig Kinder sitzen, darunter Walter Strauss, Manfred Kammerer und die Brüder Manasse.

Also jetzt beginnt natürlich ein ganz anderes Leben, als ich mir das vorgestellt hatte. Vor allem Disziplin, strenger Gehorsam. Auf Befehl wird aufgestanden, sich gewaschen, das Bett gemacht, spazierengegangen. Aber komischerweise fühle ich mich sofort wohl im Heim. Es ist ganz erstaunlich. Am ersten Abend im Bett weine ich natürlich und empfinde furchtbares Heimweh, aber schon kommt eine Erzieherin, Fräulein Mally Schleien, und tröstet mich ganz liebevoll. Alles Heimweh schwindet völlig. Es ist gerade zur Weihnachtszeit, dass ich mich im Heim befinde, und so feiern wir eben auch das schöne Fest. Alle bekommen nette Geschenke. Das schönste Geschenk erhalte ich leider nicht, nämlich einen Brief von Mutti und Papi. Zu den Feiertagen gehen die Briefe nicht, und so muss ich eben warten.

Kurz nach Weihnachten haben wir Französisch-Stunden. Da ich kein Wort kenne – aber auch nicht das kleinste! –, beteilige ich mich natürlich an diesem Kursus. Viel lerne ich nicht, aber doch genug, um mich ein wenig zu verständigen. Nach Weihnachten regnen auch schon die Briefe von meinen Eltern herein. Sie sind glücklich, mich so gut untergebracht zu wissen. Oft packt mich dann das Heimweh wieder, aber bei uns Kindern verfliegt das doch schnell; so schnell, wie es gekommen ist. Ich schliesse rasch Freundschaft mit all den Kindern und fühle mich wirklich ausserordentlich wohl. Aber lange dauert dieses Glück nicht, das heisst, das Komitee will nur das Beste für mich und möchte mir noch einen besseren Platz verschaffen.»

(Edith kommt zu einer Familie in Antwerpen und ist recht unglücklich. Nach vierzehn Tagen wird sie zurückgeholt.)

«So, nun bin ich wieder im Heim. Ich bin so froh, dass ich es mit Worten gar nicht ausdrücken kann. Obwohl ich hier lange nicht so frei bin wie im gewöhnlichen Leben, fühle ich mich trotzdem viel wohler. An meine Eltern gehen zweimal wöchentlich ellenlange Berichte ab, aus denen volle Zufriedenheit strahlt.

Jetzt bin ich wieder eine Woche in Wesembeek. Morgen soll ein neuer Transport kommen. Meine alten Kameraden sind mittlerweile auch schon alle fort. Mit einem sehr netten Mädchen, Käte Kirschen, befreunde ich mich. Sie ist geradezu entzückend, und mit ihr verstehe ich mich ausgezeichnet.

Heute ist der neue Transport gekommen, ungefähr fünfzehn Kinder. Unter anderen: Leo Lewin, Ruedi Oelbaum, Kurt Klein und Werner Eppstein. Wir alle sind glänzende Kameraden und versuchen das Leben im Heim so schön wie möglich zu gestalten. Es gelingt uns auch. Aber diesmal ist uns das Glück nicht lange hold. Jetzt haben wir Februar 1939, und nächsten Monat muss das Heim geräumt werden, da belgische Kinder hineinmüssen. So werden wir dann alle zerstreut werden.

Nun ist es soweit. Mit Schmerzen nehmen wir am 31. März alle voneinander Abschied. Ich werde wieder in ein Heim geschickt, nach Zven, auch nicht weit von Brüssel. Herr Robert Deutsch und Herr Elias Haskelewitsch bringen mich hin. Das Heim macht mir einen sehr sympathischen Eindruck. Es ist ein Schloss, nach einem hohen belgischen General «Home Général Bernheim» benannt. Zuerst kommt mir ein sehr nettes, etwa achtzehnjähriges Mädchen entgegen. Wie ich nachher erfahre, ist es unsere Directrice, Madame Elka Frank. Meine Koffer schultert sich ein junger Mann auf, der ganz wie ein Laufbursche aussieht: Herr Frank. Das war mein erster Eindruck – nicht allzu schlecht! Die Mädchen sind alle sehr nett zu mir. Eines Tages kommt Werner Eppstein auf Besuch. Ich freue mich ungemein, und wir frischen alte Erinnerungen auf.

Jeden Monat gehen ein paar Mädchen fort, sei es, um ins Ausland zu fahren oder zu Verwandten oder Familien zu gehen. Wir Grossen haben alle ungefähr dasselbe Alter. Es sind auch noch kleine Kinder da, aber mit denen kommen wir nicht viel in Berührung.

Wieder habe ich mich gut im Heim eingewöhnt, und wieder soll das nicht lange andauern. Madame de Becher, eine überaus nette Frau, meint, für mich wäre eine Familie bedeutend besser, und deshalb will sie mich zum zweitenmal in einer solchen unterbringen. Da ich schon zu gut weiss, wie es in einer Familie aussieht, haben meine guten Eltern an das Komitee geschrieben und die Damen aufgefordert, gut auf mich aufzupassen und gewissermassen an Elternstatt über mich zu walten. So beschliesst Madame de Becher, mich in eine Familie nach Malmédy zu schicken. Wohl oder übel muss ich nun fortgehen. (...)

(Edith kommt nach Malmédy, aber wieder hat sie Pech: Die Familie sagt ihr gar nicht zu. Von morgens halb sechs bis abends muss sie im Haushalt arbeiten. Sie verzweifelt, «weint Tag und Nacht».)

Nun bin ich wieder in Zven. Die altbekannten Gesichter zu sehen, ist eine richtige Wohltat. Besonders mit Familie Schlesinger unterhalte ich mich immer lange. Es ist so schön hier, dass ich niemals mehr fortgehen will, ausser wenn ich Gelegenheit habe, zu meinen Eltern zu kommen.

An jedem Freitag wird Theater gespielt oder irgendeine Lustbarkeit veranstaltet. Auch Sport gibt es. Fast jeden Sonntag wird ein Ausflug gemacht. Unlängst gingen wir auf Fahrt mit einigen Mitgliedern der belgischen Pfadfinder. Es war herrlich! Natürlich darf man jeden zweiten Sonntag im Monat zu einem Bekannten oder Verwandten nach Brüssel fahren. Diese Gelegenheit lasse ich mir nicht entgehen, und fast immer besuche ich Käte, die jetzt in Brüssel bei ihren Eltern lebt. Vor einiger Zeit war ich für eine Woche bei Familie Felddegen zu Besuch eingeladen. Ach, hatte ich da ein Leben! (...)

Es ist der 10. Mai 1940, der Krieg in Belgien hat angefangen. So schrecklich das auch klingen mag, es ist Tatsache! Panik herrscht bei uns. Bei jedem Alarm, den man aus Ruisbrock oder Brüssel hört, stürzen wir in den Keller. In jeder Freizeit versuchen wir einen Schützengraben herzustellen. Auch das gelingt, und er wird

von uns benützt. Mittlerweile versucht Frau Frank, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, irgendwie zu flüchten.

Es ist der 14. Mai. Unsere Sachen müssen schnell gepackt sein. Leider dürfen wir nicht mehr als zwei Aktenmappen mitnehmen. Gerade das Nötigste hinein und viel angezogen. Meine restlichen zwei Koffer stelle ich zum Teil gepackt wieder auf den Boden zurück. Mittlerweile ist es vier Uhr nachmittags geworden. Alle stehen wir, bewaffnet mit unserem spärlichen Gepäck, am Haustor. Mitsamt Madame Frank und Fräulein Lea sind wir ungefähr 35 Personen.

Ach, es ist ein trauriger Anblick, wie wir alle zur Tram marschieren und von unserem geliebten ‚Home Général Bernheim‘ Abschied nehmen müssen. In Anderlecht angekommen, gehen wir erst ins Jugendheim und holen die Jungens ab, deren Direktor Monsieur Deway Gaspard ist. Mit ihnen zusammen ziehen wir Schaerbeck zu. In den Zug können wir erst um elf Uhr nachts einsteigen, so müssen wir uns noch fünf Stunden auf dem vollgepfropften Bahnhof abquälen. Endlich bekommen wir Platz, und zwar in einem herrlichen Viehwaggon. Ein Waggon für die Jungens, ein anderer für uns. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung.

Wir fahren irgendwohin ins Ungewisse, keine Ahnung in welches Land! Von zu Hause haben wir genügend Proviant zum Essen mitgenommen, so dass wir diesbezüglich nichts zu befürchten haben. Ausserdem gibt es überall – in jeder Stadt, in der wir halten – gute Leute, die uns zu essen bringen. So sind wir schon anderthalb Tage unterwegs und haben auch schon erfahren, dass wir nach Frankreich fahren.

Toiletten gibt es in unserem herrlichen Waggon nicht. So ist das eine der schwierigsten Fragen, die zu lösen ist. Aussteigen kann man nur schwer, denn der Zug hält in sehr komischen Abständen. In der Nacht mache ich kaum ein Auge zu. Besonders heute nacht, wo wir in Abville (in der Nähe von Dieppe) waren und ein grosses Bombardement hatten.

Jetzt sind wir in Dieppe. Lange haben wir hier Aufenthalt. Man

stellt fest, dass ein Zug nach uns beschädigt worden ist. Auch aus dieser Aufregung kommen wir gut heraus. Vier Tage und vier Nächte sind wir nun unterwegs, aber nun sind wir tatsächlich am Ziel: Wir haben Toulouse erreicht. Hier steigen wir aber nicht aus, erst etwas weiter in Villefranche-Lorrainais. Von hier aus führt uns ein Autobus weiter nach Seyre par Noilloux. In einem Schloss würden wir untergebracht werden, sagt man uns... Aber wie gross ist nun die Enttäuschung, als wir ein altes, zerfallenes Haus erblicken! Das Schloss allerdings ist zehn Minuten weiter entfernt, aber nicht für uns bestimmt.

Wir betreten das Haus: kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett. Eine richtige Wüste. Unsere Sachen legen wir in eine Ecke und versuchen, bei den Bauern von gegenüber etwas Holz zu bekommen. Bald haben unsere Jungens einige Tische und Bänke gezimmert, und wir können das Abendbrot einnehmen, das uns die Bauern bringen. In verschiedene andere Zimmer legt man Stroh hinein. Dort werden wir schlafen. So leben wir ungefähr drei Wochen. Dann bekommen wir Bretter, und die Jungens stellen Betten her. Es ist alles sehr primitiv, aber wir sind ungeheuer glücklich.

Mittlerweile ist Frau Frank als Directrice abgesetzt worden, und Fräulein Lea hat ihre Stelle eingenommen. Directeur général ist Monsieur Gaspard. Ein guter Bekannter von Fräulein Lea, Monsieur Arthur Halot, kümmert sich um die Jungens.

So bleibt es ungefähr drei bis vier Monate. Dann beschliesst die Direktion, nach Belgien zurückzufahren. Herr Frank ist beim Militär und würde dann das Heim übernehmen. Gesagt, getan: Die Herrschaften fahren zurück, und Herr Frank hat nun die Direktion. Bis jetzt waren wir uns noch gar nicht bewusst, dass das, was wir bisher hier hatten, eine Schreckensherrschaft war. Aber nun bemerken wir den Kontrast sofort. Man schreit nun nicht mehr so extrem; geschrien wird zwar immer noch, aber es ist alles viel bequemer. Vor allen Dingen wird die Arbeit viel angenehmer eingeteilt. Ausserdem kümmert sich Herr Frank darum, ob es eine Möglichkeit gibt, uns bei einer ‚Hilfe‘ einzutragen. Und richtig, er bringt es zustande.

Am 1. Oktober 1940 werden wir dem ‚Secours Suisse‘, der

(Schweizer Hilfe', angeschlossen. Unsere Freude ist riesengross. Wir spüren, dass sich jemand unser annimmt. Wir haben jetzt Schlafsäcke bekommen. (...) Von Tag zu Tag wird es schöner. Jetzt ist auch die Mutter von Herrn Frank hier, welche uns Französischunterricht erteilt. Und wir lernen auch eine ganze Menge.

Jetzt ist es schon fünf Monate her, dass ich aus Belgien fort bin, ohne dass ich nur die geringste Nachricht von Mutti und Papi habe. Ich habe ein schreckliches Gefühl. Während dieser Zeit erhielt ich von keinem menschlichen Wesen Post, obwohl ich überall hingeschrieben habe. Aber eines Tages ist mir das Glück hold: Ich bekomme einen dicken Brief von Tante Wally, nebst einem von den lieben Eltern. Ach, ist das ein Freudentag! Nun bekomme ich immer regelmässig Post, zweimal im Monat. Ausserdem verschafft uns der (Secours Suisse Paten in der Schweiz, durch die man auch an seine Eltern schreiben kann. Madame Goldschmidt ist jetzt in der Schweiz und kümmert sich um meine Eltern.*

Die Zeit rückt vor. Es wird langsam Winter. Es gibt kein Heizmaterial und keine Öfen. Ja, so einen Winter habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt. Ausserdem ist er seit siebzehn Jahren nie mehr so streng gewesen. Wir frieren enorm, aber nichts hält uns: Zu Weihnachten wird ein herrliches Fest gemacht. Sogar vom (Secours Suisse kommt Besuch. Es wird Theater gespielt. Wirklich schön!*

So vergeht die Zeit, und man beschliesst, uns auf ein Schloss im Département Ariège zu bringen, da wir dort viel mehr Komfort hätten und auch die Lebensbedingungen viel vorteilhafter wären als in der Haute Garonne. Tatsächlich fährt eines schönen Tages im Februar ein kleiner Trupp, Mädchen und Jungens samt Herrn Schlesinger, zum Chateau de La Hille, um es herzurichten, da dort auch nichts instand ist. Bis jetzt waren wir alle beisammen, auch Ilse Brünell, Ruth Herz, Herr und Frau Schlesinger, Walter Kammerer, Kurt Moser, Berthold Elkan, Werner Eppstein und Herr Elias. Die waren nämlich Anfang des Krieges alle interniert und dürfen nun alle wieder unter uns weilen. Wie schon gesagt fährt Herr Schlesinger voraus ins Schloss, um alles herzurichten. Im März verlässt uns ein zweiter Transport. Ich bleibe aber auf

jeden Fall noch in Seyre: Hier wird es jetzt immer schöner. Wir sind vielleicht fünfzig Personen mitsamt den Kleinen, und je weniger wir sind, desto besser ist es.

Nun beschliesst der ‚Secours Suisse‘, uns eine Schweizer Direktorin zu schicken. Und siehe da: Im Monat Mai ist plötzlich Fräulein Näf bei uns in Seyre. Wir freuen uns sehr, denn nun sind wir ganz in Schweizer Händen, und das kann unserer armen Lage als Juden sicher helfen. Ausserdem wird es auf dem Schloss ganz anders werden mit den Arbeiten. Fräulein Näf wird das alles schon gut einrichten. Unser Einzug im Schloss ist auf den 31. Mai bestimmt.

Heute sind wir hier angekommen. Man merkt doch einen kleinen Unterschied zwischen Seyre und La Hille. Hier ist es viel sauberer und gemütlicher. Vor allen Dingen ist die Landschaft bezaubernd schön. Wo man hinsieht Bergketten, und an schönen Tagen sieht man die Pyrenäen wunderbar.

Es gibt immer mehr Neuerungen: Eine Pumpe wird eingerichtet, ebenso elektrisches Licht, und es kommt ein Klavier ins Haus. Es ist wirklich herrlich hier. Oft machen wir schöne Ausflüge. Für Zerstreuung ist auf alle Fälle gesorgt. Madame Frank senior gibt uns weiterhin Kursus. Ich muss sagen, dass ich schon eine Menge gelernt habe.

Auch Herr Elias ist natürlich mit uns, aber leider soll er nicht lange hierbleiben. Wegen einiger Zwistigkeiten zwischen ihm und Fräulein Näf muss er La Hille am 1. August 1941 verlassen. Wir sind alle sehr traurig, denn wir hatten ihn liebgewonnen. Aber so ist es eben im Leben!

Jetzt sind wir im September 1941 angelangt. Morgen soll ein Schweizer Lehrer kommen, um Madame Frank die Kurse ein wenig zu erleichtern und um auch Fräulein Näf und Herrn Frank etwas zu helfen.

Soeben ist Herr Lyrer angekommen. Durch seinen kräftigen Händedruck geht er nicht aus meinem Gedächtnis. Auch von ‚Pâtisserie‘ und Gebäck spricht er nicht wenig, und so ist er mir gar nicht unsympathisch – denn er scheint ein ‚süsser‘ Mensch zu sein! Er wird uns ‚Grossen‘ Unterricht geben, und zwar in Eng-

lisch, Französisch, Stenographie und Maschinenschreiben. Von Herrn Lyrers Kursen sind wir alle begeistert. Es ist nämlich ein kleiner Unterschied zwischen den seinen und denen von Madame Frank. Während bei ihr ein enormer Lärm herrscht, vergeht die Stunde bei ihm in einer spielenden Ruhe. Bli-Bla, so ist ihr Spitzname, ärgert sich oft genug darüber...

Der 12. November; mein Geburtstag. Heute bin ich, Gott sei Dank, siebzehn Jahre alt. Die Mädels haben mir wirklich einen herrlichen Geburtstagstisch beschert, vor allem Inge (Schmackel), mit der ich eine ganz feste Freundschaft habe. Man hat doch ein gutes Gefühl, wenn man weiss, dass man liebe Menschen hat, die einen gern haben.

Nun fangen schon die Weihnachtsvorbereitungen an. Das Esszimmer wird in unseren Schlafsaal im ersten Stock verlegt. Es wird Theater gespielt werden; Heinz, Walter und ich werden Konzerte geben. Aus Toulouse ist viel Besuch anwesend.

Auch dieses Fest ist vorbei. Es war sehr schön, und es herrschte eine wunderbare Stimmung.

Langsam rückt das Jahr 1942 heran. Januar. Morgen soll uns Herr Frank verlassen. Auch er hatte Zwistigkeiten mit Fräulein Näf und wird nun deswegen die Kolonie verlassen. Wieder einer weniger.

Februar 1942: Heute bekommen wir die verspäteten Weihnachtspakete. Zu diesem Zweck haben Ilse Brünell, Frieda Steinberg, Inge Schragenheim und ich ein langes Gedicht verfasst, welches ich dann am Klavier begleiten werde. Ich muss schon sagen, dass unser Gedicht ein Bombenerfolg war. Fräulein Näf ist momentan in der Schweiz in den Ferien. So ist Herr Lyrer nun allein hier. Aber alles geht sehr gut, und vor allen Dingen ist das Fest gut gelungen.

März: Aus dem ‚Camp de Gurs‘ ist heute Fritz Wertheimer gekommen. Mein Gott, was der alles erzählt! Dort muss es ja schrecklich zugehen. Diese armen Menschen! Uns dagegen geht es noch herrlich.

Der Frühling hat Einzug gehalten. Es ist schon ganz warm. Draussen in der Natur ist es so schön, alles fängt an zu blühen. In

einer halben Stunde werde ich Inge nach Pailhès begleiten; sie fährt für vierzehn Tage zu ihrer Mutter nach Lyon. Frau Schragenheim befindet sich seit Januar in Lyon, nachdem sie zu Fuss eine vierwöchige Reise über den Jura hinter sich brachte. Diese Frau ist wirklich zu bewundern.

In Pailhès ist auch Leo mit dem Rad. Er will von Inge Abschied nehmen. Zurück fahre ich natürlich mit ihm auf dem Rad. (...)

Inge schreibt mir immer sehr brav. Das gebührt sich ja eigentlich auch so. Eine Freundin muss der andern immer schreiben. Während sie aber bei ihrer Mutter Ostern feiert, geht es bei uns sehr lustig zu. Eine ganze Menge Leute aus Toulouse sind gekommen. Walter, Heinz und ich geben wie gewöhnlich ein Konzert. Am Abend wird dann das Radio aufgedreht, und Fräulein Kasser beginnt zu tanzen. Zuerst ist alles noch steif: Kein Junge will mit einem Mädchen tanzen. Aber langsam kommt man rein, und es gibt einen sehr gemütlichen Abend.

Mittlerweile sind wir im Mai angekommen. Morgen, am 9. Mai, hat Fräulein Näf Geburtstag. Wieder haben wir ein Gedicht verfasst. Wunderschöne Geschenke sind verfertigt worden. Aber wir alle täuschen uns. Fräulein Näf lässt uns sagen, dass sie an ihrem Geburtstag nicht auf der Bildfläche erscheinen wird. Das macht uns einen Strich durch die Rechnung. Wir sind alle sehr ärgerlich. Jetzt haben wir uns alle schon so gefreut, und nun wird nichts daraus. Aber dafür hat Herr Lyrer bald sein Fest. Das wird dann doppelt so schön werden! Und zum dritten Mal verfassen wir ein Gedicht. Aber diesmal gelingt das Fest.

Nun fängt die Obstzeit an. Na ja, wir nützen sie auch! Die Pflaumenallee hat es uns angetan. Jede Stunde löst sich eine andere Equipe ab. Das ist so schön, in der freien Natur liegen zu können und frische Früchte zu essen.

Ich glaube, ich habe mich die längste Zeit zu gut unterhalten. Heute ist der 14. Juli. Morgen hat Papa Geburtstag. Soeben ruft mich die junge Frau Frank in ihr Zimmer und zeigt mir einen Brief, den sie von Frau Goldschmidt erhalten hat. Darin schreibt sie, dass meine goldenen, einzigen, guten Eltern nach Polen depor-

tiert worden sind. Na, mir wird es übel, ganz schwarz vor Augen. Das muss ihnen passieren! Das ist der Dank dafür, dass Papa für Österreich gekämpft hat und dabei blind geworden ist. Das ist der grossmütige Dank der verfluchten Deutschen. Hätte ich jetzt einen Deutschen vor mir, ich würde ihn auf der Stelle niedermetzeln. Ich bin vollkommen niedergeschlagen. Einmal hätten meine Eltern schon fortmüssen, aber durch eine gute Protektion gelang es ihnen, in Wien bleiben zu können. Aber diesmal ist es bitterer Ernst, und nur Gott im Himmel weiss, ob ich je meine geliebten Eltern wiedersehen werde. Das ist ein grosser Schlag in meinem Leben.

Langsam kommen wir dem August näher. Ja, es ist der 26. August, vier Uhr früh. Unser Zimmeristin Unruhe. Wir wissen nicht, was los ist, aber wir hören unten im Hof Stimmen. Inge, Ilse und ich blicken zum Fenster hinaus, und zu unserem Schrecken sehen wir Gendarmen...»

Soweit der erste Teil von Edith Goldappers Tagebuch.

23. Walter Kammerer; unsere Lage spitzt sich zu

Ich traf wieder öfter mit Walter Kammerer zusammen. Wir setzten unsere langen Gespräche fort, die wir vor meiner Gelbsucht hatten.

Meist traf ich ihn in der ‚Grande Classe‘, dem grossen Klassenzimmer im ersten Stock über dem Speisesaal.

Walter sass meistens an einem der vier von Nadal gefertigten Tische, einige Bücher vor sich, eine Blechkanne voll Wasser neben sich. Es ging ihm nicht gut. Hager und ausgemergelt sah er aus. Seine dickgerandete Hornbrille unter der stark fliehenden Stirn hob sich auffällig von seinem markanten Gesicht ab.

Nach einem flüchtigen Gruss setzte ich mich zu ihm und erkundigte mich in der Regel nach seiner Gesundheit. Er liebte es, sich selbst zu bemitleiden, und erwähnte manchmal noch die böse Zeit, in der ihn die erste Leiterin im Schloss La Hille, Fräulein Näf, schikaniert und als Simulanten behandelt hatte... Er bat mich auch oft um ein Aspirin oder um eine andere Tablette, klagte über Kopfschmerzen und kam immer wieder zum gleichen Schluss: «Ich kann mich wohl knapp über Wasser halten. Aber wenn ich abgeholt werde, breche ich tot zusammen...»

Gewöhnlich setzte ich mich ihm gegenüber auf einen Tisch. Wir philosophierten und politisierten. Wir unterhielten uns über die Situation der Kinder im Schloss und über die Kriegslage, über die zusammenbrechende Front der Deutschen in Russland und den Vormarsch der Alliierten in Italien. In unserer für die Widerstandskämpfer im ‚Maquis‘ so vorteilhaften Gegend machte sich der Widerstand überall bemerkbar: Es gab allerorts Sabotagen und häufig Überfälle auf deutsche Soldaten. Das Dickicht der umliegenden Wälder, das ‚Maquis‘, war dafür ein ideales Territorium. Die Deutschen liessen sich das jedoch nicht bieten und griffen hart zu. Der Terror der SS und der Miliz (eine furchtbare französische Gestapo, geschaffen von Joseph Darnand) nahm dramatische Formen an. Razzien in Toulouse, Foix und Pamiers verbreiteten rundum Angst und Schrecken. Hunderte von Männern wurden von der Strasse weg in die Fabriken nach Deutschland verschickt. Die Plakate mit der Mutter, die den Kindern mit dem Slogan ‚Gebt den Kindern zu essen, arbeitet in Deutschland!‘ Brot austeilte, zogen aber nicht mehr! Man wusste Bescheid über die tödliche Sklavenarbeit in Deutschland.

Überall griff die Gestapo zu, Hunderte, ja Tausende wurden verhaftet, gefoltert und in die Deportation geschickt. Sie kamen via ‚Camp du Vernet‘ oder Gurs direkt nach Drancy bei Paris und von dort in die Konzentrationslager von Auschwitz, Mauthausen oder Bergen-Belsen. Der Krieg war für Deutschland verloren, doch die deutsche Vernichtungsmaschinerie lief nach wie vor auf Hochtouren. Für die Erfassung von Juden waren noch immer hohe Preise ausgesetzt. Unsere jüdischen Kinder waren – obwohl

doch so nahe bei der Gendarmerie Nationale – gefährdeter denn je. Wir machten uns aber keine allzu grossen Sorgen und vertrauten auf unser gutes Versteck.

Trotz erbarmungsloser Verfolgung wurden die ‚Maquisards‘, die Widerstandskämpfer im Dickicht der Wälder, immer dreister. Verwegene Sabotageakte und kühne Überfälle (mit Handgranaten und Maschinengewehren) auf bis an die Zähne bewaffnete deutsche Verbände mehrten sich. Die Deutschen wurden sichtlich nervös: Sie führten das ‚couvre-feu‘ ein: Ab einer bestimmten Zeit am Abend durfte niemand mehr auf der Strasse sein. Wer dagegen versties, wurde kurzerhand erschossen. In unserer Gegend starb so ein seine Tiere hütender Bauernbub, der vom ‚couvre-feu‘ nichts wusste...

Es kam zu zahlreichen Geiselnahmen: Ein getöteter deutscher Soldat kostete in der Regel zehn Geiseln das Leben.

In Toulouse wurde rund um die Uhr, Tag und Nacht, gefoltert ...

Für die Stadtbevölkerung gestaltete sich das Leben immer schwieriger: einerseits wegen der deutschen Repressalien (viele Männer gingen in den ‚Maquis‘, um nicht nach Deutschland verschickt zu werden), andererseits wegen der Rationierung: Butter, Milch, Eier, Fleisch, Zucker, Mehl und andere lebenswichtige Güter waren schon lange kaum mehr aufzutreiben. Auch Rationierungsmarken halfen da wenig. Für alles und jedes musste besonders die Stadtbevölkerung immer stundenlang Schlange stehen.

Die Bauern auf dem Lande waren da viel besser dran: Sie hatten alles für ihren Unterhalt, nur gaben die Bauern uns leider nichts davon. Was sie entbehren konnten, führten sie dem Schwarzmarkt zu.

Wir kauften in der kleinen Stadt Pamiers ein: Jeden Dienstag nahm Fräulein Groth den Autobus, der bei der Lèze-Brücke auf Verlangen hielt – oder auch nicht! Wenn er vorbeifuhr, machte die Leiterin die dreissig Kilometer eben zu Fuss... Auf dem Markt kaufte sie, was feilgeboten wurde: Kartoffeln, Tomaten, Gurken oder Rüben. Sie versuchte auch, für ihre Rationierungsmarken Reis und Teigwaren zu bekommen, und manchmal gelang es ihr,

einige Eier und ein wenig Fleisch zur Bereicherung der Speisen zu ergattern.

Ich erinnere mich nicht, dass es einmal richtig Fleisch gab – ausser ein einziges Mal: Da mussten unsere drei mageren Schweine, kurz bevor sie vor Hunger starben, geschlachtet werden. Es war ein unglaublich eindrucksvolles Erlebnis für die Kinder und auch für uns, wie diese Schweinchen schrien und sich gegen das Messer des Metzgers, der vom Dorf hergekommen war, wehrten.

Jedes Kind erhielt am Abend eine Wurst und anderntags ein Stückchen Fleisch...

24. Rosa, Percy und René

Eine Woche lang war ich nun wieder auf den Beinen und erholte mich zusehends. Nach dem Abendessen war ich jeweils voll beschäftigt, zuerst im Krankenzimmer und später beim nächtlichen Aufnehmender, 'Mickey's'. Beides klappte. Das Pflegen machte mir viel Spass. Eine grosse Schar von Kindern besuchte mich jeden Abend. Das Wecken der Bettnässer gestaltete sich allerdings weit mühsamer und aufreibender, als ich mir das vorgestellt hatte. Nur dem Umstand, dass ich am Morgen bis zum Frühstück um acht Uhr ausschlafen konnte, verdanke ich, dass ich nicht aufgeben musste.

Abends trafen wir uns regelmässig im Salon. Zu jeder vollen Stunde brachte der ('Engländer' – wie wir 'BBC London' nannten – die 'Nachrichten', eingeleitet durch die wohlbekannten Gongschläge ausderfünftenSymphonievonBeethoven. Nachrichten, die für uns immer erfreulicher wurden: Die Russen rückten an allen Fronten vor, die alliierte Invasionsarmee in Italien kam vorwärts. Den Nachrichten folgten stets die 'Nouvelles personnelles': «Grand-papa est à l'hôpital» – «La fillette a perdu son ballon» – «Les figues sont mûres». Wir rästelten an diesen persönlichen Nachrichten herum und versuchten, ihre Bedeutung herauszufinden.

ROSA GOLDMARK

Ich erholte mich rasch, faulenzte und tat tagsüber fast nichts ausgenommen die Tage, die ich dem Zeichnen des Schlosses widmete.

Eugen Lyrer betreute die ‚Grossen‘ und gab Kurse, Heinrich Kägi unterrichtete die ‚Mittleren‘, und Fräulein Tobler beschäftigte sich mit den Kleinen, den ‚Mickey’s‘. Für einzelne Kinder hatte niemand so richtig Zeit – auch ich kümmerte mich nicht persönlich um sie und hätte doch bestimmt Zeit gehabt für ein Kind in Not wie Rosa Goldmark, die noch immer ihr seltsames Gebaren zeigte: Sie wich allen aus und wandelte, versunken in eine unbekannte Welt, im Schloss herum. War ich noch zu jung, oder war ich zu stark mit mir selbst beschäftigt, um mich Rosas anzunehmen? Ich weiss es nicht. Ich scheute mich ganz einfach davor, ihr näherzutreten oder ihr gar nachzuspüren. Der Gedanke, dass sie sich dann möglicherweise an mich klammern könnte wie eine Ertrinkende an einen Strohalm, flösste mir Angst ein. Welch ein Unglück: Hätte ich doch damals die Tragweite von Rosas Nöten erfasst, wäre ich doch auf sie eingegangen! Hätte ich ihr nur in meiner Erholungszeit jeden Tag eine Stunde gewidmet! Vielleicht wäre ihr Leben so mit Hilfe von Heiri und Anne-Marie zu retten gewesen – aber im Nachhinein lässt sich so etwas leicht sagen...

PERCY WEINBERG

Ein neues Kind kam zu uns, der fünfjährige Bruder von Robert und Peggy. Anfänglich ein verschüchterter kleiner Bub, der wie ein geschlagenes Hündchen mit gesenktem Kopf herumging, wurde er bald sehr lebendig, ja ausgelassen. Er hatte viel Trauriges hinter sich. Ich werde auf das schwere Schicksal der Familie Weinberg noch zurückkommen.

Zuletzt wohnte Frau Weinberg mit ihrem jüngsten Sohn in einer armseligen Wohnung in Castelnaudary, unweit von Toulouse. Jeden Tag fuhr sie in die Stadt, um auf einem Büro ihr

tägliches Brot zu verdienen. Sie arbeitete für einen Lohn, der nicht zum Leben und nicht zum Sterben reichte. Um Geld zu sparen, ass sie über Mittag nicht mehr als eine billige Frucht oder ein paar Trauben.

Percy holte seine Mutter jeden Abend am Bahnhof ab. Eines Abends aber wartete er vergeblich. Sie kam und kam nicht. Spät in der Nacht stand er noch dort und weinte und jammerte. Man wurde auf ihn aufmerksam, und gute Leute nahmen ihn zu sich nach Hause.

Frau Weinberg war nicht heimgekehrt, weil sie in den Strassen von Toulouse zusammengebrochen und in ein Spital eingeliefert worden war. Percy wurde deshalb zu uns ins Schloss gebracht, zu seinen Geschwistern Peggy und Robert. Der ‚Verlust‘ seiner Mutter und der darauffolgende überstürzte Milieuwechsel waren für ihn schwer zu verarbeiten. Er wurde folgerichtig ein neuer Patient für mich. Ich fand ihn nachts vollkommen durchnässt in seinem Bett im Schlafsaal der ‚Mickey’s‘, rechts neben der Türe.

RENÉ BAUMGART

Meine alten ‚Kunden‘ und Bettnässer hingegen machten mir viel Freude: Aurore, Josette und Jojo blieben immer wieder die ganze Nacht über trocken. Ihr Selbstvertrauen wuchs, und dies wiederum wirkte sich günstig aus. Auch Violette und René machten Fortschritte. Einzig Jeanne blieb noch für längere Zeit ein hartnäckiger Fall. Aber sonst – ganz allgemein – war meine Wecktherapie ein voller Erfolg. Ich brauchte auch nicht mehr so viel Zeit wie in den ersten Nächten: Die ganze Wecktherapie hatte sich einwandfrei eingespielt. Die Kinder wachten rascher auf und erledigten ihr ‚Pipi‘ ohne Verzug.

Mit René, der mich immer von unten herauf prüfend anschaute, gab es allerdings noch Schwierigkeiten. René schlief immer wie ein Stein!

Eines Nachts kam ich ganz programmgemäss um Viertel nach ein Uhr an sein Bett. Es war leer! Ein gelinder Schreck packte

mich. Wo konnte der Knabe bloss sein? Ich suchte ihn überall und entdeckte ihn rein zufällig – das heisst meine Vermutung, dass der Klumpen, der in einem Sack unter seinem Bett hing, René war, stellte sich als völlig richtig heraus! Was war das aber für ein Sack, und wie war René da hineingekommen? Ich verstand nichts mehr. René musste ja fast ersticken! Vielleicht war er gar schon erstickt? Der Gedanke liess mich erschauern... Erst als ich seine Bettdecke zurückschlug, fand ich des Rätsels Lösung: René war mitsamt der Matratze durch die längs- und quergespannten Stahlbänder hindurchgerutscht – bis auf den Boden.

Wie das möglich war, stellte ich erst fest, als ich ihn herauszuholen versuchte. Die Stahlbänder des Bettes bildeten ein Gitter. Ein Querband fehlte, und auf der ganzen Breite waren grössere Lücken im Stahlgeflecht entstanden. Auf so eine Lücke war René zu liegen gekommen, hatte mit seinem Gewicht die Bänder auseinandergepresst und war langsam in die Tiefe gerutscht, die dünne Matratze, deren Seegras-Füllung sich verschoben hatte, mit sich ziehend... Da hing er nun wie in einem grossen Geldbeutel und konnte sich nicht mehr rühren. Zum Glück schlief er noch immer wie ein Bär, sonst wäre er womöglich in eine lebensgefährliche Panik geraten!

Ich musste ihn jetzt so schnell wie möglich befreien. Noch immer rührte er sich nicht, und das war gut so – oder war er am Ende doch schon erstickt? Wieder fuhr mir der kalte Schreck durch alle Glieder. Ich stieg aufs Bett und stellte mich vorsichtig breitbeinig auf die federnden Bänder über dem versunkenen René, packte die Matratze und zog sie Zentimeter um Zentimeter höher und höher. Immer wieder rutschte sie zurück, doch mit der letzten, verzweifelten Anstrengung gelang es mir, den grossen Matratzensack aus dem Gitter herauszureissen. Es war eine schwere Geburt! Erschöpft sank ich aufs Bett und befreite René, so rasch es ging, aus seiner Umschalung: Das Wunderkind schlief noch immer tief und fest und hatte von allem nichts mitbekommen! Nicht einmal nass war er!

Ich weckte ihn nun, erzählte ihm, was geschehen war – und liess ihn dann zum Kessel laufen...

Wieder einmal hatte ich Glück gehabt, wieder einmal war ein kleiner Zwischenfall, der sich leicht zur Katastrophe hätte entwickeln können, glimpflich abgelaufen.

25. Meine Klasse, die ‚Mickey’s‘

Aus der ‚Grande Classe‘ hörte ich die ‚Mickey’s‘ singen:

Il était un petit navire,
Il était un petit navire,
qui n'avait ja-ja-jamais navigué,
qui n'avait ja-ja-jamais navigué,
ohé, ohé, ohé!

Es tönte schrecklich falsch, aber doch so angenehm vertraut in meinen Ohren. Es zog mich gewaltig hin zum Unterricht, zu den Kindern!

Während des Mittagessens fragte mich Fäulein Groth, ob ich die grossen ‚Mickey’s‘ übernehmen könnte, die sechs- bis zehnjährigen – die kleinen, Daniel, Pepito, Mireille, Percy und Aurore, würde Fräulein Tobler weiterbetreuen. Ich war begeistert und sagte mit Freuden zu.

Wie ich der Leiterin versprochen hatte, übernahm ich am nächsten Tag, am 28. Oktober, die grossen ‚Mickey’s‘ für den Unterricht. Sie freuten sich offensichtlich alle mächtig auf mich und auf die Schule. Als ich um sieben Uhr in den Schlafsaal im zweiten Stock trat, empfingen sie mich jedenfalls voller Begeisterung und sprangen mir mit grossem Hallo freudig entgegen. Sie zogen sich rasch an, und der ganze Trupp begleitete mich hinunter zum Frühstück.

Das Essen war wohl das Wichtigste im Schloss. Das Personal kontrollierte das Brot auf dem Blechteller nicht so fachmännisch

wie die Kinder, die es gegen das Licht hielten und so mit Leichtigkeit feststellen konnten, ob es für die Konfitüre dichthalten würde. Butter, mit der man die Löcher im dünn geschnittenen Brot hätte stopfen können, gab es ja nicht.

Nach dem Frühstück stiegen wir alle wieder zum Schlafsaal hinauf; auch die Kleinsten, Daniel, Mireille, Percy und Aurore, die furchtbar enttäuscht waren, dass sie nicht mit den grossen ‚Mikeys‘ zur Schule gehen durften. Ich tröstete sie und versprach ihnen, sie zur Moulin Neuf mitzunehmen. Dann half ich allen, die beim Herrichten ihrer Betten Schwierigkeiten hatten. Die dünnen Matratzen auf den Stahlbandgittern waren mit Seegrass gefüllt, das überall Hügel und Täler bildete. Es war fast nicht möglich, den Schlafsack oder das Leintuch ordentlich darüberzulegen, und nur mit Mühe konnten die Hügellandschaften ein wenig geebnet werden. Die Wolldecke gab schliesslich doch noch den Anschein eines gemachten Bettes.

Die Eisenbetten standen eines neben dem anderen an den Längswänden des grossen Zimmers. In der Mitte blieb noch genügend Platz für drei Betten. Neben dem Schlafsaal gab es, wie schon erwähnt, noch einen kleinen Raum, in dem weitere fünf Kinder untergebracht waren, darunter Violette und Jeanne.

Punkt acht Uhr versammelten wir uns in der grossen Klasse. Da standen vier Tische, von Herrn Nadal gezimmert, und vier Bänke. Die Mädchen und Knaben nahmen Platz, die grösseren hinten, die kleinen vorn. Noch jetzt sehe ich sie vor mir – die ganze Schar –, wie sie gespannt dasassen und der Dinge harnten, die da kommen sollten.

Ich setzte mich auf die Kante des vordersten Tisches und blickte in die fröhlichen Gesichter. Eine Welle tiefer, innerer Freude durchströmte mich: Ich lebte wieder, und all diese lieben, fröhlichen Wesen waren mir anvertraut! Für Augenblicke überwältigte mich ein Gefühl unfassbaren Glücks, wie ich es noch nie verspürt hatte.

Am hintersten Tisch entdeckte ich die zehnjährige Friedel Kriegstein, die, wie mir schien, vor unendlich langer Zeit mit zerschundenen Knien zu mir gekommen war. Ihre schwarzen Haare,

die ‚tire-bouchons‘, die ihr rundes Gesichtchen so hübsch einrahmten, waren viel länger geworden.

Neben ihr sass Peggy Weinberg, die Schwester von Robert, meinem Fliegentöter. Auch ihr Gesicht war eingerahmt von schwarzen, leicht gewellten Haaren. Sie blickte mich forschend an. Ihre eher groben Züge passten zu den leicht trotzig aufgeworfenen Lippen.

Mein Blick ging weiter zu Pierrette, einem mageren, hochgewachsenen Mädchen, und zu Marinette, ihrer Schwester. Beide waren erst kürzlich im Schloss eingetroffen und schienen noch recht fremd und unbeholfen zu sein.

Vor den vier Mädchen sassen André und François Clément, die beiden Brüder aus Toulouse: zwei sympathische, ständig zu irgendwelchen Streichen aufgelegte Knaben. Neben André war der stille René Baumgart und der runde, tapsige Jojo.

Am zweitvordersten Tisch räkelte sich Pierre Goldstein: Ein Lausjunge, immer fröhlich und guter Dinge. Während die in sich gekehrte Jeanne versonnen an ihren Fingernägeln kaute, starrte Violette, die geistig behindert war, völlig abwesend ins Leere.

Am vordersten Tisch sassen meine frischgebackenen Erstklässler, die noch nie in der Schule gewesen waren und vom Lesen und Schreiben keine Ahnung hatten.

Die sechsjährige, schwarzhaarige Rose Marimon, ein kleines, zartes, feingliedriges Wesen, beschrieb ich schon – und auch ihre Eltern: Herrn Marimon, der im Garten arbeitete, und seine Frau, die in der ‚Lingerie‘ (der Waschküche) beschäftigt war und sich allmählich von ihren Herzkrisen erholte.

Conchita Palau, die zweite Spanierin, im Gegensatz zu Rose goldig blond, sass neben ihr, strahlend, zufrieden mit sich und der Welt. Conchita hatte zwei Brüder: Jacques bei den ‚Mittleren‘ und Pepito, der Jüngste im Schloss, bei den kleinen ‚Mickey’s‘. Und eine Schwester hatte sie auch noch, nämlich die vierjährige Monique. Die Mutter der vier Kinder, Frau Palau, arbeitete wie Frau Marimon in der ‚Lingerie‘ und im Haushalt, und ihr Mann, der zwei Jahre später ums Leben kam, war ein Allrounder, der fast alles konnte.

Die ganze Familie Palau – die beiden kleinsten Kinder waren noch nicht geboren – rettete sich 1939 vor den Franco-Truppen über die Pyrenäen nach Frankreich. Sie lebten zunächst in einer Schweizer ‚Pouponnière‘ (einem Heim für Kleinkinder) in Eines und kamen erst Anfang 1943 ins Schloss La Hille.

Es blieben noch die zwei letzten Kinder am vordersten Tisch: der aufgeweckte Guy Perry, der Bruder des grossen Raoul und der herzigen, kleinen Mireille – und die drollige Josette mit ihren Kugelaugen. Als ich einmal im Hof am Tisch sass und etwas schrieb, kam sie zu mir, gab mir einen leichten Klaps auf den Arm und sagte: «Monsieur Steiger, je viens vous embêter! – Herr Steiger, ich komme, um Sie zu ärgern!» Verschmitzt blickte sie zu mir auf und rannte dann auf ihre lustige Art davon, die Fussspitzen nach innen gekehrt.

Wieder und wieder liess ich meine Augen gedankenverloren über meine neuen grossen und kleinen Schüler schweifen und genoss diesen Höhepunkt meines Lebens: Ja – diese Kinder waren alle Teil meines Lebens, und ich durfte meine Kräfte ganz für sie einsetzen!

«On ne fait rien! – Wir tun ja gar nichts!» rief Guy ungeduldig und unterbrach meine Gedankengänge.

«Selbstverständlich tun wir etwas!» antwortete ich. «Wir singen jetzt alle Lieder, die wir kennen.» Wir versuchten zu singen. Dann teilte ich die Schüler in vier Klassen ein: Friedel, Peggy, Jeanne und Pierrette wurden Viertklässler, Guy, Josette, Rose und Chonchita Erstklässler, die übrigen kamen in die zweite oder dritte Klasse. Jetzt war ich bereit, den Unterricht aufzunehmen. Es gab aber eine grosse Schwierigkeit: Meine Schüler besaßen nichts, nicht einmal einen Bleistift. Auch ich hatte nichts ausser einem Vierfarbstift, den ich wie meinen Augapfel hütete, und meiner Füllfeder. Wie konnte ich vier Klassen unterrichten ohne Tafeln, ohne Hefte und ohne Bücher? Ich stand vor einem unlösbaren Problem. Einen Trost gab es immerhin: Es waren zwei grosse Wandtafeln vorhanden. Die Dorfschule hatte sie uns zur Verfügung gestellt. Das stand ihr gut an, ersparten wir ihr doch einen Lehrer! Also zwei Wandtafeln; das war immerhin etwas. Damit

konnte ich einiges anfangen. Doch was sollte ich in meiner augenblicklichen Lage tun? Auf die vordere Zimmerwand hatte Anne-Marie Piguët eine Szene aus dem Märchen ‚Der Wolf und die sieben Geisslein‘ gemalt. Das gab mir eine Idee: Ich rückte die Wandtafeln zur Seite, und wir vertieften uns in das Bild. «Was tut der Wolf im Bett?» fragte ich.

«Er will schlafen», meinte François. Kein einziges Kind kannte das Märchen. Ich erzählte es also recht dramatisch. Die Kinder waren begeistert. Im Nu war der halbe Vormittag um. Wir machten eine Pause.

Nach der Pause rechneten wir, und das war sehr lustig. Friedel und Peggy kamen nach vorn. Die Erstklässler mussten herausfinden, wie viele Füsse sie zusammen hatten, wie viele Hände, wie viele Nasen. Auch die übrigen Schüler und Schülerinnen bekamen Aufgaben. Es gab viel zu lachen, und bald läutete es zum Mittagessen.

26. Ein Ausflug mit den ‚Mickey’s‘

Am Nachmittag unternahmen wir einen Ausflug nach Pailhès. Wir liessen die Gendarmerie links liegen und stiegen zum Schloss hinauf, zur Schlosskirche, die ganz zerfallen war. Die vier Wände standen zwar noch, doch das Dach war zum grössten Teil eingestürzt. In der Kirche wuchsen Bäume und Büsche. Das sah recht seltsam aus. Nichtsahnend traten wir ein und prallten beim Anblick der Büsche, Sträucher und Bäume ordentlich zurück. Auf so etwas waren wir nicht gefasst gewesen.

Wir untersuchten die ganze Kirche und kletterten überall herum. Plötzlich begann es zu läuten. Ganz nahe. Es war kein eigentliches Läuten: Es war ein Hämmern und Schlagen, das weitherum gehört werden konnte. Ich erschrak. Gab es in dieser Ruine wirklich noch eine Glocke?

Ich lief zur Frontseite der Kirche. Ganz oben in der Mauer konnte ich eine Glocke sehen. Sie bewegte sich nicht, aber ein Hammer schlug unentwegt darauf. Ich entdeckte eine schmale Steintreppe und stürzte hinauf. Oben, auf einem Absatz, stand François und zog ziemlich wild an einem Seil.

«Hör auf!» rief ich. «Die Leute im Dorf denken doch, es würde brennen!» François schaute mich verwundert an und liess das Seil fahren. André stand neben ihm. Alle Kinder drängten jetzt herauf.

«Passt auf, stosst euch nicht!» rief ich. Auf dem Mauerabsatz und in drei offenen Fensternischen fanden alle Platz. Die Glocke, die nun keinen Laut mehr von sich gab, hing einige Meter über uns in der durchbrochenen Mauer. Wir hatten einen schönen Blick ins Kirchenschiff hinunter, auf die Büsche und die Bäume. Ein merkwürdiger Anblick! Eine Naturkirche im wahrsten Sinne des Wortes.

Einige Kinder fingen an auf der Mauer herumzuturnen.

«Wir gehen hinunter!» rief ich erschrocken. «Stürzt nicht auf die Büsche hinunter!»

Wieder begannen François und André am Glockenseil zu ziehen. «Das ist lustig!» meinte François strahlend.

Ich schickte beide über die schmale Treppe in die Kirche hinunter. Von dort tönte eine Männerstimme herauf. Schnell stieg auch ich hinunter. Ein Bauer stand da. Er hatte Jojo am Arm gepackt.

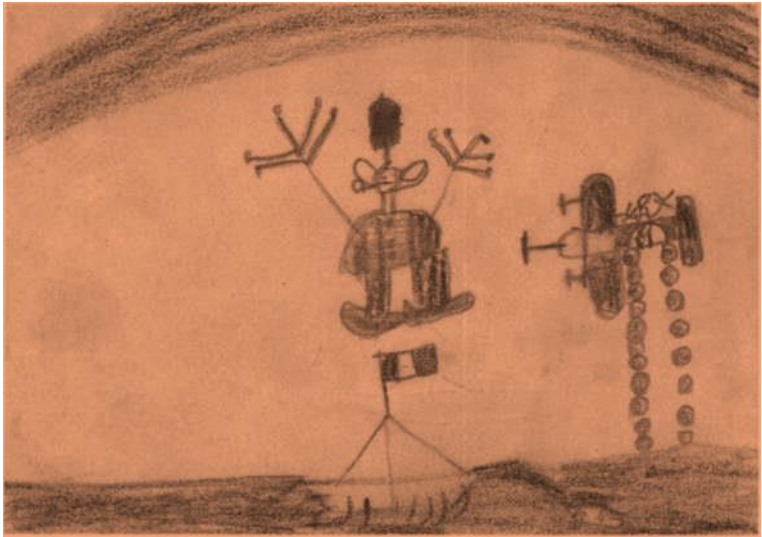
«Lassen Sie ihn, er hat nicht geläutet!» rief ich.

Ohne ein Wort zu sagen stapfte der Mann wieder davon.

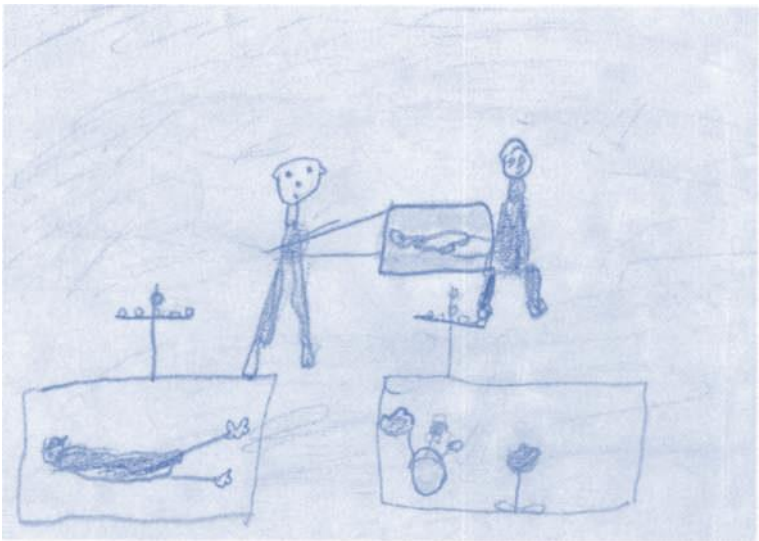
Wir verliessen die Kirche, und ich zählte die Kinder: zehn – elf zwölf – dreizehn – eines fehlte!

«Wo ist René Baumgart?» – Stille... Niemand wusste es. Ich ging in die Kirche zurück. «René!»

Eine feine Stimme antwortete aus den Büschen: «Je suis ici. Aidez-moi, Monsieur Steiger! – Ich bin hier, helfen Sie mir, Herr Steiger!» Tief in den Sträuchern entdeckte ich ihn, den kleinen René, der einen immer so eigentümlich von unten herauf anschaute. Er hatte sich hoffnungslos in den Brombeerranken verfangen.



Einige Zeichnungen der Kinder von Schloss La Hille: Manchmal wurde das Kriegsgeschehen in den Gedanken der Kinder zum Thema...
... manchmal bedrückten sie auch der rund um das Schloss allgegenwärtige Tod und die Meldungen über Deportationen ihrer Freunde...





Meistens aber herrschte die Idylle des Schlosses auch in den Köpfen der Kinder, und sie beschäftigten sich mit Puppen...
... oder mit Bäumen, Tieren, Kirchen und der Sonne.



Während ich noch damit beschäftigt war, ihn zu befreien, begann es wieder zu läuten. «Hör auf, François!» rief ich. Das Hämmern und Läuten stoppte für einen Augenblick.

«Das bin nicht ich!» ertönte François' Stimme. Man konnte ihn nicht sehen. «Das bin nicht ich; es sind meine Hände!» – und wieder ging das Glockenschlagen los, diesmal ganz besonders heftig.

Ich überliess René seinem Schicksal und stieg wieder in die Turmmauer hinauf. «Sehen Sie», empfing mich François und lachte spitzbübisch, «ich mache nichts. Es sind meine Hände, die läuten!» Er strahlte und war stolz auf seine Schlaueheit!

Ich packte ihn an den Haaren.

«Au!» schrie er und liess das Glockenseil fahren. «Au, Au!»

«Ich tue dir nichts», sagte ich kalt, «es sind meine Hände!»

«Bitte lassen Sie mich los, ich tu's nicht wieder!»

«In Ordnung. Komm jetzt, wir brechen auf!»

François und ich stiegen zusammen in die Kirche hinunter. Alle Kinder waren da versammelt. «Haben Sie René gefunden?» fragten sie mich.

«ja, bien sûr!» antwortete ich. «Ich hole ihn. Wartet solange auf mich!»

Ich begab mich wieder zu René, der immer noch in den Dornen hing und geduldig auf mich wartete. Ich hatte ihn bald befreit. Er lief zu seinen Kameraden, die ihn freudig empfingen, jetzt konnten wir abmarschieren. Müde gelangten wir zum Schloss, gerade noch rechtzeitig zum Nachtessen. Alle Kinder sassen bereits an den Tischen und blickten verwundert auf, als wir auf leisen Sohlen – barfuss! in den Speisesaal traten.

27. Ein Morgen mit Freud und Leid

Am frühen Morgen war es ein immer wiederkehrendes, schönes Erlebnis, in den Schlafsaal der ‚Mickey’s‘ zu treten. Die Stille, der geradezu himmlische Frieden, der über den schlafenden Kindern lag, berührte mein Herz jedesmal wie etwas Heiliges. Dass alle diese Kinder mir anvertraut waren, erfüllte mich mit der Freude eines Vaters, der seine Knaben und Mädchen mit tiefem Stolz und grosser Genugtuung betrachtet.

Durch die vier Fenster flutete schon der helle Tag. In allen nur möglichen Stellungen lagen die kleinen Wesen in ihren Hemdchen wie hingeworfen auf ihren Betten – kreuz und quer, mit ausgebreiteten Armen.

«Bonjour, mes enfants! – Guten Tag, meine lieben Kinder!» weckte ich sie auch an diesem Morgen.

«Bonjour, Monsieur Steiger!» antworteten einige verschlafene Stimmchen. Man drehte, wälzte und streckte sich... Und dann gab's Hochbetrieb vor der Zimmertüre: Die Kinder standen Schlange beim Kessel und machten ihr ‚Pipi‘ eines nach dem anderen.

Nach der Zeremonie waren die ‚Mickey’s‘ rasch angezogen. Sie hatten nicht viel an. Es war noch warm für die fortgeschrittene Jahreszeit. Die Knaben schlüpfen flink in Hemd und Hose, die Mädchen in Rock und Höschen – Schuhe und Socken gab es nicht – und sausten hinunter in den Speisesaal.

Das Essen war, wie schon erwähnt, für alle das wichtigste Ereignis im Tagesablauf, auf das man ungeduldig wartete und auf das man sich dreimal täglich freute wie auf eine Weihnachtsbescherung. Doch dabei wurde man nur allzuoft schrecklich enttäuscht ...

Doch was hätte man Frau Schlesinger vorwerfen sollen, wenn es nur wenig Brot, kein Fleisch, keine Spaghetti und keine Eierspeisen gab? Sie tat ihr Bestes, und jetzt läutete sie die Hofglocke zum Frühstück.

Meine Kleinen waren schon längst vollzählig da, als ich in den Speisesaal trat. Sie sassen manierlich an ihrem Tisch. Ich setzte mich links neben die Directrice an meinen Stammpfatz und grüsste die Spanier: Palaus, Nadals und Monsieur Marimon (seine Frau war noch immer bettlägerig, aber ihr Zustand hatte sich gebessert) und ebenso Eugen Lyrer mir gegenüber. Heinrich Kägi war an den Tisch der ‚Grossen‘ umgezogen und sass bei Walter Kammerer, Edith Goldapper, Inge Schragenheim und Rosa Goldmark.

Wenn ich an den gedeckten Tisch trat, galt mein erster Blick jeweils dem Stück Brot auf meinem Blechteller. Meistens war es zu klein und zu dünn, und ich empfand mich um mein Anrecht auf Brot betrogen. Ja, ich fühlte mich tief verletzt und fragte mich, warum das Personal die genau gleich grossen Brotscheiben erhielt wie die Kinder. Jeden Tag zerbrach ich mir von neuem den Kopf, ob wir, die Grossen, nicht doch ein Recht auf mehr Nahrung hätten. Der andauernde Hunger, unter dem ich seit meiner Gelbsucht litt, machte mich merkwürdig kleinlich und dazu eifersüchtig auf jedes auch nur winzig grössere Stückchen Brot auf einem anderen Teller...

Diese ärmlichen Brotscheibchen auf unseren Tellern ärgerten mich gewaltig. Ich fand sie geradezu lächerlich. Sie waren eine Beleidigung in meinen Augen! Nach einem Essen bat ich Eugen deshalb um eine Erklärung. Wie vermutet steckte die Directrice dahinter: Nicht nur mussten alle Brotstückchen gleich gross sein – bei allen Mahlzeiten wurde ausserdem darauf geachtet, dass die Kinder gleich viel hatten wie die Erwachsenen. Auch gab es für das Personal nie ein Extra, nicht einmal ein Ei oder gar einen Schluck Wein bei einer besonderen Gelegenheit.

Alle mussten gleich behandelt werden, das war das Prinzip. An sich ist dagegen nichts einzuwenden, doch für uns bedeutete es, dass wir immer hungriger wurden.

Und da war noch die Post, die Eugen am Vormittag in Montégut holte... Vor dem Mittagessen bekamen wir sie nie zu Gesicht! Das schaffte viel böses Blut bei den Spaniern, und auch wir ärger-

ten uns nur zu oft, war doch die Ankunft der Post ein von allen Schlossbewohnern täglich ungeduldig herbeigesehntes Ereignis. Aber eben: Die Post kam wohl mit Eugen Lyrer an, aber er durfte sie nicht verteilen. Dieses Recht hatte sich die Directrice vorbehalten.

Für Eugen war die Post das ‚Geheimnis‘. Ab und zu trat er zu mir ins Klassenzimmer, tat sehr geheimnisvoll wie ein Verschwörer, zeigte mir kurz einen Brief – und verschwand wieder.

Ich bin abgeschweift. Kehren wir zum Frühstück zurück – da gab es also noch keine Post...

Nach einem «Bon appétit» der Directrice griffen wir alle herzhaft zu: Ein kleines Stückchen Brot war doch noch hundertmal besser als nichts, und auch die undefinierbare Masse, eine Art Konfitüre, die bei allen Kindern braune Zähne verursachte, schmeckte uns. Dazu bekamen wir aus verbeulten Blechkannen ‚Kaffee‘, einen aus Eichelholz hergestellten Extrakt.

Am Schluss des Essens geschah etwas völlig Unerwartetes. Sobald es ganz still war im Speisesaal, entliess uns die Directrice mit dem bekannten «Vous pouvez disposer!» und stand auf. So auch diesmal – doch dann wandte sie sich an mich und sagte: «Ich habe noch etwas für Ihre Schule. Kommen sie schnell mit mir auf mein Büro!»

Wir stiegen hinauf in den ersten Stock, durchquerten den grossen Schlafsaal, in dem bereits einige Mädchen ihre Betten herrichteten, und traten in den winzigen Arbeitsraum von Fräulein Groth. Sie nahm einen bereitstehenden Stoss schwarzer Kartons zur Hand und übergab ihn mir.

«Hier haben Sie Tafeln für Ihren Unterricht!» erklärte sie.

Ich war sprachlos vor Überraschung. Was sollte ich auch sagen? Das war ein Geschenk aus heiterem Himmel! Sogar Griffel bekam ich!

Ich bedankte mich und eilte in die ‚Grande Classe‘. Mein Herz jubelte. Das würde ein Fest werden! «Meine Kinder, eine Überraschung, eine grosse Überraschung!» rief ich, als ich ins Klassenzimmer trat. Einige Kinder huschten noch an ihre Plätze, dann, waren alle Augen gespannt auf mich gerichtet.

«Schaut, was ich habe!» Ich zeigte die Tafeln. «Jetzt können wir schreiben!»

Die Kinder waren einen Augenblick stumm vor Staunen, dann packte sie ein Freudensturm. Sie schrien und jubelten vor Begeisterung.

Ich verteilte die schönen, brandneuen, kohlrabenschwarzen Kartontafeln und gab gleich jedem Kind noch einen Griffel dazu, dann lief ich zur Wandtafel und schrieb in Druckbuchstaben: «Wir sind glücklich. Wir schreiben.»

Für die vier Erstklässler zeichnete ich eine Reihe A und erklärte: «Mit so einem Buchstaben, mit dem A, beginnt das Wort ‚Ardoise‘, A – ARDOISE!»

Ungelenk, mit feurigem Eifer, schrieben die vier Erstklässler. Sie schrieben zum erstenmal in ihrem Leben. Auch die grösseren Schüler strengten sich mächtig an.

«Nicht drücken, ganz leicht schreiben, sonst bricht der Griffel!» warnte ich sie.

Die Freude und die Begeisterung der Kinder kannte keine Grenzen. Ich schrieb ein neues Sätzchen an die Wandtafel: «Schreiben ist ein Vergnügen!» Und da geschah es: Das Unglück brach über uns herein! Josette brach plötzlich in Tränen aus: Ihr Griffel war in der Mitte durchgebrochen. Dann legte die grosse Friedel den Kopf auf ihre Arme und begann still zu weinen. Auch ihr Griffel war zerbrochen! Und jetzt kam's wie der Ausbruch einer schlimmen Krankheit: François' Griffel rollte über den Tisch davon und zerbrach am Boden in fünf Teile. Guy brachte es auf drei Teile! Es war eine Katastrophe. Bald weinte die halbe Klasse. Ich wusste mir nicht mehr zu helfen. Ich tröstete die Kinder: «Das ist alles nicht so schlimm! Ich spitze euch die zerbrochenen Griffel wieder!»

An die Wandtafel schrieb ich: «Wir hatten einen grossen Griffel, bald haben wir viele kleine Griffel!»

So kehrte die Ruhe langsam wieder bei uns ein, und alle schrieben eifrig. Mit meinem Schweizer Soldatenmesser ging ich von Tisch zu Tisch und spitzte. Doch ich sah bald schwarz: Die Griffelstumpen waren meist sehr klein, und durchs Spitzen wurden sie noch kleiner.

Aber dabei sollte es nicht bleiben. Es kam weiteres Unglück dazu. Wir hatten keine Schwämmchen und keinen Tafellappen, um das Geschriebene auszuwischen. Die Kinder behalfen sich mit dem Zeigefinger. Die besonders Sorgfältigen wischten immer wieder von Neuem aus und halfen mit dem Speichel nach.

«Putzt doch nicht immer wieder alles aus!» rief ich. «Lasst alles stehen, dann seht ihr, wie ihr immer schöner und noch schöner schreibt!»

Nicht alle hörten auf mich. Ich stand gerade neben Rose, als es geschah: Sie wollte besonders schöne Buchstaben haben. Wieder und wieder wischte sie die ganze Linie A aus, die sie mühsam und etwas ungeschickt geschrieben hatte. Mit dem Finger rieb sie hin und her. Da löste sich die schwarze Farbe auf der Tafel, und der gelbe Karton kam zum Vorschein. Rose war entsetzt. Auch ich erschrak und nahm die Tafel in die Hand, um genau hinzusehen. Ja, es war tatsächlich der gelbe Karton, der da aus dem Schwarz der Tafel herausschaute!

Mein ganzer Stolz, der letzte Rest meiner Freude an den Tafeln und Griffeln, schwand dahin und machte einer grossen Enttäuschung und einem mächtigen Ärger Platz. Wie konnte man nur so schlechtes Schulmaterial herstellen?

Ein lauter Schrei ertönte. Ich drehte mich um. Peggy stand mit theatralischer Geste neben ihrem Platz und startete entgeistert auf den Boden. Ich konnte mir vorstellen, was geschehen war...

«Herr Steiger, kommen Sie und sehen Sie!» rief sie. Alles drängte sich um ihren Platz. Auch ich trat hinzu und blickte wie die Schüler erschrocken auf den Boden. Da lagen verstreut mindestens zehn Stückchen von dem, was eben noch ein Griffel gewesen war.

Ich betrachtete Peggys Unglück eine Weile, ohne etwas zu sagen, dann bemerkte ich niedergeschlagen: «Wir haben kein Glück mit unserer Schule. Geht in die Pause!»

28. Rosa Goldmark

Mit den Kindern verließ ich das Schulzimmer. Auf der Treppe, bei der Standuhr, traf ich mit Rosa Goldmark zusammen.

«Wie geht's, Rosa?» fragte ich freundlich. Einen Moment lang sah sie mich verwirrt an und lief dann, ohne eine Antwort zu geben, davon.

Im Hof setzte ich mich müde und enttäuscht an einen der beiden Holztische und dachte an die miesen Griffel und die noch mieseren Tafeln. Dazu stand noch das traurige Bild der von unsichtbaren Mächten verfolgten Rosa Goldmark vor mir. Man erzählte sich im Schloss von ihrer unerwiderten Liebe zu Peter Salz – und dass sie über seine Flucht in die Schweiz sehr unglücklich gewesen wäre.

Warum nahm sich niemand ihrer an? Nie hatte ich gesehen, dass sie einmal eine ihrer Kameradinnen, die wie Rosa auf der Flucht vor den todbringenden Nazi-Schergen ihr Heim und ihre Eltern verlassen mussten, an der Hand genommen hätte. Abweisend ging sie ihren Weg... Auch ich hatte mir bisher keine Zeit genommen für sie und machte mir deswegen Vorwürfe. Ich fühlte, dass das kranke Mädchen dringend Hilfe benötigte, brachte es aber nicht übers Herz, ihr einmal näherzutreten. Jedesmal, wenn ich ihr begegnete, befiel mich diesselbe, unerklärliche Furcht: Ich hatte das Gefühl, dass sie mir, wenn ich mich mit ihr einlassen würde, sogleich verzweifelt um den Hals fallen und fortan auf Schritt und Tritt folgen würde. Eine nur mangelhaft begründete, fixe Idee... Ich war in meinem Erzieherberufeinfach noch zu jung und zu unerfahren, um mich mit einem geistig behinderten Kind zu befassen.

Rosa musste sich vollkommen verlassen fühlen. Von ihren Eltern in Wien hatte sie schon längst keine Nachrichten mehr.

Die sechzehnjährige Rosa war ein kleines, rundliches Mädchen mit wirrem, dunklem Haar. Ihr volles Gesicht wurde durch eine altmodische Brille entstellt. Ihre Kleidung war auffallend hässlich und ungepflegt: Sie trug einen blauen, abgetragenen Rock, eine

verwaschene rosarote Bluse und darüber einen schlampigen, ärmellosen Pullover. Sie sah unvorteilhaft, ja abstossend aus. Was musste dieses arme, bleiche Geschöpf, das sein Unglück sichtbar mit flackerndem Blick und gehemmten Gang herumtrug, schon alles durchgemacht haben! Bereits mit elf Jahren hatte Rosa das Elternhaus verlassen müssen und war wie Edith Goldapper von Wien über Köln nach Brüssel gelangt.

Fräulein Groth trat durchs Eingangstor und unterbrach meine Gedanken. Sie kehrte von dem zwei Kilometer entfernten Montegut zurück und brachte die Post, die sie, wie schon erwähnt, aus pädagogischen Gründen nie vor dem Mittagessen verteilte: Dabei erhielten wenige Kinder Post, nämlich nur diejenigen aus französischen, kriegsgeschädigten Familien, die anstelle der geflüchteten jüdischen Kinder ins Schloss gekommen waren. Die jüdischen Kinder, Gustav, Henri, Mane, Pierre und die ‚Grossen‘, gingen immer leer aus. Einzig Friedel machte da eine Ausnahme: Ihre Eltern waren in Nizza untergetaucht.

Die Directrice trat zu mir an den Tisch und bemerkte ein wenig schnippisch: «Ich dachte, Sie würden Schule halten!»

«Tue ich auch!» erwiderte ich. «Wir haben jetzt bloss Pause.»

Sie eilte weiter, die abgenutzte Ledermappe mit der Post fest unter den linken Arm gepresst. «Habe ich wohl Nachricht von meinen Eltern bekommen?» fragte ich mich... «Oh, diese Directrice! Sie hätte es mir doch sagen können.» Diese ewige Geheimniskrämerei!

Die Post war neben dem Essen das wichtigste tägliche Ereignis im Schloss. Indem Fräulein Groth die Briefe zurückhielt, die manchmal bis zu vier Wochen unterwegs waren, bereitete sie uns viel Arger und hätte uns doch mit Leichtigkeit grosse Freude machen können... Aber wie gesagt, die Geheimnistuerei gehörte irgendwie zu ihrem Wesen. Sie war die Sphinx des Schlosses, die schweigend ihre Verantwortung übernahm und ihr Amt ausübte. Kinder kamen, Kinder gingen – und meist wussten wir von nichts, sondern standen immer wieder vor überraschenden faits accomplis, vor vollendeten Tatsachen.

29. Paulette Abramowitsch

Wir wussten, dass die Directrice sich jeden Dienstag zum Einkauf nach Pamiers begab. Fast immer hielt der Autobus an der Lèze-Brücke und nahm sie mit – das war uns bekannt –, aber wenn sie morgens um vier Uhr das Schloss verliess, nach Pailhès lief und von dort nach Toulouse fuhr, gab es für uns jedesmal eine Überraschung: Wir vermissten am Morgen garantiert irgendwelche Kinder! Ich denke da an Paulette Abramowitsch, die von einem Tag auf den anderen – ohne adieu zu sagen – verschwunden war.

Paulette war mir schon anlässlich meiner einsamen Ankunft beim ersten Durchwandern des Schlosses aufgefallen. Sie trug damals ein kurzes, leuchtend rotes Röckchen und war daran, im Speisesaal verbeulte Blechteller auf den Tischen zu verteilen. Sie blickte mich, den Fremden, damals erstaunt und erschrocken an und grüsste nur zögernd zurück. In der Folge unterhielt ich mich zuweilen mit ihr. Sie war klein, hübsch und lebhaft, etwa elf Jahre alt, hatte langes, tiefschwarzes Haar, das sie offen trug, und merkwürdig unterschiedlich getönte dunkelbraune Augen, die einen eigenartig starr anblickten. Das war besonders auffallend, weil sie beim Sprechen sehr nahe an einen herankam – wie das Kurzsichtige manchmal zu tun pflegen.

Einmal traf ich sie während einer Kontrolle in ihrem Schlafzimmer neben dem Schlafraum der ‚Mickey’s‘. Sie winkte mich zu sich und zeigte mir einige Photos von ihren Eltern. «Ich habe nie mehr Nachrichten von ihnen erhalten», sagte sie traurig und resigniert, «vielleicht haben die Deutschen sie schon getötet!»

Ich war schockiert, dass sie so etwas geradeheraus sagen konnte!

Sie war ganz nahe an mich herangetreten, so dass unsere Gesichter sich fast berührten, und fügte hinzu: «Bestimmt sind sie tot, sonst hätten sie mir geschrieben!» Starr, wie sie das immer tat, aus ganz naher Distanz, blickte sie mir in die Augen. Da machte ich eine Entdeckung: Staub und feine, dünne Fusseln lagen auf einer ihrer Pupillen.

«Paulette, du hast etwas in deinem linken Auge!» bemerkte ich. «Stört dich das nicht?» Sie rückte darauf ein wenig weg von mir, griff mit Zeigefinger und Daumen in das betreffende Auge und holte es aus seiner Höhle heraus. Das sah recht grausig aus! Sie zeigte es mir, nahm eine verbeulte Blechtasse unter dem Bett hervor und liess das Auge mit einem Plumps ins Wasser hineinfallen. Mit einem Finger badete sie das Auge – es war ein Glasauge! – und setzte es sich dann geschickt wieder ein. Erneut kam sie ganz nahe an mein Gesicht heran und fragte mich: «Ist es jetzt gut?»

Das war Paulette.

An einem Morgen um vier Uhr nahm die Directrice sie mit...

30. Egon und der seltsame Besuch

Die Besetzung Frankreichs nahm immer gewalttätigere Formen an. Wir befanden uns im Schloss wie auf einer Insel. Rings um uns her brodelte es, und schreckliche Dramen spielten sich ab. Die Deutschen machten tödliche Jagd auf die Widerstandskämpfer, die ‚Maquisards‘, und auf die Juden. Aus den Häusern und von den Strassen weg holten sie die Männer und verschickten sie in die Fabriken nach Deutschland...

In Toulouse gab es die gefürchteten ‚Rafles‘, grossangelegte Razzien: Die Strassen wurden beidseitig gesperrt, und sämtliche Passanten wurden eingefangen wie Fische im Netz... Im Hauptquartier der Gestapo, an der heutigen Rue des Martyres, folterten die SS-Männer rund um die Uhr. Die Franzosen zitterten, und wir hatten Angst.

Nach einer Unterbrechung von mehreren Tagen hörte ich wieder einmal den ‚Engländer‘ im Salon. Die Alliierten rückten weiter vor in Richtung Rom, und – ich glaubte, falsch gehört zu haben! – Italien hatte den Deutschen den Krieg erklärt. Un-

glaublich! Aber je schlechter es den Deutschen an den Fronten in Italien und Russland erging, desto gefährlicher wurden sie für uns in Frankreich.

Die Directrice blieb sich auch in dieser sich allmählich zuspitzenden Situation treu: Sie fragte uns weder um unsere Meinung, noch lud sie uns zu einer Besprechung der gefährlichen Lage ein, in der sich unsere ‚Grossen‘ befanden. Es gab unter uns Mitarbeitern im Personal nie gemeinsame Sitzungen oder Besprechungen, an denen wir das weitere Vorgehen und die Schwierigkeiten miteinander diskutiert hätten. Jeder von uns war so ziemlich sich selbst überlassen. Und die Directrice fällte ihre Entscheidungen ganz allein. Möglicherweise war das für den knapp sechzehnjährigen Egon Berlin, von dem noch viel zu berichten sein wird, verhängnisvoll.

Eines Tages erschien ein fremder, seltsamer Mann im Schloss. Er erregte grosses Aufsehen, denn Besucher waren hier äusserst selten. Er verlangte die Directrice zu sprechen. Was wollte er?

Nach kurzer Zeit verliess er uns wieder, ohne nach links oder rechts zu grüssen... Wir standen vor einem Rätsel. Wir spürten, dass dieser Fremde eine wichtige Mission hatte.

Erst einige Tage später wurde das Geheimnis gelüftet: Der Mann war gekommen, um Egon nach Spanien zu holen. Egons Schwester, Inge Berlin, der Anfang 1943 die Flucht über die spanische Grenze geglückt war, hatte alles arrangiert und den ‚Passeur‘, den Führer, zu ihm geschickt. Leider vergeblich. Fräulein Groth liess Egon nicht gehen; sie erachtete den Grenzübergang, dem schon einige unserer Kinder zum Opfer gefallen waren, als viel zu gefährlich.

Vielleicht hätten auch wir so entschieden. Doch diese Entscheidung stellte sich – rückblickend analysiert – als schicksalsschwere Fehlüberlegung heraus.

31. Die Reise nach Toulouse

In meiner Klasse herrschte grosse Enttäuschung. Noch einige Tage lang hatte ich meine liebe Not mit Trösten und Griffel-Spitzen, doch dann gab ich auf: Die Milchgriffel waren bis auf winzige Stümpfchen aufgebraucht, die schwarzen Kartontafeln waren gelb und unbrauchbar geworden.

Und da geschah wieder ein Wunder! Man höre und staune: Fräulein Groth kam zu mir in die ‚Grande Classe‘ und brachte mir zwanzig Schiefertafeln – richtige Schiefertafeln, auf denen in Hülligerschrift noch schön geschriebene Sätzchen von Schweizer Kindern standen! War das ein Anblick! Mein Herz jubelte. Meine Schüler klatschten und stampften vor Freude. Ich verteilte die Tafeln und liess meine Schüler schreiben. Sie schrieben hingebungsvoll mit den allerletzten Griffelresten, so lange es irgendwie ging. Dann blickte ein Kind nach dem anderen ratlos, ja verzweifelt zu mir auf. Was sollten wir tun? Jetzt hatten wir zwar solch schöne Tafeln, aber keine Griffel mehr...

Ich beschloss, nach Toulouse zu fahren. Fräulein Tobler, die die grossen ‚Mickey's‘ schon während meiner Krankheit betreut hatte, war bereit, meine Schüler zu übernehmen. Also stand ich am folgenden Morgen um vier Uhr auf und machte mich auf den Weg nach Toulouse. Gegen halb zehn Uhr kam ich an. Von einem Geschäft pilgerte ich zum nächsten. An jeder Ecke begegnete ich deutschen Soldaten. Sie sahen recht gefährlich aus mit ihrem Maschinengewehr unter dem Arm und dem Totenkopf auf der Mütze. Ich glaubte, jeden Augenblick verhaftet zu werden, und tastete immer wieder nach dem Pass in meiner Jacke. Von allen Wänden, Mauern und Säulen verfolgte mich auf den Plakaten der Blick Général Pétaïns, des alten, sich einstmalig verdient gemachten und nun so gemein für die unmenschlichen Zwecke der Deutschen missbrauchten Generals. Daneben war oft das Plakat mit der Mutter zu sehen, die an einem Tisch den Kindern Brot austeilte: «Donnez à manger à vos enfants, travaillez en Allemagne! – Gebt euern Kindern zu essen, arbeitet in Deutschland!»

Es gab tatsächlich sehr wenig zu essen. Die Toulouser hunger-ten. Vor allen Lebensmittelgeschäften sah ich lange Menschen-schlangen. Zum Glück musste ich keine Bohnen oder Kartoffeln kaufen! Für Griffel brauchte ich wenigstens nicht anzustehen. In allen möglichen und unmöglichen Läden fragte ich danach. In Ta-bak- und Zigaretten-Geschäften, in Buchhandlungen, an Kiosken, in Papeterien, überall. Ich hätte auch in Metzgereien fragen kön-nen: «Haben Sie Griffel?» – die Verkäufer hätten mich dort genauso verwundert, ja erschrocken angeschaut und wiederholt: «Griffel? Griffel?» Ich hätte mich nach einem Heiligenschein erkundigen kön-nen, die Reaktion wäre dieselbe gewesen! Mein Suchen wurde im-mer hoffnungsloser: Wo sollte ich hier Griffel finden? Es war ja nichts zu haben, kein Heft, kein Papier, kein Bleistift. Die Läden waren leer...

Wie verzweifelt die Lage auch war, meine Griffel musste ich haben! Um jeden Preis. Ich wanderte weiter, von einer Strasse zur anderen, und gelangte schliesslich zum ‚Capitol‘, einem grossen Warenhaus. Von neuer Hoffnung beflügelt trat ich ein – und ein kalter Schrecken überfiel mich: Ali Baba musste dagewesen sein! Alles war ausgeräumt; gähnende Leere empfing mich. Die deut-sche Reichsarmee hatte alles, was nicht niet- und nagelfest war, aufgekauft und nach Deutschland geschafft. Es blieben nur teure Luxusartikel übrig, die niemand brauchte oder wünschte. Ich kam an riesigen, hässlichen Vasen vorbei. Irgendwo sah ich ein teures, geschmackloses Tee-Service. Ich stieg von einer Etage in die an-dere. Die Suche nach Griffeln kam mir lächerlich und immer sinn-loser vor. Ich war hungrig und sehnte mich zurück ins Schloss zu meinen Kindern. Ich fühlte mich verloren in diesem ausgeplün-dereten ‚Capitol‘, in dieser trostlosen Stadt. Ich stieg wieder ins Parterre hinunter und gelangte ganz zufällig in die Bücher-Abtei-lung und die beinahe leere Schreibwaren-Ecke. Es gab also noch Bücher! Für französische Lektüre hatten die Deutschen eben kein Interesse...

Ich wandte mich an eine Verkäuferin, die gelangweilt herum-stand, wagte es aber nicht, mich nach Griffeln zu erkundigen. Ich wollte mir eine neue Enttäuschung ersparen.

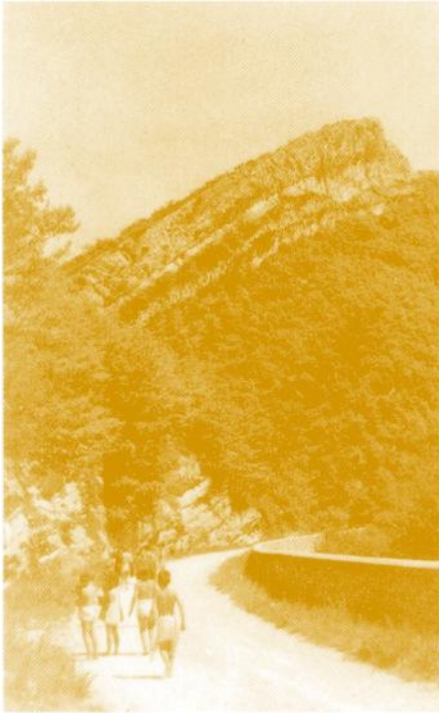


Bild 16: Der grosse Felsen der ‚Moulin Neuf‘ von der Rückseite aus gesehen. Rechts, nach der nächsten Kurve, lag unser Badeplatz. Unterhalb dieser Felsen waren die ‚Maquisards‘ versteckt (Kapitel 74).

Bild 17: Anne-Marie Piguet zwischen den Schwestern Gerti und Cilly Stückler. Anne-Marie kannte einen absolut sicheren Weg in die Schweiz!





Bild 18: Ende Januar war es einmal so warm, dass wir alle im Hof des Schlosses zu Mittag essen konnten!

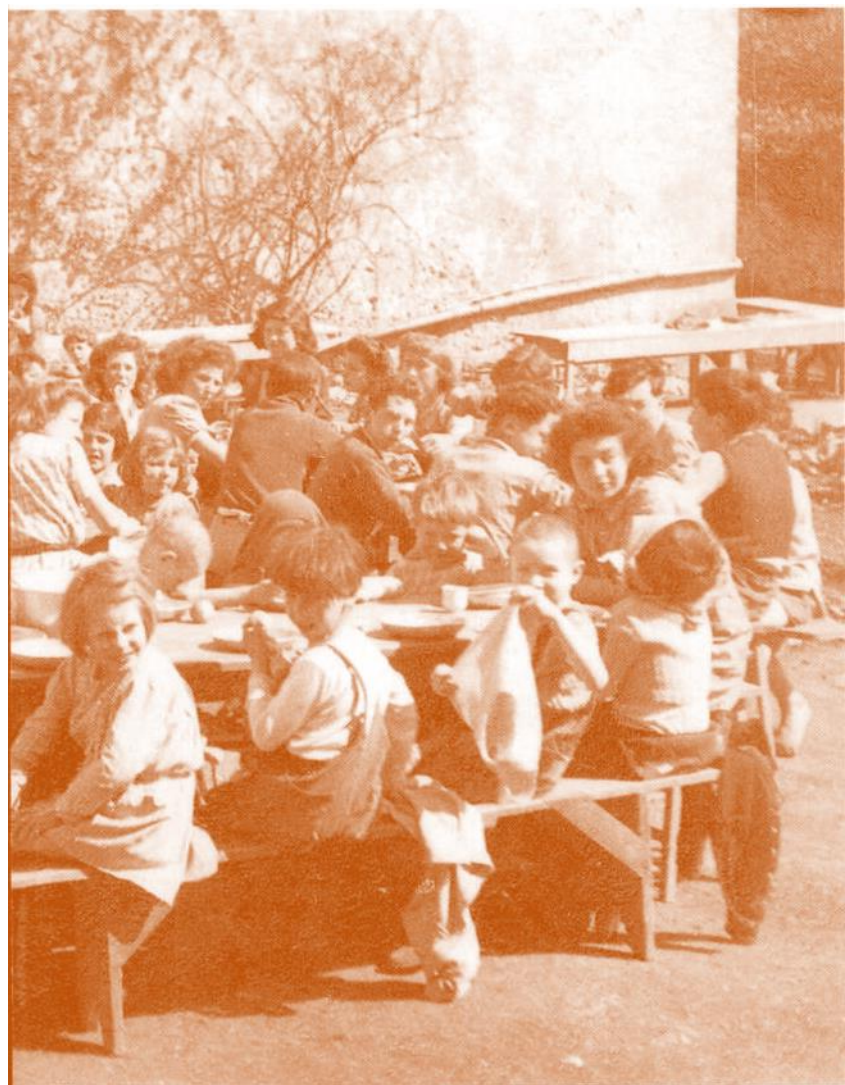




Bild 19: An der Rue du Taur in Toulouse war das Büro des Roten Kreuzes, Kinderhilfe. Nach Herrn Dubois war Herr Gilg der Leiter des Büros.



Bild 20: Egon Berlin aus Koblenz (vorne), der im ‚Maquis‘ sein Leben verlor (Kapitel 40 und 85) und Joseph Dortort auf den hohen Felsen der ‚Moulin Neuf‘.



Bild 21: Friedel Kriegstein in der ‚Moulin Neuss. Sie war eine Schülerin meiner 4. Klasse (siehe Kapitel 76 und 80).



Bild 22: Tauziehen, eines unserer vielen Spiele auf der Wiese hinter dem Schloss.



Bild 23: Ausnahmsweise einmal mit Schuhen! Von links (vorne): Jojo, Pierrette, Friedel, Marinette, Aurore, Violette, René. Hinten: Josette, Guy, André, François, Percy.

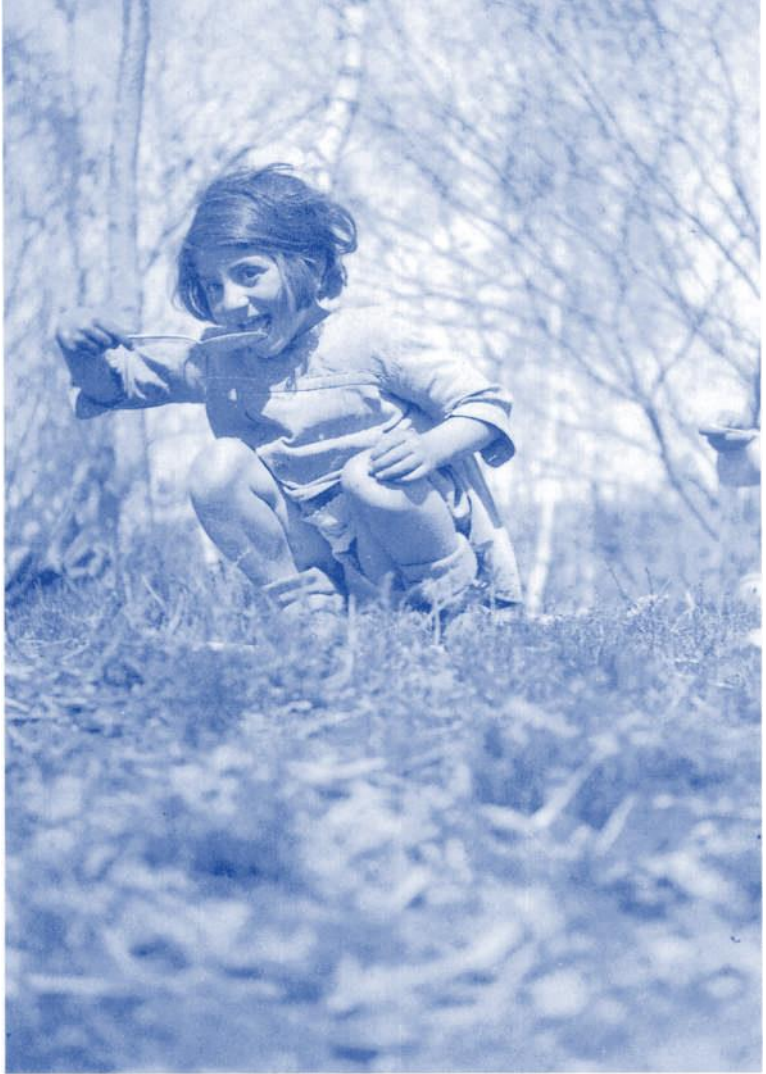


Bild 24: Josette Mendes, auch eine Erstklässlerin wie Conchita, auf einem ganztägigen Ausflug. Es gab eine gute Suppe!

Bild 25: Heinrich („Heiri“) Kägi.
Er kam einen Monat nach mir

ins Schloß La Hille und über-
nahm als Lehrer die ‹Mittleren›
(die ‹Moyens›).

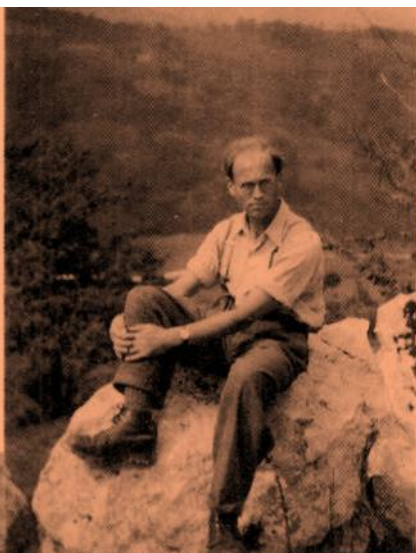


Bild 26: Conchita
Palau, die Tochter
der spanischen
Flüchtlingsfamilie
Palau. Herr und Frau
Palau sorgten für
Ordnung im Schloß;
Herr Palau war
‹Homme à tout
faire›.

«Haben Sie Hefte?» fragte ich freundlich.

«Non, Monsieur!»

«Schreibpapier?»

«Non, Monsieur, ich bedaure!»

«Bleistifte?»

«Non, Monsieur!»

«Farbstifte?»

«Non, Monsieur!»

«Sie haben also nichts?»

«Doch, Bücher und andere Sachen, die niemand will, zum Beispiel Griffel!»

«Des touches!» schrie ich und musste mich festhalten. «Griffel! Griffel! Unglaublich!» – oder hatte ich sie womöglich falsch verstanden?

«Sie haben Griffel gesagt?» fragte ich zaghaft nach.

«Ja... Wollen Sie sie?»

«Bien sûr! Gewiss! Sowieso!»

Die Verkäuferin brachte mir die Schachtel. Es waren richtige Griffel, dünn, solche von der harten Sorte mit dem farbigen Papier an den Enden. Ich kannte sie noch von meiner Schulzeit her.

Jetzt hatte ich Griffel! Viele Stunden war ich vergeblich herumgerannt und hatte gesucht und gesucht – und nun lagen sie vor mir! Noch immer konnte ich mein Glück kaum fassen. Ich kaufte den ganzen Bestand auf: sechzig Stück – fünf Dutzend! Ich freute mich schon jetzt auf meine Schüler. «Die werden Augen machen», dachte ich. «Die werden völlig aus dem Häuschen geraten!» Nun konnten wir so richtig mit dem Unterricht anfangen.

Glücklich verliess ich das ‚Capitol‘. Selbst der grimmige Blick der deutschen Soldaten konnte mich jetzt nicht mehr treffen, und Général Pétain schaute plötzlich viel freundlicher von den Plakatwänden herunter. In einem kleinen Restaurant gönnte ich mir noch ein mageres Essen für den Mahlzeitencoupon, den mir Fräulein Groth mitgegeben hatte. Dann war es Zeit, an die Heimfahrt zu denken.

Leider war ich wieder nicht früh genug: Die Sitzplätze waren alle schon besetzt. Wieder hatte ich eingezwängt stehend eine

unendlich lange Zeit zu warten, während der Autobus, so schien es mir, mit einer Fressgier ohnegleichen die endlose Schlange von Leuten, die mitfahren wollten, verschluckte und wir im Innern des Untieres immer mehr zusammengepresst wurden. Zum Glück hatte ich diesmal kein Gepäck bei mir, ausserdem bekam ich, nachdem wir endlich abgefahren waren, nach der dritten oder vierten Haltestelle einen Sitzplatz.

Ziemlich gerädert verliess ich in Pailhès den Autobus. Hungrig, wie ich war, brachte mich der einstündige Marsch bis zum Schloss an den Rand der Erschöpfung. Es dämmerte schon, als ich durchs Eingangstor schritt. Eine grosse, ungewohnte Stille empfing mich im Hof, der verwaist vor mir lag. Alle waren im Speisesaal versammelt. Gedämpftes Stimmengewirr und das Klappern der Löffel und Blechteller drangen zu mir, vertraute Geräusche, die mein Herz höher schlagen liessen. Ein Gefühl des Glücks durchströmte mich. Ich war wieder zu Hause bei meinen Kindern! Nur im Schloss konnte ich in Frankreich zu Hause sein!... Und ausserdem hatte ich meine Grif fel.

Das Abendessen – Kartoffeln und Tomaten – brachte mich wieder zu Kräften. Ich erzählte von meinen Abenteuern in Toulouse und zeigte voller Stolz meinen kostbaren Kauf. Wie gewohnt stieg ich nach dem Abendessen in den zweiten Stock hinauf, ging in das Krankenzimmer, zog die weisse Schürze an und begann meine Tätigkeit als Pfleger. Ein Kind nach dem anderen setzte sich vor mich auf die Bank und zeigte mir, wo es ihm weh tat. Zuletzt kam Friedel Kriegstein. Friedel war immer da. Sie brachte es fertig, jeden Tag ein Wehwehchen zu finden, und wenn es auch nur eine gerötete Stelle am Arm war.

Aber nicht nur Friedel kam täglich «se faire soigner», auch Monique aus Nizza und viele andere – meist Mädchen – machten es sich zur Gewohnheit, jeden Abend im Krankenzimmer zu erscheinen. Sie alle brauchten das Gefühl der Geborgenheit und Anteilnahme, und das war für sie oft schon ein Tüpfchen Salbe auf einem Fingerchen. Ein ‚Bobo‘ konnten sie immer finden, und auch um ein grösseres Wehweh brauchten sie nicht zu sorgen: Man verletzte sich barfuss – und alle gingen sie ja noch barfuss! – gar zu

leicht an den kantigen und spitzen Steinen, an den Stoppeln auf den Feldern und überhaupt überall. Beispielsweise auf dem Weg zur Moulin Neuf, wenn man auf den Hügel zum Weiler Borda Bianca hinaufstieg: da waren die Wiesen überwuchert von Ginster, und dornige, dürre Ästchen – wir nannten sie ‚Picots‘ – lagen überall auf dem schmalen Fussweg verstreut. Sie drangen unbarmherzig in die nackten Füsse und konnten mit der Pinzette nur mit Mühe – und oft nur teilweise – entfernt werden. Das ergab abends jeweils minutiöse Pflegearbeit; langwieriges, oft schmerzhaftes Suchen nach verborgenen Dornen.

Ausser den Füssen gab es auch sonst vielerlei zu behandeln: Wir hatten vom schlechten Wasser – manchmal floss es ganz rot aus der Pumpe bei der ‚Menuiserie‘ – und vom vitaminarmen Essen ungenügende Widerstandskräfte, abwehrunfähiges, schlechtes Blut, so dass selbst die kleinste Wunde gleich eiterte und auch die Furunkulose gefährlich um sich griff.

Ich weiss nicht, wie viele Kinder ich jeden Abend betreute. Es waren wohl stets etwa fünfzehn oder zwanzig; immer zuerst die Kleinen, die ‚Mickys‘, dann die ‚Mittleren‘, die ‚Moyens‘, und schliesslich die ‚Grossen‘, ‚Les Grands‘. Ich liebte diese Doktorarbeit. Sie gab mir Gelegenheit, mit allen Knaben und Mädchen vom Schloss in nahen Kontakt zu treten und sie, jedes in seiner Art, kennenzulernen.

Gegen zehn Uhr traf ich im Salon mit Eugen Lyrer zusammen. Die ‚Nachrichten‘ brachten nichts besonderes: Vormarsch der Alliierten in Italien, Vormarsch der Russen an allen Fronten. Wir waren an diesem Abend allein im Salon geblieben. Nach den rätselhaften ‚Nouvelles personnelles‘ berichtete ich Eugen begeistert von meinem Glück mit den Griffeln und wie ich auf der Suche lange verzweifelt herumgelaufen war. Ich sprach von den leeren Läden in Toulouse, den Schlangen von hoffnungslosen Menschen davor und vom ‚Capitol‘, das die Deutschen völlig ausgeraubt hatten. «Ich traf unglaublich viele, bis an die Zähne bewaffnete Soldaten mit dem Totenkopf auf der Mütze an», erzählte ich weiter. «Wann immer ich ihnen begegnete, packte mich ein lähmender Schreck, und ich tastete nach meinem Schweizer Pass, und...»

«Was, du hast keine Identitätskarte?» fiel mir da Eugen ganz unerwartet, fast heftig, ins Wort. Verwirrt durch seine Frage schüttelte ich den Kopf und verneinte. Ich wusste nichts von einer Identitätskarte. Eugen sprang erregt auf und rief:

«Gibt's denn so was! Du hast keine Identitätskarte? Das ist unglaublich gefährlich: Jeder, der bei einer Kontrolle ohne Identitätskarte angetroffen wird, wird verhaftet, von der Gestapo gefoltert und im schlimmsten Fall erschossen...»

«Und der Pass?» fragte ich zutiefst erschrocken. «Ist der nicht besser als die Identitätskarte?»

«Pässe sind gefährlich», antwortete Eugen und beruhigte sich. «Mit einem Pass wird man verdächtigt, ein Spion zu sein. Viele Pässe werden gefälscht. Du musst dir sofort eine Identitätskarte machen lassen! Eine Identitätskarte ist obligatorisch!»

Ich war erledigt. Nach all den Strapazen auch das noch! Völlig übermüdet legte ich mich ins Bett.

32. Die Reise nach Foix

Meine Schüler waren glücklich über ihre neuen Griffel. Jetzt konnten sie nach Herzenslust schreiben. Die Fahrt nach Toulouse hatte sich gelohnt. Für den Schulunterricht fehlten mir nun lediglich noch einige Lesebibeln, und da ich mir ohnehin dringend Passbilder für die offenbar lebenswichtige Identitätskarte machen lassen musste, beschloss ich, sogleich nach Foix zu fahren. Der Leser wird sich erinnern, dass ich mit Anne-Marie Piguet und den Mittlerem schon einmal dort war, oben auf dem Felsen in der alles dominierenden Burgruine...

Am frühen Morgen machte ich mich auf den weiten Weg. Es gab keine Autobusverbindung. ‚Unser‘ Autobus, der jeweils am Dienstag vorbeifuhr und Fräulein Groth nach Pamiers mitnahm – oder auch nicht – fuhr in eine andere Richtung. Es ist mir

völlig entfallen, wie ich nach Foix kam, wahrscheinlich zu Fuss und per Autostopp. Auf jeden Fall war ich zur Mittagszeit an meinem Ziel. Ich schaute mich gleich nach einer Buchhandlung um. In einer ‚Librairie‘ kauften Eltern normalerweise das Schulmaterial für ihre Kinder, und da musste auch ich geeigneten Lesestoff finden! Und wirklich: Ohne lange zu suchen, fand ich bald genau das, was ich brauchte. Ich kaufte fünf Büchlein von ‚Papa et Maman‘, vier von ‚Anna‘ und sieben von ‚Robert en ville‘, alle ansprechend farbig illustriert. Ich war sehr befriedigt über meinen guten und preiswerten Kauf. Ich freute mich schon auf meine Schüler und stellte mir ihre Begeisterung vor.

Nun mussten nur noch die Passphotos für die Identitätskarte besorgt werden. Auf der Suche nach einem Photographen irrte ich planlos in der Stadt herum. Läden gab's zwar viele, aber einen Photoladen fand ich nicht. Einige Male begegnete ich deutschen Soldaten mit umgehängtem Maschinengewehr. Auch stiess ich zwei- oder dreimal auf französische Gendarmen, die Braunen in der Khaki-Uniform. Ich hasste sie! Sie standen im Dienst der Barbaren ... Bei jeder Begegnung fuhr mir der Schreck in die Glieder: Ich hatte ja keine Identitätskarte, und ausserdem hatte ich den Pass in sträflichem Leichtsinn im Schloss gelassen. «Wenn mir das nur nicht zum Verhängnis wird», dachte ich, und in Gedanken versunken durchwanderte ich Strasse um Strasse. Als sich wieder deutsche Soldaten näherten, wechselte ich den Gehsteig. «Wo nimmt das deutsche Reich nur so viele Soldaten her?» fragte ich mich. «Überall sind sie, in Norwegen, in Russland, in Griechenland und in Afrika!» – Ich gelangte zu einem grösseren Platz, und da entdeckte ich endlich ein Photogeschäft. Ich trat ein. Ein junger Mann mit schütterem Bärtchen empfing mich.

Nachdem ich meine Bitte vorgebracht hatte, führte er mich in ein kleines Zimmer, eine Art Dunkelkammer. «Papiere sind heutzutage lebenswichtig!» stellte er fest, während er seine Kamera einrichtete. Dann bat er mich: «Nehmen Sie bitte Platz, dort auf dem hohen Drehstuhl! Mein Nachbar...», plauderte er weiter, während ich mich setzte, «...Herr Durand, wurde erschossen, weil er keine Identitätskarte bei sich hatte.» Und nach einer kur-

zen Pause: «Sie wollen also ein Passbild für die grüne Karte? Da muss ich Sie im Profil haben. Blicken Sie da hinüber auf dieses kleine Bild.» Er zeigte auf eine Photographie an der Wand.

«Aber das ist ja Laval, der grösste Verbrecher der französischen Regierung!» konstatierte ich verwundert.

«Gewiss!»

«Arbeiten Sie mit den Deutschen zusammen?»

«Das kommt darauf an...»

«In diesem Fall suche ich einen anderen Photographen!»

«Sie sind doch Deutscher, Sie tragen eine randlose Brille!»

«Ein Deutscher hätte Papiere!»

«Stimmt!»

«Ich bin Schweizer und arbeite hier in der Gegend.»

«Schweizer!... Dann sind Sie vielleicht gegen die Deutschen?»

«Richtig!»

«Ich bin auch gegen sie!»

«Hoffentlich!»

Der Photograph entfernte Lavals Photographie, ersetzte sie durch ein Bild von General de Gaulle und meinte, noch ein wenig unsicher, entschuldigend: «Man kann ja nie wissen... Es gibt so viele Verräter. De Gaulle ist Ihnen sicher lieber! Richten Sie Ihren Blick auf ihn. So ist's gut!»

Ein Blitz erhellte das Zimmer – und noch einer. «Das hätten wir», sagte der Photograph befriedigt und fügte plötzlich ängstlich hinzu: «Aber Sie sagen doch niemandem etwas, wegen de Gaulle...»

«Bestimmt nicht», beruhigte ich den Mann. «Schicken Sie mir bitte die Photos zu!» Ich bezahlte ihn und hinterliess die Adresse vom Schloss.

Es war noch früher Nachmittag. Ich war hungrig und kaufte mir einige Trauben. Ich setzte mich auf eine Bank, und da kamen schon wieder Deutsche. Ich erfuhr später, dass die Gestapo ein Hauptquartier in Foix eingerichtet hatte. Diesmal waren es zwei schwarzuniformierte SS-Männer, die auf mich zustrebten. Ich fürchtete das Schlimmste. Doch es geschah nichts, sie gingen vorüber. ..

Ich war gerettet, doch für wie lange? Ich musste so schnell wie möglich ins Schloss zurück. Die Angst schnürte mir plötzlich die Kehle zu. Warum hatte ich nur den Pass im Schloss zurückgelassen? Wie leicht konnte man durch eine kleine Nachlässigkeit sein Leben verlieren!

Ich gelangte ungeschoren zum Bahnhof und fuhr nach Varilhes. Dort erreichte ich eben noch den Autobus von Pamiers, der auf dem Weg nach Mas d'Azil beim Schloss La Hille vorbeikam. Noch vor dem Abendessen war ich heil wieder zu Hause. Mit Jubel wurde ich empfangen. Und mit einer Neuigkeit: «Anne-Marie ist wieder da!» verkündete Guy Perry lauthals.

33. Anne-Maries Rückkehr

Am späteren Abend traf sich das Personal, die Spanier und die Schweizer, im Salon. Anne-Marie hatte uns zu einem Schweizer Kaffee eingeladen, den sie mitgebracht hatte, und den wollte sich niemand entgehen lassen.

Den Salon, unseren Treffpunkt, kennen wir: Es gab da noch Mobiliar von den ehemaligen Schlossbewohnern, deren letzter Nachkomme, Madame Péreau, vor dreiundzwanzig Jahren verstorben war. Seit ihrem Tod hatte das Schloss La Hille in völliger Abgeschiedenheit in der einsamen Gegend vor sich hingedöst. Vor drei Jahren war es zu neuem Leben erwacht, als die jüdischen Kinder von Seyre hergekommen waren.

Bald waren wir alle im Salon vereint. Herr Lyrer fehlte noch, doch Eugen sonderte sich immer ein wenig ab. Wir machten es uns auf den alten, wackeligen Stühlen, den roten Plüschsesseln und dem arg mitgenommenen Sofa so bequem wie möglich. Herr Marimon entschuldigte seine Frau, die sich immer noch schonen musste, sich aber schon gut von ihren Herzkrisen erholt hatte. Doktor Pies Prophezeiung hatte sich glücklicherweise nicht er-

füllt. Palaus und die alten Nadals hatten sich beim Fenster niedergelassen. Fräulein Tobler und Anne-Marie Piguët setzten sich aufs Sofa. Heiri und ich fanden beim Radio Platz. Wir zwei unterhielten uns wie gewöhnlich, wenn wir uns abends trafen, über die aktuelle Lage. Uns beschäftigte immer dieselbe Frage: Wann landen die Alliierten? – Wir schlossen Wetten ab:

«Zwei Creme-Schnitten (in der Schweiz!), dass die Alliierten dieses Jahr nicht mehr kommen!» wettete ich.

Heiri überbot mich: «Dreimal Gebäck und Pâtisserie zur Auswahl, dass sie dieses Jahr noch kommen!»

Die Deutschen hatten kürzlich aus einem Flugzeug grosse braune und rote Flugblätter abgeworfen, auf denen sie höhnten: «Es ist Herbst: Wir fallen, und die Engländer sind nicht gekommen!» – Eine Anspielung auf die Invasion, die nicht stattgefunden hatte.

Wir hatten gar nicht bemerkt, dass während unserer Diskussion Frau Schlesinger mit dem Kaffee und die Directrice mit den goldgerandeten Tässchen aus dem Schlossbesitz in den Salon getreten waren. Cilly Stückler, ein hübsches Mädchen mit dunklen Augen und schön gewelltem, schwarzem Haar – eines der neunzehn Wiener Kinder im Schloss – begleitete Frau Schlesinger und war ihr behilflich. Sie nahm der Directrice die Tässchen vom Tablett ab und verteilte sie, nachdem unsere Köchin sie mit dem über alles geschätzten Kaffee gefüllt hatte. Um es ganz besonders feierlich zu machen, bekamen alle ein Stückchen Zucker dazu. Dass ich diese Kostbarkeit, weil es ja keine Löffelchen gab, mit dem kleinen Finger der rechten Hand kunstgerecht verrührte, belustigte Frau Palau sehr. «Schaut mal, was Herr Steiger macht!» rief sie und zeigte auf mich.

«Soll ich bei Ihnen auch rühren?» gab ich zurück. Alle lachten und waren gut gelaunt, denn richtigen Kaffee gab's ganz selten – nur bei besonderen Gelegenheiten wie heute. Ich hatte inzwischen fertig gerührt! Um zur eigentlichen Sache zu kommen, wandte ich mich an Anne-Marie und fragte: «Anne-Marie! Erzähle uns, wie war die Reise in die Schweiz mit Addi?»

Anne-Marie fasste sich einen Augenblick, während es im Salon

still wurde, und begann zu erzählen: «Bevor ich euch kurz schildere, wie es uns auf der Reise in die Schweiz ergangen ist, möchte ich euch erklären, warum ich so lange fortblieb: Ich hatte bereits Fieber und schreckliche Kopfschmerzen, als ich hier wegfuhr. Zu Hause lag ich dann vierzehn Tage lang mit einer schweren Angina im Bett. Doch die Reise in die Schweiz war ein grosser Erfolg. Die erste Wegstrecke mit den vier Stunden Marsch durch die Nacht zur Bahnstation St. Jean de Verges war hart, aber dann lief alles wie am Schnürchen. Von St. Jean de Verges fuhren wir mit dem Zug über Pamiers nach Toulouse. Toulouse verliessen wir erst am Abend. Der Zug war überfüllt, die Passagiere standen dicht gedrängt in den Gängen. Doch das störte uns nicht! Das gab uns eher ein Gefühl der Sicherheit, denn eine Kontrolle war so unmöglich. Die ganze Nacht standen wir bis Lyon Kopf an Kopf im Dunkeln, das nur manchmal durch eine Bahnhofbeleuchtung blitzartig erhellt wurde. Wir waren froh, als es endlich dämmerte, aber gleichzeitig waren wir auch schon wieder in erhöhter Gefahr: Wir näherten uns Lyon, wo Klaus Barbie, der SS-Schlichter, das Zepter führte. Wir fuhren mit Getöse in den riesigen Bahnhof ein. Viele deutsche Soldaten standen auf den Bahnsteigen. Sie schienen auf Opfer zu warten und sahen furchterregend aus. Zum Glück konnten wir im Zug bleiben, der bald Richtung Mulhouse-Strassburg weiterfuhr.

In Lons-le-Saunier, einer kleinen Stadt im französischen Jura, stiegen Addi und ich in den Autobus nach Champagnole um. Das war ein heikles Unternehmen, denn auch in Lons-le-Saunier standen deutsche Soldaten auf dem Perron herum. Etliche davon in schwarzer Uniform, und die ‚Schwarze SS‘ ist bekanntlich die schlimmste! Wir hatten grosse Angst. Mit unseren Rucksäcken waren wir äusserst verdächtig... Doch wir hatten Glück: Die Deutschen stiegen in den Zug, wahrscheinlich, um die Reisenden zu kontrollieren, und wir konnten ungeschoren den Bahnhof verlassen und zum Autobus gelangen.

Mit dem Autobus fuhren wir in die Juraberge hinein. Ich hatte schreckliches Kopfweh, und die endlosen Kurven raubten mir fast den Verstand. In Champagnole wurden wir von meiner Freundin

Victoria aufs herzlichste empfangen. Ich war am Ende meiner Kräfte, hatte hohes Fieber und legte mich sogleich ins Bett.

Was soll ich noch weiter erzählen? Zwei Tage lang musste ich mich von den Reisesstrapazen und von meinem Fieberanfall erholen. Das Warten und Nichtstun machte jedoch Addi schrecklich nervös. Er fürchtete, den Deutschen doch noch in die Hände zu fallen, sah sich schon von den Schweizern erwischt und zurückgewiesen. Kurz, tausend Ängste plagten ihn.

Schliesslich brachen wir unter der Führung Victorias auf. Sie kannte jeden Baum und jede Wegbiegung. Viele Stunden liefen wir auf schmalen Wegen und Pfaden, meist durch ausgedehnte Wälder. Gegen die Grenze zu ging der Pfad steil aufwärts. Wir sprachen kein Wort, horchten auf jedes fremde Geräusch und blieben immer wieder stehen. Wie ein Hase, der Männchen macht und seine Umgebung nach einer Gefahr absucht, so beobachteten auch wir mit grösster Aufmerksamkeit den Wald, das Feld, die Gebüsche, den Weg vor uns. Wir wussten, unser Leben stand auf dem Spiel.

Um es kurz zu machen: Alles klappte. Deutsche traten nirgendwo in Erscheinung. Wir kamen zur ‚Chapelle des Bois‘. Auf dem langgestreckten Bergzug des Mont Risoux überschritten wir die Schweizer Grenze. Wir nahmen Abschied von Victoria und dankten ihr für ihre grosse Hilfe, hatten allerdings auch Bedenken bezüglich ihrer Rückkehr. Sie lachte jedoch nur und meinte: ‚Um mich braucht ihr euch keine Sorgen zu machen! Hier in diesen Wäldern bin ich zu Hause!‘

Ohne Mühe fand ich mich in Vaters Forstgebiet zurecht, doch die Gefahr, auf eine Schweizer Patrouille zu stossen, war gross, jetzt, da wir ganz allein waren, frass sich die Angst tief in unsere Knochen. Die Sicherheit und Zuversicht Victorias hatten uns vorher Mut gemacht. Jetzt, so nahe am Ziel, packte uns die Furcht erneut. Bei jedem vermeintlichen Geräusch warfen wir uns auf den Boden. Addi fürchtete, im letzten Moment von der Schweizer Grenzwatch noch erwischt und den Deutschen ausgeliefert zu werden.

Es fing schon an zu dunkeln, als wir zu Tode erschöpft, aber wohlbehalten, bei mir zu Hause ankamen. Die Ereude meiner Eltern war unbeschreiblich. Wir waren gerettet!«

Nach Anne-Maries Erzählung trat eine lange Pause ein. Wir hatten gespannt zugehört. Einige räusperten sich. Jeder versuchte sich diesen schwierigen Grenzübertritt vorzustellen. Wir tranken langsam unseren kalt gewordenen Kaffee, und erst allmählich entspann sich eine Diskussion, die aber schon bald lebhafter wurde. Es war uns ein Rätsel, warum die Schweiz die jüdischen Flüchtlinge, darunter auch unsere La Hiller Kinder, so schonungslos an die Grenze stellte und dem Tod auslieferte. Ausgerechnet das Asylland Schweiz! Es war eine Schande!

Hatte sich die Schweizer Regierung, so fragten wir uns, dem Antisemitismus verschrieben? Oder hatte sie möglicherweise gar keine Kenntnis von den Vernichtungslagern in Deutschland? Das war kaum anzunehmen, denn wir wussten ja schon vor 1943, was in Dachau geschah. Es gab viele Informationen, die über jeden Zweifel erhaben waren; ich denke da nur an die Berichte vieler Flüchtlinge, an Artikel in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘, in der Zeitung ‚Die Nation‘ oder im ‚Beobachter‘, an die Kommentare des Herrn von Salis im Radio oder von Herrn Oeri in den ‚Basler Nachrichten‘. Oder an die Hinweise des Christlichen Friedensdienstes von Leonhard Ragaz. Das Buch ‚Die Gespräche mit Hitler‘ von Rauschning klärte bereits 1933 jeden Leser über die Absichten des deutschen Führers auf. Und die Berichte über die Schrecken der Kristallnacht am 9. November 1938 in Berlin offenbarten mit brutaler Deutlichkeit, was die Nationalsozialisten mit den Juden vorhatten.

Das Buch ‚Die Moorsoldaten‘ von Wolfgang Langhof, das 1934 erschienen war und auch in der Schweiz enormes Aufsehen erregt hatte, gab dann schliesslich Auskunft darüber, was in den Konzentrationslagern vor sich ging. Wir waren also ziemlich gut informiert. ..

Wir sassen noch lange beisammen. An Gesprächstoff mangelte

es uns nicht. Heinrich Kägi fragte unvermittelt: «Wie vielen La-Hille-Kindern wurde eigentlich die Schweizer Grenze zum Verhängnis?»

Wir wandten uns Frau Schlesinger zu, die von uns allen schon am längsten im Schloss weilte. Sie dachte eine Weile nach und antwortete dann, die Worte abwägend: «Vielen, viel zu vielen! Die Flucht unserer ‚Grossen‘ endete oft mit einer Tragödie. Walter Strauss, Inge Helft, Fritz Werdenberg, Manfred Vos, der Bruder des kleinen Heinrich Vos, und Delà Hochberger wurden von den Deutschen gefasst und deportiert. Doch nicht alle Ausgewiesenen wurden erwischt. Einige machten einen zweiten oder gar dritten Versuch, um in die Schweiz zu gelangen. Inge Joseph zum Beispiel versuchte es ein zweites Mal und hatte wieder Pech... Bevor die Schweizer Zöllner sie nach Frankreich in den fast sichern Tod zurückschickten – tausend Kilometer hatte sie zurückgelegt, um an die Schweizer Grenze zu kommen –, servierten sie dem Mädchen noch teilnahmsvoll eine Suppe. Inge schüttete sie ihnen ins Gesicht!...

«Und ist sie dann auch deportiert worden?» fragte Fräulein Tobler.

«Nein, ihr dritter Grenzübertritt glückte. Wir erhielten einen Brief von ihr aus Zürich. Sie schrieb unter anderem, dass diejenigen, denen es glückte, dreissig Kilometer weit in die Schweiz hineinzugelangen, sich als gerettet betrachten konnten.» (Ein recht gewagter Brief!)

«Merkwürdig, diese Praktiken der Schweiz!» meinte Heiri und schüttelte den Kopf.

Eine Stille entstand. Alle hingen ihren Gedanken nach, dann meldete sich Fräulein Tobler wieder und fragte: «Aber Frau Schlesinger, ausser Inge gelang doch noch andern La-Hille-Kindern die Flucht in die Schweiz?»

«Ja, gewiss!» erwiderte unsere Köchin. «Zwölf hatten Glück und sind jetzt in der Schweiz in Sicherheit. Hans Garfunkei zog als erster los. Ganz allein. Er schrieb uns gleich nach seiner Ankunft in der Schweiz einen begeisterten Brief. Das war im Dezember 1942, vor bald einem Jahr. Die Deutschen hatten damals, im

November 1942, ganz Frankreich besetzt und Schrecken und Angst verbreitet. ‚BBC London‘ sprach von Deportationen... Das führte bei uns im Schloss zu einer schrecklichen Aufbruchstimmung, ja geradewegs zu einer Panik. Alle wollten so schnell wie möglich fliehen. Es kam zu einem richtigen Exodus. Meist in kleinen Gruppen – Hans hatte allein den Anfang gemacht – verliessen viele von den ‚Grossen‘ das Schloss La Hille um die Weihnachtszeit herum. Sie flohen in Richtung Spanien und in Richtung Schweiz. Zwanzig Jungen und Mädchen flüchteten – neun von ihnen wurden unterwegs oder an den Grenzen verhaftet und in die Vernichtungslager in Deutschland oder Polen verschickt ...»

«Die ‚Grossen‘, die noch hier sind», fuhr sie in ihrer Erzählung fort, «Walter Kammerer, Ruedi Oelbaum, Inge Schragenheim, Edith Goldapper, Edith Jankielewitz, aber auch Onze und all die anderen, können euch noch genauer und mit vielen Einzelheiten über dieses schreckliche Unglück berichten. Furchtbar, wie wir damals vor einem Jahr verzweifelt waren!»

Wir verharrten in Schweigen und versuchten uns vom Ausmass der Katastrophe – es war nicht die erste, die über die La-Hille-Kinder hereingebrochen war – ein Bild zu machen. Neun junge, hoffnungsvolle, lebensfrohe Menschen waren vom grausamen, ständig gefürchteten Schicksal ereilt und in den Tod geschickt worden. Ihre viele tausend Kilometer lange Flucht aus der Geborgenheit des Elternhauses in die hinterste, verlorenste Ecke eines fremden Landes hatte diesen kleinen Kindern keine Rettung bringen können...

Der Wahnsinn des deutschen Führers motivierte Hunderttausende von herz- und gewissenlosen Existenzen zur tödlichen Hetzjagd auf Menschen.

Gegen elf Uhr sassen wir noch immer im Salon beisammen. Einzig die Spanier hatten sich verabschiedet.

Wir besprachen die prekäre Lage der Juden. Die Menschenjagd nahm immer gefährlichere Ausmasse an. Jeder Winkel wurde auf

der Suche nach Juden durchstöbert. Zum Glück hatten wir unseren Zwiebelkeller! Aber auch die Jagd auf Widerstandskämpfer, auf die FFI (Force française de l'intérieur) und auf potentielle Arbeiter für die Fabriken in Deutschland ging unaufhörlich weiter.

Immer mehr Männer retteten sich in den ‚Maquis‘, in die Wälder, die im Midi keine Wälder in unserem Sinne sind, sondern undurchdringliche Dickichte von stacheligen Büschen, von Brombeersträuchern und kleinen und grossen Bäumen. Da fanden die Männer Schutz – doch der Winter stand vor der Tür, und sehr viele hatten noch keine Waffen.

Eine sich geradezu aufdrängende Frage wurde noch erörtert: Warum hatten sich die ‚Grossen‘ vor einem Jahr nicht im Zwiebelkeller versteckt, statt die Flucht zu ergreifen? Frau Schlesinger, die noch immer unter uns weilte, erklärte uns, dass dieses Versteck damals noch nicht existiert hatte und dass sich im Schloss – seit alle Insassen von der Polizei einmal geholt und verhört worden waren – keiner mehr in Sicherheit fühlte.

Die Gongschläge vom ‚BBC London‘ schreckten uns aus unseren Überlegungen auf. Es kamen die rätselhaften ‚Nouvelles personnelles‘, die persönlichen Nachrichten: «Grandpapa est content» («Grossvater ist zufrieden»), «La Rose est rouge» («Die Rose ist rot»)... Diesen verkappten Botschaften folgten die Nachrichten. Diesmal waren sie wieder erfreulich. Den deutschen Aggressoren ging es schlecht. An allen Fronten. In Italien rückten die Alliierten nach dem Fall von Neapel langsam, aber stetig in Richtung Rom vor. In Russland stand es besonders schlimm um die Deutschen. Die Dnjeprlinie war durchbrochen...

«Wenn es so weitergeht», meinte Heiri, «ist der Krieg bald vorbei. Spätestens im Februar kommt die Invasion.»

«Im Winter ist eine Invasion kaum möglich», wandte ich ein, «das Meer ist zu stürmisch. Unsere letzte Wette hast du verloren – wollen wir wieder wetten?»

Wir wetteten wieder. Patisserie à discrétion! Dann gingen wir schlafen.

34. Neue Lesefibeln und ein Zwischenfall

Am folgenden Tag bekamen alle meine Schüler – ausser meinen vier Erstklässlern – Lesefibeln. Das war eine Freude! Doch meine Kleinsten, die vorläufig leer ausgingen, blickten traurig zu mir auf; sie hatten keinen Grund, vergnügt zu sein.

«Sobald ihr lesen könnt», tröstete ich sie, «bekommt auch ihr ein Büchlein zum Lesen! Schaut, hier ist es – ich hab's schon gekauft!» Ich zeigte ihnen die schönen Heftchen von ‚Papa et Maman‘.

Das war ein magerer Trost. «Wann können wir lesen?» fragte Guy niedergeschlagen.

«In einer Woche», antwortete ich. «Ihr müsst nur tüchtig lernen!»

«In einer Woche? Das glaube ich nicht!» erklärte die immer vorwitzige Josette.

«Warum nicht? Ihr könnt heute schon lesen. Seht her: Was ist das für ein Buchstabe?» Ich zeigte auf einen Buchstaben an der Wandtafel.

«Das ist ein M!» sagte Conchita, befriedigt von ihrem Wissen.

«Sehr gut. Und das?»

«Ein A!»

«Und zusammen, Rose?» Ich zeigte auf MA.

«MA!» antwortete Rosa.

«Alle miteinander!»

«MA!»

«Merkt ihr's? Ihr könnt schon lesen! Was sagst du jetzt, Josette?» – Josette sagte nichts mehr. Ich griff in meine Kitteltasche: «Ich habe eine Überraschung für euch!» tat ich geheimnisvoll. Auf Wellkarton hatte ich mit dicken Strichen M und A geschrieben und einzeln ausgeschnitten. Ich holte die vielleicht zehn Zentimeter hohen Buchstaben hervor und hielt sie vor mich hin. Und die Kinder lasen «MA».

«Sehr gut. Lest es nun zweimal hintereinander!»

«MAMA!»

«C'est très bien! Sehr gut. Ihr kennt schon die Mama! Jetzt dürft ihr MAMA auf die Tafel schreiben, bis diese voll ist, und dann erzählt ihr mir von eurer Mama. Die Grossen, Friedel, Peggy, Jeanne und Pierrette, ihr lest für euch in eurem neuen Büchlein. Und ihr, René, Jojo, Marinette, Violette, François und André, ihr schlagt die erste Seite der Heftchen auf. Wir lesen die lustige Geschichte ANNA!»

Alles lief wie am Schnürchen. Wir hatten zusammen einen höchst vergnügten Vormittag. Die Kinder waren glücklich und lasen und schrieben voller Eifer.

Zum Abschluss des Vormittags sangen und übten wir: «Il était un petit navire.» Wir waren überrascht, als die Hofglocke plötzlich läutete – so schnell war die Zeit vergangen! Jetzt verspürten wir Hunger und freuten uns aufs Mittagessen, doch beim Essen gab es für mich einen unliebsamen Zwischenfall.

Anne-Marie Piguet, Herr Lyrer und die Spanier waren schon da, als ich kam. Ich grüsste und setzte mich an meinen angestammten Platz neben der Leiterin. Ich warf einen Blick auf die Post, die Fräulein Groth wie gewohnt neben sich gelegt hatte. Eine Schweizer Postkarte lag ein wenig quer zuunterst unter den wenigen Briefen. Ich erkannte sofort die Schrift meines Vaters und konnte die Hälfte eines roten ‚Express‘-Zettels sehen.

Ich erschrak. Was war zu Hause geschehen? War jemand verunglückt, war jemand gestorben? In grösster innerer Unruhe ass ich mechanisch meine Kartoffeln. Auch eine Express-Karte brauchte drei Wochen, bis sie im Schloss La Hille war – das Unglück musste schon vor langer Zeit passiert sein. Warum konnte mir Fräulein Groth die Karte nicht geben? Sollte ich sie einfach an mich nehmen? Ich musste doch wissen, was zu Hause los war! Vielleicht war jemand schwer erkrankt, ein Bruder oder meine Schwester?

Ich starrte immer wieder auf Vaters Schrift. Das Essen zog sich endlos hin. Schreckliche Vorstellungen plagten mich. Endlich wurde es still, und die Leiterin ----- vergass die Post! «Vous

pouvez disposer!» sagte sie. Mich traf fast der Schlag: Das war doch die Höhe! «Die Post! Die Post!» wollte ich schreien, doch mir verschlug es den Atem. Die Leiterin war schon bei der Türe, als Herr Palau sie erreichte und an die Briefe erinnerte, die sie automatisch mitgenommen hatte. Gleich war auch ich zur Stelle. Ich war ausser mir vor Zorn. Ich musste mir Zwang antun, um nicht laut zu schreien.

«Meine Express-Karte!» zischte ich zwischen den Zähnen hervor. «Warum gaben Sie mir diese Karte nicht schon heute morgen?»

Fräulein Groth blickte mich erschrocken an und reichte mir die Karte – und jetzt schrie ich: «Von heute an esse ich nicht mehr am Personalstisch!» – Von diesem Tag an ass ich in der Tat bei den ‚Mittleren‘, am Tisch bei der Wand.

Übrigens: Meine ganze Aufregung erwies sich als vollkommen unbegründet. Zu Hause war nichts geschehen! Mein Vater wollte nur herausfinden, ob eine Express-Postkarte schneller befördert würde als die gewöhnliche Post. Doch die Karte brauchte drei ganze Wochen, genauso wie die gewöhnlichen Briefe. Einerseits war ich sehr erleichtert, andererseits kam ich nicht darüber hinweg, dass mit der Post im Schloss so ein Theater gemacht werden musste; zum grossen Ärger der Spanier und der Schweizer.

Ich setzte mich draussen an einen Tisch, las meine Karte ein zweites und ein drittes Mal und verdaute langsam meine Wut.

Heinrich Kägi gesellte sich zu mir. «Rege dich doch nicht so auf!» meinte er. «Mir ist es völlig egal, ob die Leiterin die Post austellt oder nicht.»

Heiri erstaunte mich. Mir war das nicht egal!

Heiri war immer der ruhende Pol für mich: Durch nichts war er zu erschüttern. Seit meiner Gelbsucht betreute er die ‚Mittleren‘, sorgte mit ihnen für das Wasser und das Holz in der Küche und unterrichtete sie täglich einige Stunden in der ‚Petite Classe‘ neben meiner ‚Grande Classe‘. Sie weigerten sich, je wieder die Dorfschule zu besuchen! Auch mit den ‚Grossen‘, die sonst Eugen betreute, hatte Heiri viel zu tun. Doch darüber war ich nicht auf dem Laufenden. Ich war für die ‚Mickey’s‘ zuständig...

35. Furunkel, Holzschuhe und Ratten

Während einer Vormittagspause sass ich unten im Hof an einem der Holztische, umgeben von meinen ‚Mickey’s‘, als ich Heiri durchs Eingangstor kommen sah. Er ging langsam und komisch, ganz schief. Ich stand auf und lief ihm entgegen. Auf meine teilnahmevolle Frage erklärte er mir, dass sein Furunkel am Bein immer stärker schmerze und er kaum noch gehen könne. Ich tröstete ihn mit meiner Gelbsucht. «Solange du die nicht bekommst», sagte ich ihm, «ist alles halb so schlimm.»

Als ein Jahr später die Furunkulose auch bei mir ausbrach und ich, wie Heiri, nur noch mit grossen Schmerzen gehen konnte, musste ich Heiri zugestehen, dass auch seine Krankheit (verursacht durch Vitamin-Mangel) nicht zu verachten war!

Heiri musste sich einige Tage ins Bett legen. Sein Furunkel wurde immer grösser, entwickelte sich zu einer beängstigenden Geschwulst, die erst rot, dann blau und später violett wurde, bevor sie wie ein Sieb aufging und die Directrice mit der Pinzette den dicken Eiter herausnehmen konnte. Von da an bekam Heiri ein Furunkel nach dem anderen – immer an den ungeschicktesten, empfindlichsten Stellen.

Heiri sass im Speisesaal schon längere Zeit bei den ‚Grossen‘ am Ende des obersten Tisches an der Wand, gegenüber von der Küche. Rechts neben ihm waren Edith Goldapper, Inge Schrägenheim, Martha Storosum und Rosa Goldmark, die wieder eine ruhigere Phase hatte, und links neben ihm sassen Ruedi Oelbaum, Walter Kammerer, Onze, Egon Berlin und Gerard (wenn er nicht gerade bei einem Bauern arbeitete).

Nach meinem Streit mit der Directrice hatte ich den Personalisch verlassen und war zum mittleren Tisch an der Wand, zu den ‚Moyens‘, gezogen. Rechts neben mir hatte ich Daniel Reingold, der neu war im Schloss, Hervé, ebenfalls ein Neuer, und Bernard. Links von mir sassen: Pierre Bergmann, dessen Mutter in einem schwimmenden Sarg’ auf der Fahrt nach Israel das Leben verloren hatte – das Schiff war auf eine Mine gestossen –, Jacques

Palau (Conchitas Bruder) und Isi Bravermann. Mir gegenüber waren: Pierre und Jacques Costeseque, Mane und Gustav Manasse und Jacques Pedrini, ein weiterer Neuer. Den unteren Tisch bei der Küche nahmen wiederum ‚Grosse‘ ein: Eva Fernambuk, Trude Dessauer, Irene und Guita Kokotek, Cilly Stückler, Edith Jankielewitz und Irma Seelenfreund. Sie waren die guten Helferinnen von Frau Schlesinger, die bei ihnen sass.

Ich fühlte mich bei den ‚Mittleren‘ wie erlöst: Jetzt konnte Fräulein Groth die Post verteilen, wann sie wollte – mich störte das nicht mehr! Und die ‚Mittleren‘ waren stolz, mich in ihrer Mitte zu haben.

Am späten Abend, nach dem Pflegen der Kinder im Krankenzimmer, begab ich mich gewöhnlich in die ‚Grande Classe‘, um die Griffel meiner Schüler zu spitzen und ihre Tafeln zu putzen; eine mühsame, langweilige Arbeit. Ich traf dabei auf Walter, der in seine Bücher versunken neben seiner obligaten Blechkanne voll Wasser am vordersten Tisch auf einem Tabouret sass.

Während ich, bewaffnet mit meinem Taschenmesser, von einem Platz zum anderen ging und die Griffel meiner Schüler spitzte, beobachtete ich Walter. Wenn er so gebeugt dasass, wirkte er erschreckend hinfällig. Seine weisse, fliehende Stirn und sein mageres, fahles Gesicht standen in auffälligem Kontrast zu den langen, schwarzen, nach hinten gekämmten Haaren. Walter musste schwer krank sein. Ich konnte mir vorstellen, dass er bei der Ankunft der Polizei tot zusammenbrechen würde. Die Gendarmen konnten – das mussten wir uns immer vor Augen halten – jederzeit kommen und wie wilde Bestien über uns herfallen. Es war kein weiter Weg von der Gendarmerie Nationale in Pailhès zu uns ins Schloss!

Wir lebten in einer dauernden Anspannung, und jedes ungewohnte Geräusch schreckte uns auf. Der Zwiebelkeller war jederzeit bezugsbereit – die ‚Grossen‘ waren immer auf dem Sprung, sofort dorthin zu flüchten.

Es wurde jetzt rasch kühler. Es war Mitte November geworden. Die Sonne spendete nur noch wenig Wärme und versteckte sich oft hinter Wolken. Hin und wieder fiel ein leichter Regen.

Die Schule war meine tägliche Freude. Ich kam gut voran. Jeden Tag gab es für meine Erstklässler einen neuen Buchstaben, verbunden mit einer lustigen Geschichte. Auch die grösseren Schüler machten im Rechnen und im Lesen rasche Fortschritte. An schönen Nachmittagen waren wir oft unterwegs. Wir durchwanderten in weitem Umkreis die prächtige, hügelige Landschaft rings um das Schloss und verloren uns im unbekanntem Gelände, bezaubernd durch seine Einsamkeit. Wir trafen nie eine Menschenseele! Oft richteten wir uns nach den Obstbäumen: Die letzten Äpfel waren schon längst reif – die Bauern pflückten sie nicht! –, und wir waren hungrig.

Noch immer zogen wir barfuss durchs Land, über die Wiesen und Felder, doch wir bekamen recht kalte Füsse dabei. Auch im warmen, sonnigen Midi musste der Winter einmal kommen! Ich machte mir Sorgen: Lange konnten wir nicht mehr barfuss gehen. Das Wetter wurde immer trüber, und es regnete oft. Einmal musste ich die Kinder im Schutze eines Baumes zurücklassen und ins Schloss zurücklaufen, um mein offengelassenes Dachfenster zu schliessen.

Mein Zimmer wurde allmählich sehr ungemütlich: Schloss ich die Dachluke, hatte ich keine Luft, liess ich sie offen, überschwemmte der Regen mein Bett...

Mit dem Regen kam unerwartet eine richtige Kälte. Wir brauchten dringend Schuhe! Wo aber sollten wir sie hernehmen? Wer konnte uns schon Schuhe geben? Ich stand vor einem echten Problem. Ich suchte nach einigem Zögern Fräulein Groth auf und teilte ihr meine Sorgen mit. Sie war aber keineswegs so ratlos, wie ich erwartet hatte. Aufgeräumt erklärte sie mir: «Wir haben vorgesorgt. Alle Kinder, auch die ‚Grossen‘, bekommen Holzschuhe!»

Und so war es auch. Wir erhielten alle holländische Holzschuhe. Jedermann, gross oder klein, konnte sich ein passendes Paar aussuchen. Wer keine Socken hatte, bekam welche von der ‚Lingerie‘.

Die Kinder jubelten! Ein unglaubliches Geklapper treppauf, treppab und über die Gänge entstand. Es dauerte aber nicht lange:

Schon bald zogen die meisten Kinder die Holzschuhe wieder aus – sie taten furchtbar weh!

Der Jubel wich einer grossen Enttäuschung. Der erste Spaziergang mit den Holzschuhen war ein Drama. Wir kamen nur ganz langsam vorwärts. Die Kinderjammerten. Das harte Holz schnitt ein. Die Schuhe drückten schrecklich. Es war zum Verzweifeln! Überall sollte ich helfen. Mir riss die Geduld. «Hört», sagte ich und versammelte die Kinderschar um mich, «alles muss gelernt sein, auch das Gehen mit den Holzschuhen! Wir üben jeden Tag, und ihr werdet sehen: In ein oder zwei Wochen schaffen wir es. Und jetzt ziehen wir die Holzschuhe aus und gehen barfuss weiter!»

Die Holzschuhe verursachten einen Ansturm auf meine (Praxis) im Krankenzimmer. Die Kinder zeigten mir ihre misshandelten Füsse, und ich brauchte viele Gaze-Binden.

In dieser Zeit der Gewöhnung an die Holzschuhe stand ich, wie es gelegentlich einmal geschah, vor dem Mittagessen mit Heiri zusammen im Speisesaal. Wir sahen uns sonst für gewöhnlich nur bei den Mahlzeiten und unterhielten uns dort (über die Furunkel!). Heiri hatte gerade eine ‚Ruhepause‘ – da trat Fräulein Groth mit einem überraschenden Vorschlag an uns heran: «Wollt ihr», so fragte sie uns unvermittelt, «in die ‚Menuiserie‘, in die Schreinerei hinüberziehen? Das Zimmer der Nadals neben der Werkstatt im ersten Stock ist frei» (da lagen einmal die Birnen!).

Mir kam das Angebot äusserst gelegen. In meinem ‚tombeau‘, wie ich mein Zimmer nannte, das fast mein Grab geworden wäre, fühlte ich mich ohnehin nicht mehr wohl. Nachts musste ich jetzt die Dachluke immer schliessen und hatte deshalb das Gefühl, fast zu ersticken. Darüber hinaus störten mich die Mäuse. Sie knabberten sich immer neue Zugänge zu meinem Zimmer.

Auch Heiri war hochofret über den Vorschlag. Noch am gleichen Tag zogen wir um. Ruedi Oelbaum, Onze und Egon Berlin halfen uns. Während wir in den dunklen, kleinen Dachkammern unsere Siebensachen zusammenpackten, schleppten sie zwei überzählige Eisenbetten und zwei magere Seegrasmattmatratzen mit vier kümmerlichen, nie wärmenden Woldecken in die Schreine-

rei hinüber und dort über eine steile Holzterrasse hinauf in den ersten Stock. Sie trieben auch einen schönen Stuhl auf, dazu sorgten wir noch für ein kleines Tischchen – und unser Zimmer war perfekt!

Ein schönes Zimmer! Wir waren begeistert. Wir hatten ein richtiges, grosses Fenster mit Blick auf alte, mächtige Kastanienbäume. Davor lag allerdings ein riesiger Strohhaufen, an die drei Meter hoch. Man nannte ihn ‚Paillasse‘. Dieser ‚Paillasse‘ störte die Sicht ein wenig. Er gehörte zum Bauernhaus auf der Ostseite der Schreinerei, die mit der Grundwasserpumpe davor zur Hälfte dem Bauern de Dieu als Scheune und Stall diente.

An diesem Umzugstag gingen wir ausnahmsweise einmal früh zu Bett. Heiri schlief rechts neben dem weitgeöffneten Fenster und ich ihm schräg gegenüber bei der Türe. Endlich waren wir nicht mehr allein, endlich mussten wir nicht mehr isoliert in einer niedrigen Dachkammer leben! War das ein Glück, einen guten Freund in der Nähe zu haben, seine Gedanken mitteilen und seinen Gefühlen Ausdruck verleihen zu können!

Wir unterhielten uns bis weit nach Mitternacht. Kaum war ich eingeschlafen, weckte mich jedoch ein furchtbarer Lärm, der tosend auf mich zukam und wie ein Unwetter an mir vorbeibrauste. Kalt lief's mir den Rücken hinunter. Was war das? Einige Sekunden herrschte Totenstille, und dann kam's wieder, wie auf ein geheimnisvolles Zeichen hin: Ein Rauschen, ein Trippeln von tausend Füsschen – von der Türe zurück zum Fenster. Irgendwelche lebendigen Wesen mussten es jedenfalls sein! Ratten? – Ja, Hunderte von verrückt gewordenen Ratten! Nach kurzen Pausen kamen sie wieder und wieder. Ich hörte die rasend schnell trippelnden Beinchen und die Schwänze, die auf den Boden peitschten. Ich lag wie erstarrt und konnte mich nicht rühren... Und da war's auch schon wieder vorbei. Wie ein Spuk. «Hast du das gehört?» brachte ich mühsam hervor.

«Ja», antwortete Heiri. «Ratten! Ratten oben auf dem Dachboden.»

«Sie waren nicht bei uns im Zimmer?»

«Nein, bestimmt nicht!»

«Ich hörte sie aber hier im Zimmer direkt an meinem Bett vorbeilaufen. Ich fürchtete, sie würden zu mir heraufspringen...»

Heiri schlief bereits wieder!

Am nächsten Tag beschlossen wir, den Ratten auf den Leib zu rücken. Herr Palau fand eine alte Rattenfalle, die wir am Abend auf dem Dachboden aufstellten. Die Nacht verlief ruhig. In Erwartung grossen Lärms schliefen wir jedoch schlecht...

Am Morgen hatten wir eine grosse Ratte in der Falle. Heiri begrub sie. Ich versprach, die nächste zu begraben. Es gab aber keine nächste! Am folgenden Tag war die Falle weg, spurlos verschwunden ... Und der nächtliche Hexentanz fing von neuem an.

36. «Kampf bis zum Endsieg! Tod den Juden!»

Die ‚Nachrichten‘ hörten wir nicht oft, und das aus verschiedenen Gründen. Zum einen waren wir den ganzen Tag – ohne freien Nachmittag und ohne freien Sonntag – in unsere Pflichten eingespannt. Niemand ausser mir oder vielleicht einmal Fräulein Tobler fand beispielsweise Zeit, um sich um meine Schüler zu kümmern. Es waren meine Kinder, für die ich allein da war, von morgens bis abends, jeden Tag. Der Abend gehörte der Pflege der Kinder, und danach folgte um zehn Uhr das Wecken der Bettnässer. Zeit zum Radiohören blieb da wenig, und Heiri ging es nicht viel besser. Oft war das Radiohören aber auch sehr mühsam: Der alte Apparat krachte, fauchte, zischte und pfiif – fast so laut wie eine Dampflokomotive.

Wir Schweizer und die Spanier lösten uns gegenseitig ab mit Nachrichtenhören, so dass wir nichtsdestotrotz ziemlich gut über das Weltgeschehen orientiert waren, auch ohne Zeitung, die ohnehin nichts als Lügen enthielt. Rommel in Afrika war endgültig besiegt, die Alliierten waren in Sizilien und Kalabrien gelandet, Neapel war längst gefallen. In Russland kämpften die Deutschen

– nachdem Fall von Stalingrad im Februar – verzweifelt um jeden Quadratmeter und verstärkten ihre mörderischen Gegenoffensiven. Doch wie eine eiserne Walze rückten die übermächtigen Russen, jeden Widerstand brechend, vor. Der durch ‚BBC London‘ weltbekannte deutsche Gefreite Hirnschal schrieb die volle Wahrheit, wenn er aus Russland seiner vielgeliebten Frau mitteilte: «Ich bin mit der ganzen Ostfront auf dem Weg nach Zwieselndorf» (seinem Wohnort in Deutschland).

Jede Nacht hörten wir stundenlang unheimliches Gebrumm über uns. Oft stand ich im Schlosshof und starrte zum schwarzen Himmel hinauf. Zahllose englische und amerikanische Flugzeuge flogen Ziele in Deutschland an. Die Bombardierungen mussten schrecklich sein. Man sprach von einer systematischen Zerstörung Berlins. Wir nahmen an, dass das die Reaktion auf die Vernichtung von Coventry war...

«Niemals werden Bomben auf Deutschland fallen!» hatte der grössenwahnsinnige Führer in einer Rede geschrien.

Der Kampf der Deutschen war längst aussichtslos, doch sie kämpften weiter «bis zum Endsieg». Je verzweifelter ihre Lage in Italien und Russland wurde, desto rücksichtsloser ging man im besetzten Frankreich gegen die Bevölkerung vor; mit Sperrstunden und Razzien, Verhaftungen, Erschiessungen, Massenexekutionen und Deportationen. Die Deutschen spielten weiterhin das Spiel der unbesiegbaren Machthaber. Juden mussten sich in die hintersten Winkel verkriechen und waren gefährdeter denn je. Grosse Gefahr drohte aber auch uns. Wir mussten auf der Hut sein: Jederzeit konnten die gefürchteten, uniformierten Verbrecher wie ein Unwetter über uns hereinbrechen. Sie sahen rot: Die Widerstandskämpfer, die ‚Force Française de l'Interieur‘, machten ihnen das Leben schwer... Deshalb wurde verhaftet und gefoltert wie noch nie, rund um die Uhr.

Warum das Aufspüren und die Vernichtung der Juden aber Priorität hatte gegenüber der Verfolgung der ‚FFI‘, ist rational nicht erklärbar. Von den Juden hatten die Deutschen ja nichts zu befürchten – von den Widerstandskämpfern jedoch alles!

Eine Erklärung ist die der arischen Herrenmenschen: Die Juden

gehörten in den Augen der Nazis zu einer minderwertigen Rasse, darum mussten sie, vor allen andern, *zuerst* ausgerottet werden!

Welch ein Wahnsinn! Doch der Wahnsinn hatte Methode. Im Schloss herrschte Angst. ‚BBC London‘ brachte – neben den kurzen Berichten von den Fortschritten der Alliierten an den verschiedenen Fronten – eine Meldung über eine neue deutsche Geheimwaffe, von der sich die Deutschen den endgültigen Sieg versprochen.

37. Marinette und Pierrette

Wenn die Sonne nicht schien, war es jetzt am Morgen recht kalt. Es ging gegen Ende November. Wir brauchten schon unsere warmen Pullover und Unterkleider. Das konnte ja gut werden: Die meisten Kinder hatten wenig zum Anziehen, besonders die beiden Toulouser Mädchen Marinette und Pierrette, zwei sehr ungleiche Schwestern. Marinette, neunjährig, blond, kurzes Haar, klein und kräftig gebaut, mit hartem Gesichtsausdruck, aggressiv und provozierend: «Si ça vous dérange, ça m'arrange!» («Wenn Sie das stört – mir passt es!») war ihre Devise. Ihre um ein Jahr ältere, ebenfalls blonde Schwester Pierrette hingegen war das genaue Gegenteil, lieb und anschmiegsam, hochgewachsen und sehr mager. Sie saßen in der zweiten und vierten Tischreihe in der ‚Grande Classe‘:

Sitzplan

| | | | |
|-----------|----------|-----------|----------|
| Pierrette | Jeanne | Friedel | Peggy |
| Jojo | Pierrot | André | François |
| René | Violette | Marinette | Aurore |
| Guy | Conchita | Rose | Josette |

Am Morgen, bei Beginn des Unterrichts, fielen sie mir gleich auf. Sie waren kreidebleich und schlotterten. Alle trugen einen Pullover, nur Marinette und Pierrette nicht. Ich rief sie nach vorne. In ihren kurzen, ärmellosen Sommerkleidchen standen sie dann vor mir – zitternd vor Kälte. «Warum habt ihr keinen Pullover angezogen?» fragte ich sie.

«Wir haben keinen Pullover!» antwortete Pierrette zögernd. «Und nicht einmal ein Hemdchen», fügte Marinette spitz hinzu.

Ich war entsetzt. «Ihr werdet vor Kälte sterben! Ihr seid ja fast nackt mit diesen kurzen Röckchen!»

Marinette hob ihr Röckchen hoch, wies auf ihre dünnen Höschen und sagte herausfordernd, wie es ihre Art war: «Aber wir haben noch Höschen.»

«Gewiss», räumte ich ein, «aber Rock und Höschen sind nicht genug. Ich werde etwas zum Anziehen für euch finden!» Ich wandte mich an die Schüler: «Beschäftigt euch, schreibt und zeichnet auf die Tafel. Ich Sorge für Kleider für Marinette und Pierrette!»

Ich nahm die beiden bei der Hand, und wir begaben uns zur Directrice. Sie arbeitete in ihrem Büro und war eben dabei, Rationierungsmarken auf grosse Papierbogen zu kleben. Ich stellte die frierenden Mädchen vor sie hin und fragte sie, ob sie etwas Warmes für sie zum Anziehen hätte. «Wir haben einige Kleider in Reserve», meinte sie nach kurzem Besinnen. «Vielleicht findet sich etwas Passendes in der Lingerie.»

Wir begaben uns zusammen zur ‚Waschküche‘, die lediglich so hiess – gewaschen wurde ja im Keller, meist im Freien, hinter dem Haus. In der ‚Lingerie‘ wurden die gewaschenen Kleider geordnet und geflickt: Überall, wo Hosen oder andere Kleidungsstücke einen Schaden, einen Riss oder ein Loch hatten, wurde ein Flecken aufgesetzt.

Wir trafen in dem engen Arbeitsraum zuhinterst, auf der nördlichen Seite des Schlosses, auf Frau Palau und Frau Marimon. Frau Marimon hatte die Arbeit eben erst wieder aufgenommen. Sie sah noch recht mitgenommen aus.

Es fanden sich bald zwei geeignete Pullover, auch Hemdchen

und wollene Unterhosen. Marinette und Pierrette zogen sich gleich an Ort und Stelle richtig an, und zufrieden kehrten wir in die ‚Grande Classe‘ zurück. Jetzt erst konnten wir mit dem Unterricht beginnen. Wir sangen unser Lieblingslied vom Wind:

1. Herr Wind, sagt die Kirsche,
wollen Sie, dass ich zerbreche?
Herr Wind, Herr Wind,
gehen Sie fort, gehen Sie fort!

Monsieur le Vent dit la cerise,
voulez-vous donc que je me brise?
Monsieur le Vent, Monsieur le Vent,
allez-vous en, allez-vous en!

- R: Vou-ou-ou! Vou-ou-ou!
Frivoli-vola, frivoli-volette!
Vou-ou-ou! Vou-ou-ou!
Frivoli-vola, frivoli-vola!

2. Herr Wind, sagt die Schwalbe,
wollen Sie mir die Flügel brechen?
Herr Wind, Herr Wind,
gehen Sie fort, gehen Sie fort!

Monsieur le Vent, dit l'hirondelle,
voulez-vous me casser une aile?
Monsieur le Vent, Monsieur le Vent!
Allez-vous en, allez-vous en!

38. Jojos Missgeschick

Ein Zwischenfall kommt selten allein! Kaum hatten wir unser Lieblingslied gesungen, streckte Jojo die Hand hoch und fragte: «Monsieur Steiger, kann ich aufs WC gehen?»

Er konnte gehen, selbstverständlich.

Wir sangen ein zweites und ein drittes Lied, da kam Jojo schon zurück. Tränenüberströmt! Er blieb bei der Türe stehen. Er brauchte nicht zu sagen, was geschehen war. Wir merkten es augenblicklich: Ein fürchterlicher Gestank stieg in unsere Nasen. «Je suis tombé dans le trou!» – «Ich bin ins Loch gefallen!» jammerte Jojo kläglich.

«Geh hinaus, Jojo, geh!» rief ich. «Und schliess die Türe!»

Ich liess die Kinder wiederum allein und begab mich zu dem jammernden Pechvogel vor der Tür. Eine Wolke von schrecklichem Gestank umgab ihn...

Unser WC hinter dem Haus, zwischen Schloss und Mauer – erwähnte ich es schon? – war ein doppeltes Betonhäuschen. Jedes Häuschen hatte im leicht gegen die Mitte hin abfallenden Zementboden ein gefährliches Loch, das die Kinder fürchteten. Leider war zu Jojos grossem Unglück etwas da hineingelangt, was eigentlich gar nicht in dieses grässliche Loch hineingehörte: nämlich sein rechtes Bein!

Da stand er nun, hilflos, eine stinkende Jammergestalt, das eine Bein bis übers Knie verdeckt. Was konnte ich tun? Wieder einmal war ich ratlos, stand wie der Ochs vor dem Berg und wusste mir nicht zu helfen. Eine dunkle Spur führte von draussen über den Korridor zur ‚Grande Classe‘... Auch das noch! Aber immerhin, er war barfuss, der Unglücksrabe.

Ich gab mir einen Stoss und überwand meine leichte Übelkeit und damit auch meine Ratlosigkeit. Ich bat die Klasse, sich weiter zu gedulden, und machte mich mit Jojo auf den Weg zur Wasserpumpe bei der Schreinerei.

39. Der Ofen

Es wurde immer kälter. Das Thermometer, das ich aus der Schweiz mitgebracht hatte, zeigte acht Grad. Wir froren jetzt auch in unseren Pullovern. «Warum zünden wir den Ofen nicht an?» fragte Peggy unvermittelt.

In der hintersten Ecke unseres Schulzimmers stand tatsächlich ein Ofen, dem ich bis dahin keine Beachtung geschenkt hatte. Ja, wirklich, warum benutzten wir ihn nicht? Ich schickte meine Schüler in die Pause – sie konnten sich im Hof warmlaufen – und suchte Fräulein Groth in ihrem Büro auf. Sie war soeben mit der Post von Montégut zurückgekehrt.

«Und was haben Sie für einen Wunsch?» fragte sie mich sichtlich irritiert. Fürchtete sie wohl, dass ich mich nach einem Brief erkundigen könnte? Ich brachte mein Anliegen vor. «Wir frieren», sagte ich. «Es ist kalt, und es wird noch kälter werden. Der Dezember hat angefangen. In der ‚Grande Classe‘ steht ein Ofen. Vielleicht könnte man ihn anheizen?»

«Das Problem ist das Holz», antwortete die Directrice. «Wir haben so wenig, und was wir haben, brauchen wir für die Küche.»

«Das dachte ich mir schon, aber wir frieren. Die Kinder können mit ihren blaugefrorenen Fingern nicht schreiben und werden krank...»

«Gut! Ich gebe Egon den Auftrag, in der grossen Klasse Feuer zu machen. Die ‚Grande Classe‘ ist übrigens das einzige heizbare Zimmer im Schloss.»

Am folgenden Tag, noch vor dem Frühstück, trat ich ganz in Gedanken versunken in mein Klassenzimmer. Ich schreckte entsetzt zurück: Ein undurchdringlicher Rauch empfing mich. Ich dachte an einen Brand, erblickte aber den Ofen in der Ecke hinter der Tür, der wie ein Vulkan Feuer und Flammen spie. Ich tappte zum Fenster, halb blind vom Rauch, und riss es auf. Dann wandte ich mich wieder dem Ofen zu: Er sah gefährlich aus! Egon hatte ihn nicht geschlossen, und die Flammen züngelten ungehindert

fast bis zur Decke hinauf. Ich wollte den Ofen schleunigst schliessen, aber da existierte überhaupt kein Verschluss...

Glücklicherweise erschien Egon. «Schau mal das an!» rief ich. «Du hast den Ofen nicht geschlossen!»

Egon zuckte hilflos, ja verzweifelt die Schultern und sagte: «Ich verstehe das nicht: Man kann ihn überhaupt nicht zumachen! Unten gibt's keine Öffnung. Ich musste den Ofen von oben her anfeuern.»

«Aber das gibt es doch gar nicht, so einen miesen Ofen!» schrie ich zornig. «Da fehlt doch ein Deckel!»

Die Flammen wurden plötzlich kleiner. Wir machten uns an den Feuerspeier heran und inspizierten ihn gründlich von allen Seiten. Es gab tatsächlich keine Vorrichtung, um ihn zu schliessen. Ein unmöglicher, unbrauchbarer Ofen!

Wir überlegten, ob wir das Feuer löschen sollten. Doch es zog sich von alleine ganz in den schwarzen Zylinder zurück, wie wenn es vom Herauszüngeln müde geworden wäre... Wortlos stiegen wir hinunter zum Frühstück.

Am Nachmittag, nach der Schule, suchte ich bei den halbzerfallenen Türmen nach einem flachen Stein. Ich wanderte ums Schloss herum, zuerst auf der Innen-, dann auf der Aussenseite der hohen, bezinnten Mauer. Ich hatte Glück: Beim Westturm fand ich eine schöne, dicke Steinplatte; gerade das, was ich suchte. Ich trug sie in die ‚Grande Classe‘. Sie deckte das schwarze Loch im Ofen, der mir wie ein erloschener Mini-Vulkan vorkam, wunderbar ab. Voller Spannung erwartete ich jetzt den nächsten Morgen – und am nächsten Tag klappte alles prächtig! Ich half Egon beim Entfachen des Feuers, und siehe da: Der Rauch stieg, wie es sich gehört, ins russige Ofenrohr!

Um acht Uhr begann ich mit dem Unterricht. Das Zimmer war zwar noch voller Rauch, aber ich spürte Wärme! Das Thermometer zeigte dreizehn Grad. Wir waren alle glücklich und warteten, dass es noch wärmer würde. Wir sangen wie gewohnt zu Beginn des Unterrichts einige Lieder, auch ‚Monsieur le Vent‘, das allen viel Spass machte, und das Feuer brummte dazu den Bass. Anschliessend begann ich ein mündliches Wettrechnen. Reihum be-

kam jede Altersgruppe, jede Klasse, eine immer länger werdende Kopfrechnung. Wir waren so richtig im Element, da liess in unmittelbarer Nähe ein fürchterlicher Knall das Schulzimmer erzittern. Erschreckt fuhren einige Kinder von ihren Plätzen hoch, setzten sich aber gleich wieder. Andere duckten sich in der Erwartung eines zweiten Knalls – doch nichts geschah, es blieb alles still. Einzig das Feuer knisterte, und triumphierend züngelten die Flammen, begleitet von einem dicken Rauch, aus dem Ofen zur Decke hinauf.

Tja, da hatten wir es: Die Platte war weg! Die Hitze hatte sie weggesprengt. Rasch war das ganze Zimmer mit beissendem Rauch erfüllt. «Monsieur Steiger, ouvrez les fenêtres! Öffnen Sie das Fenster!» schrie François verzweifelt und rieb seine Augen.

Resigniert begab ich mich zum Fenster und öffnete es. Ein zweites Mal war der Traum von einem warmen Schulzimmer ausgeträumt. Noch gab ich mich aber nicht geschlagen. Ich war voller Zuversicht, dass sich irgend etwas finden würde, um den Ofen zu schliessen.

Am späteren Nachmittag durchforschte ich erneut die Umgebung des Schlosses, und wieder hatte ich Glück: Beim Treppenturm fand ich eine alte, verbeulte Schaufel ohne Stiel. Ich war begeistert! Das war's, was ich brauchte! Ich suchte Herrn Palau auf und bat ihn, mir die Schaufel flachzuhämmern. Am Abend brachte er sie mir, flach wie ein Kuchenblech.

Während ich die Bettnässer aufnahm, stellte ich mir vor, wie angenehm warm die Schulstube am Morgen sein würde. Den ganzen Tag über hatten wir gefroren, und auch hier im Schlafsaal war es kalt. Ein Wunder, dass nicht mehr Kinder ‚Pipi‘ ins Bett machten! – Auch Jeanne, die sonst noch am häufigsten das Bett nässte – ich musste ihr jetzt unbedingt eine zweite Wolldecke verschaffen! – blieb heute trocken. Sie blickte mich, als sie vom Kessel zurückkam, einen Moment lang irritiert an und fragte dann, als ob sie meine Gedanken erraten hätte: «Herr Steiger, werden wir morgen warm haben?»

«Ganz bestimmt!» antwortete ich und deckte sie sorgfältig zu.

«Ja, morgen werden wir bestimmt warm haben!» Mit einem zufriedenen Lächeln schloss Jeanne die Augen und schlief ein.

Und es war tatsächlich warm am nächsten Morgen: ein bisschen warm und etwas rauchig dazu. Ich achtete aber nicht darauf; Hauptsache, das Feuer blieb im Ofen. Ich war glücklich! Endlich sollten wir ein warmes Schulzimmer haben.

Mit viel Elan begann ich den Unterricht, aber irgendwie war der Wurm drin. Die Kinder waren nicht bei der Sache. Ich konnte sie auch plötzlich gar nicht mehr richtig sehen. Dieser eklige Rauch! Meine Augen brannten und begannen zu tränen. «Herr Steiger, sehen Sie den Ofen!» Es war Peggy, die da rief. Ich sah sie kaum. Ich wollte mich zum Ofen tasten, doch ein durchdringender Schrei hielt mich zurück:

«Monsieur Steiger! Monsieur Steiger!» Es war André, neben dem ich gerade stand. Die Tränen liefen ihm über die Wangen. «Monsieur Steiger», rief er verzweifelt, «ouvrez les fenêtres!»

Mit wehem Herzen öffnete ich die Fenster und auch die Türe. Die Schüler liefen in den Gang hinaus und schnappten nach Luft. Aus dem Ofen quoll unaufhaltsam dicker, beissender Rauch; das vielversprechende Blech hielt ihn nicht zurück. Rings um meinen wunderbaren ‚Deckel‘ herum qualmte es fürchterlich. Ich war aufs Tiefste enttäuscht. Hatte Egon etwa mit nassem Holz angeheizt?

Draussen vor der Tür stand meine Kinderschar im Durchzug. Sie husteten und rieben sich alle die entzündeten Augen... Aus, endgültig aus war der Traum vom warmen Schulzimmer! Bereits war die Temperatur wieder auf acht Grad gefallen.

Am Nachmittag, nach der Schule, trat Egon zu mir in die ‚Grande Classe‘. Ich war eben dabei, Rechenaufgaben auf den Schiefertafeln zu korrigieren. Egon schaute fragend zum Ofen – und dann zu mir. Er war verlegen und wusste nicht, was er sagen sollte. Während des Mittagessens hatte ich ihm bereits von dem fürchterlichen Rauch erzählt, an dem wir beinahe erstickt wären. Egon ging zum Ofen und schaute sich das Blech an, das ihn von allen Seiten abdeckte. «Und da kann der Rauch herauskommen?» fragte er zweifelnd.

«Und wie!» antwortete ich ihm. «Wie aus dem Schornstein einer Dampflokomotive! Du hättest das sehen sollen, heute morgen!»

Egon machte ein bekümmertes Gesicht. «Es gibt nur grünes Holz», meinte er entschuldigend. «Ich...»

«Du kannst nichts dafür!» tröstete ich ihn. «Hilf mir rasch die Rechenaufgaben meiner Schüler durchzusehen. Nimm einen Griffel und unterstreiche die falschen Ergebnisse!» In kurzer Zeit hatten wir alle Tafeln nach Fehlern geprüft.

40. Wie Egon Berlin die Kristallnacht erlebte

Ich setzte mich erschöpft an mein kleines Tischchen am offenen Fenster. Es war nicht mehr kalt. Seit dem frühen Nachmittag schien die Sonne, und es war schnell warm geworden, wie das im Midi so ist.

Egon beschäftigte sich noch mit den Wandtafeln. Ich rief ihn zu mir, als er gehen wollte. Er setzte sich mir gegenüber auf die Bank an François' Platz. Schon lange beabsichtigte ich, mit ihm einmal ins Gespräch zu kommen. Ich wusste rein gar nichts von ihm. Es ist unglaublich, wie man unbeabsichtigt aneinander vorbeileben kann! Jetzt war die Gelegenheit geradezu ideal, Näheres über ihn zu erfahren.

«Sag mal», begann ich unser erstes Gespräch, «aus welchem Teil Deutschlands kommst du eigentlich, und wie bist du in diese hinterste Ecke Frankreichs gelangt?»

Als wenn er auf diese Fragen gewartet hätte, fing Egon an, weit-
ausholend zu erzählen. Er berichtete mir von seinen Eltern in Koblenz, vom kleinen Kleiderladen, den sie führten, von seiner großen Schwester Inge, die mit ihm hier im Schloss gewesen und nach Spanien geflüchtet war – (er wusste nicht, dass sie einen ‚Passeur‘ geschickt hatte, um auch ihn zu holen; ich verriet ihm das auch nicht).

Was mir von unserer damaligen Unterhaltung besonders lebhaft in Erinnerung geblieben ist, ist die Schilderung seines letzten Ganges zur jüdischen Schule. «Ich war», so berichtete er, «noch ein kleiner Junge, etwa zehn Jahre alt. An einem frühen Morgen machte ich mich auf den Schulweg, so wie jeden Tag. Plötzlich stürzten drei oder vier Männer mit Gewehren an mir vorbei. Sie stürmten auf ein Uhrengeschäft los. Mit den Gewehrkolben schlugen sie die Schaufenster ein, warfen Uhren, Halsketten und was sie sonst noch finden konnten auf die Strasse und kletterten in den Laden. Ich stand wie versteinert da. Ein zweiter Trupp bewaffneter Männer kreuzte hinter mir auf. Sie warfen die Obst- und Gemüseauslagen des Lebensmittelgeschäfts neben mir über den Haufen; Früchte, Kartoffeln, Tomaten... Alles rollte und flog über den Bürgersteig auf die Strasse. Ich stand da wie betäubt. Fürchterliche Angst packte mich. Ich wollte fliehen, da klirrte und zersplitterte etwas direkt über meinem Kopf. Ich zuckte zusammen: Ein Stuhl zerkrachte neben mir. Andere Stühle folgten, danach ein Tisch. Entsetzt sprang ich zur Seite. Ich glaubte, ich würde verrückt. Es knallte und tobte rings um mich herum. Überall rannten wilde Männer – wie losgelassene Raubtiere – mit Stöcken, Stangen und Gewehren durch die Strassen. Ich lief im Zickzack durch die Scherben und Trümmer und wich den Männern, die mich totzuschlagen drohten, so gut ich konnte aus. Ich rettete mich in eine ruhige Gasse und kam zur Synagoge. Die Synagoge brannte lichterloh, aus allen Fenstern schlugen die Flammen. Überall sah ich es brennen. Ich lief um mein liebes Leben. Ausser Atem kam ich zur Schule. Da stand mein Lehrer, weiss wie ein Leintuch: ‚Geh nach Hause!‘ rief er mir zu. ‚Nimm die kleinen Gassen!‘ Ich machte eine Kehrtwendung und lief so schnell ich konnte durch die kleinen Gassen nach Hause zurück. Ich war wie von Sinnen. Ich hörte und sah nichts mehr. Halbtot kam ich zu Hause an. Vor unserem Haus standen Mama, Papa und Inge und warteten auf mich. Inge und Mama weinten. Papa hatte das braune Köfferchen in der Hand. Ich sehe das heute noch vor mir. ‚Gott sei Dank, dass du da bist!‘ rief er, als ich heranstürmte. ‚Komm schnell – wir müssen verschwinden – jeden Moment können sie hier sein!‘

Wir liefen durch kleine, ausgestorbene Strassen. Nicht weit. Bei einem christlichen Kollegen meines Vaters konnten wir Unterschlupf finden. (Er war wohl ein Geschäftskunde. Er tat etwas Gutes, aber auch Verbotenes. Wäre er erwischt worden, hätte man ihn verprügelt oder gar deportiert.)

Im Laufe des Nachmittags kehrten wir wieder heim. Der Spuk war vorüber. Unser Laden war, als einziges jüdisches Geschäft in der Strasse, verschont geblieben. Fast alle unsere Freunde hatten Furchtbares mitgemacht; einige wurden totgeschlagen, viele wurden verhaftet und deportiert. Unter der Aufsicht der SS mussten alle übriggebliebenen Juden auf den von Glassplittern glitzernden Strassen Ordnung schaffen, Scherben und Trümmer wegräumen. Es war schrecklich, wir wurden dabei geschlagen...

Einige Tage später brachten meine Eltern Inge und mich an den Bahnhof und setzten uns in den Zug nach Brüssel. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen und auch keine Nachrichten mehr von ihnen erhalten.»

Ich war entsetzt: So lebendig und mit derart sprechenden Gesten hatte Egon die erschütternden Erlebnisse auf seinem letzten Gang zur Schule dargestellt, als ob das alles gestern geschehen wäre. Noch nie hatte ich von etwas Ähnlichem gehört, es sei denn – in weiter Ferne – von russischen Judenverfolgungen zur Zarenzeit.

Nachdem wir beide in Gedanken versunken eine Weile geschwiegen hatten, fragte ich zweifelnd: «Ist das alles wirklich so geschehen, wie du erzählt hast? Das ist doch gar nicht möglich. Wo blieb denn die Polizei?»

Egon schüttelte den Kopf und schaute mich erstaunt und verwundert an. «Haben Sie wirklich nichts davon gelesen oder gehört? Es war ein grosses Pogrom. Diese Männer, die alles kurz und klein schlugen, waren von der Regierung organisiert, was weiss ich, von Hitler und seinen Helfershelfern. In allen Städten Deutschlands ging man auf die Juden los, zerstörte Synagogen, Häuser und Geschäfte. In allen Zeitungen wurde darüber berichtet. Es war vor fünf Jahren, und ich war noch nicht ganz zehn Jahre alt...»

Zu jener Zeit hatte ich noch das Lehrerseminar in einem abgelegenen Bergdorf Graubündens besucht. Nichts war mir dort von diesen schrecklichen Ereignissen in Deutschland zu Ohren gekommen ...

Später vernahm ich durch Walter Kammerer von der Kristallnacht und realisierte, dass Egon dieses unheilvollste Pogrom des Dritten Reiches miterlebt hatte. Ich lese darüber: *„Am 7. November 1938 hat ein jüdischer Flüchtling, Herschel Grynspan, in Paris den Sekretär der deutschen Botschaft niedergeschossen, weil sein Vater, zusammen mit zehntausend Juden, nach Polen deportiert worden war. Das schlimmste Pogrom Deutschlands, die Kristallnacht – so genannt wegen der glitzernden Scherben, die alle Strassen der deutschen Städte bedeckten war die Folge. 7'500 Geschäfte und 171 Wohnhäuser wurden geplündert und zerstört, 267 Synagogen in Brand gesteckt, 76 davon vollständig zerstört. 30'000 Juden wurden festgenommen. Die Zahl der Getöteten liegt nicht fest.. .“*

Bei der Niederschrift von Egons Erlebnisbericht – es ist sein Schwanengesang: Sechs Monate später starb er einen grausamen Tod – wurde mir auf einmal bewusst, dass er am Morgen auf dem Schulweg war, als er von den Ausschreitungen überrascht wurde. Die Ausschreitungen hatten aber in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 stattgefunden. Etwas schien mir da nicht zu stimmen. Ich las im Buch von William Shirer, ‚Aufstieg und Fall des Dritten Reiches‘, folgendes dazu: *«Nachts um 1 Uhr 20 (am 9. November) ging ein dringendes Fernschreiben an alle Stellen der Staatspolizei und des Sicherheitsdienstes mit der Anweisung, zusammen mit den Partei- und SS-Führern die Demonstration zu besprechen.»* Und weiter: *«Laut Geheimerbericht von Major Walter Buch gab Dr. Goebbels am Abend des 9. Novembers Anweisung, im Laufe der Nacht ‚spontane Kundgebungen zu organisieren und durchzuführen.‘* Der Befehl war klar: Jüdische Geschäfte waren zu zerstören, Synagogen in Brand zu setzen.

Dass die Verfolgungen bis in den Morgen des 10. Novembers andauern konnten, ist weiter nicht verwunderlich...

41. Ein Ausflug mit Holzschuhen

Das Problem mit den Holzschuhen war gelöst: Aus allen möglichen Stoffresten hatten Frau Marimon, Frau Nadal und Frau Palau geschickt kleine Hausschuhe angefertigt. Mit diesen Stoffschuhen versehen – die Kinder waren bis dahin noch meist barfuss im Schloss herumgelaufen – konnten die ‚Mickys‘ in die Holzschuhe hineinschlüpfen, die so beim Gehen nicht mehr einschnitten und auch keine Schmerzen mehr verursachten.

Wir waren jetzt wieder öfters unterwegs. Meist klapperten wir auf der geteerten Route Departemental Pailhès zu oder in umgekehrter Richtung nach Montégut. Einmal wagten wir uns auf einen Feldweg und gelangten zu einem einsamen Hof, den wir noch nie zuvor entdeckt hatten. Kein Hund bellte. Still und verlassen lag der Hof da. Wir beschlossen, ihn näher anzuschauen, und gingen frisch und frech darauf zu. Guy und René waren die Vordersten – wie immer –, André und François, die beiden unzertrennlichen Brüder, folgten. Dann kamen in langer Zottelreihe weit auseinandergezogen die anderen Kinder, zuhinterst Rose. Sie war immer die Letzte. Sie musste alle paar Schritte stehenbleiben und etwas betrachten, einen grossen Käfer, ein Blümchen, einen besonderen Stein oder sonst etwas. Ich ging in der Mitte meines Völkchens und unterhielt mich mit Friedel und Peggy. Ich dachte an nichts Böses – da ertönte vor uns plötzlich ein Riesengeschrei. René gestikulierte und tat wie wild: «Ich versinke! Ich versinke! Kommen Sie, Monsieur Steiger!»

Ich wollte hinlaufen – René und Guy standen schon vor den Stallungen –, doch ich blieb im Dreck und Schlamm stecken, da es die Tage zuvor stark geregnet hatte. Die beiden Knaben riefen immer verzweifelter um Hilfe. Ich schlüpfte rasch aus den Holzschuhen, zog die Socken aus – und wie ich dann endlich ankam, steckten sie schon bis zu den Knien im Schlamm und sanken ständig tiefer. Es war beängstigend! Auch ich versank schnell; ich musste mich also beeilen! Ich packte René, riss ihn mit letzter Kraft

ohne seine Holzschuhe aus dem schwarzen Morast heraus und trug ihn zur nahen Wiese. Dann befreite ich Guy ebenso aus seiner misslichen Lage – aber auch seine Holzschuhe waren dabei verlorengegangen.

Kaum atmete ich auf, erschöpft von meiner Anstrengung, fing André und François an zu schreien. Sie hatten meiner Rettungsaktion gespannt und schadenfroh lachend zugeschaut und dabei gar nicht bemerkt, dass auch sie langsam untergingen!

Ich rettete auch sie – doch nicht die Holzschuhe, die augenblicklich vom Morast verschlungen wurden. Während des ganzen Dramas amüsierten sich die Mädchen, Friedel, Peggy, Pierrette, Marinette und alle anderen, aufs köstlichste: Sie konnten sich kaum halten vor Lachen! Zum Schluss lachten wir alle und klapperten vergnügt und um eine Erfahrung reicher heimwärts – allerdings: Vier Knaben klapperten nicht mehr!

Vom Hof her hatte sich während der ganzen Zeit keine Menschenseele gezeigt.

42. Der Überfall: Die Kinder von Schloss La Hille werden verhaftet und abtransportiert

Auf unseren unbeschwerten Spaziergängen merkten wir nichts vom Krieg und von den tragischen Ereignissen, die sich rings um das Schloss abspielten. Wir waren von allem abgeschnitten und lebten wie auf einer kleinen Insel. Auf unseren Wanderungen durch die friedliche Landschaft mit den stillen, unberührten Wiesen trafen wir nie irgend jemand an. Wir waren immer allein für uns – wie in einem von der Welt abgeschiedenen, schönen Naturpark. Doch dieser traumhafte Friede täuschte; unsichtbar waren in den nahen Wäldern die Leute des Widerstands versteckt, meist junge Männer, die vor den Deutschen in den ‚Maquis‘ ge-

flüchtet waren, um der Folter der SS oder der Zwangsarbeit in deutschen Fabriken zu entgehen. Sie fristeten ein kümmerliches Leben in Angst und Not und sahen einem schrecklichen Winter entgegen. Sie waren vogelfrei und jedermann ausgeliefert, der sie gegen hohe Belohnung den Deutschen verraten wollte.

Friedlich und unheimlich ruhig waren auch die Nächte im Schloss – abgesehen vom Motorengebrumm der Bomber, die Deutschland zustrebten.

Nach dem Pflegen im Krankenraum traf ich gewöhnlich Walter Kammerer in der ‚Grande Classe‘ hinter seinen Büchern, die Blechkanne mit dem Wasser neben sich. Ich spitzte die Griffel und Farbstümpfe meiner Schüler und setzte mich dann, während wir uns unterhielten, auf den Tisch Walter gegenüber. Ich wusste ja noch so wenig vom Schloss La Hille und seinen Kindern! Eines dieser Gespräche mit Walter ist mir besonders in Erinnerung geblieben:

«Wie still und friedlich die Nächte sind!» stellte ich fest. «Wenn man es nicht wüsste, würde man es nie glauben, dass wir mitten in einem schrecklichen Krieg stecken.»

«Stimmt», antwortete Walter. «Aber eben, man weiss es, und wir Juden wissen es besonders gut, weil wir fliehen und unsere Eltern und unsere Heimat verlassen mussten. Schon vier Jahre sind wir auf der Flucht. Die Gefahr, in der wir leben, spüren wir dauernd wie einen immerwährenden Schmerz. Nicht so vor einem Jahr: Da wädhnten wir uns hier in der freien, unbesetzten Zone Frankreichs sicher. In diesem weit abgelegenen Schloss fühlten wir uns geborgen. Nicht im Traum hätten wir je daran gedacht, dass uns die Gendarmen hier eines Tages holen könnten. Völlig unerwartet, zu einer unmöglichen Zeit, waren sie aber plötzlich da.

Es war im August des letzten Jahres. Um vier Uhr morgens umzingelten zehn oder mehr Gendarmen das Schloss... Irgendein Angstgefühl hatte mich geweckt. Ich war aufgestanden. Im Dämmerchein sah ich sie vorrücken: Mit dem Revolver in der Hand – wie wenn es gegolten hätte, Verbrecher einzufangen – drangen sie von allen Seiten ins Schloss ein und stürmten die Schafsäle

und Schlafzimmer, wo die ‚Mickys‘, die ‚Mittleren‘ und die ‚Grossen‘ schreckerfüllt in ihren Betten sassen. Die Szenen der Verzweiflung in den Schlafsälen sehe ich noch heute vor mir, als wenn es gestern gewesen wäre! Die Mädchen heulten, einige schrien, aber auch die Jungens waren völlig ausser sich. Die Gendarmen liessen uns kaum Zeit, um uns anzuziehen und das Nötigste zusammenzuraffen. Nach dem Appell im Hof – wir waren 45 Kinder – führten sie uns in geschlossener Kolonne hinunter zur Lèze, wo auf der Landstrasse ein Autobus stand. Die kleinen Kinder liessen sie zurück.

Ja, das schlimmste Unglück, das uns treffen konnte, war wie ein todbringendes Unwetter über uns hereingebrochen. Wir hielten uns alle für verloren!»

Ich war erschüttert von Walters Bericht. Nach einer Weile fragte ich ihn: «Warum hieltet ihr euch für verloren? Es waren ja keine Deutschen, die euch holten, und die Franzosen sind doch lange nicht so gefährlich wie die Gestapo...»

«Das würde ich nicht sagen», antwortete er. «Wir wissen, dass die französische Polizei alle Ausländer und alle Juden aufgreift, sie verhaftet und in französische Lager bringt: nach Gurs, nach St. Cyprien oder nach Rivesaltes... Wir wurden ins ‚Camp du Vernet‘ gebracht – das ist nicht weit von hier. Von den Lagern kommen die Juden dann nach Drancy bei Paris, wo sie von den Deutschen übernommen, gesammelt und anschliessend in die Konzentrationslager abgeschoben und deportiert werden. Und das bedeutet den Tod...»

«Wisst ihr denn etwas über die Konzentrationslager?»

«Ich glaube schon. Wahrscheinlich sind es Todeslager. Eine ganze Anzahl von uns, Egon und auch andere, haben in Deutschland am 9. November 1938 die Kristallnacht erlebt. Sie haben gesehen, wie Häuser und Synagogen angezündet, wie Juden geschlagen und verhaftet wurden. Es gab einige Tausend Verhaftungen... In den Zeitungen wurden die Juden als minderwertige Menschen, als Übeltäter dargestellt, vor denen man sich hüten müsse. Es sei die Aufgabe Deutschlands, sich von diesem Übel zu

befreien. Und wie befreien sich die Deutschen von den Juden? Sie deportieren sie. Und dann, was tun sie mit ihnen? – Für uns im Schloss bedeutet die Deportation den sicheren Tod. Mit dem Überfall der Gendarmen waren wir drauf und dran, deportiert zu werden. Wir kamen alle, wie ich schon sagte, ins ‚Camp du Vernet‘...»

Bis es Zeit war, meine Sorgenkinder zu wecken, erzählte Walter vom Schreckenstag des 26. August und wie die Kinder von Schloss La Hille schliesslich durch ein unglaubliches Wunder, ganz unerwartet, befreit wurden. Doch lesen wir, was Edith Goldapper in ihrem Tagebuch darüber berichtet:

Ediths Tagebuch (zweiter Teil)

«Es ist der 26. August 1942, vier Uhr früh. Unser Zimmer ist in Unruhe. Wir wissen nicht, was los ist, aber wir hören unten im Hof Stimmen. Inge, Ilse und ich blicken zum Fenster hinaus, und zu unserem Schrecken sehen wir Gendarmen. Uns wird es immer besser. Blitzschnell ziehen wir unsere Kleider an. In demselben Moment kommt auch schon Mademoiselle Näf mit Gendarmen in das Zimmer. So wie wir sind, samt Kleidern und Schuhen, springen wir in unsere Betten, um nicht Verdacht schöpfen zu lassen, dass wir flüchten wollen. Da sagt Fräulein Näf auch schon, dass alle ‚Grossen‘ sich anziehen müssen und sofort ihre Sachen packen sollen. Sogleich stürzen wir uns auf den Speicher (immer unter Begleitung eines Gendarmen). Auf jeden Fall herrscht eine furchtbare Panik. Auf der Chaussée steht schon ein Autobus speziell für uns bereit. In aller Eile nehmen wir etwas zu uns: Milch und Cakes. Obwohl uns die Kehle zugeschnürt ist – aber schliesslich muss man ja etwas im Magen haben.

Dann stellen wir uns mit unserem Gepäck im Hof auf. Sogleich kommt auch schon ein Gendarm und untersucht unsere Koffer, ob nicht im äussersten rechten Winkel etwa eine Schere, ein Messer oder etwas anderes versteckt ist. Nachdem dies beendet ist, werden wir zum Autobus geführt. Den Abschied werde ich nie vergessen, es ist zu schrecklich, daran zu denken. Fräulein Näf ist wie gebrochen. Im Autobus erfahren wir erst, dass wir in das

‚Camp du Vernet‘ gebracht werden. Gegen elf Uhr vormittags kommen wir dort an. Da werden wir einzeln auf die Kommandatur gerufen und müssen tausend Listen ausfüllen, und zum guten Schluss werden wir ausgezogen und untersucht, ob wir nicht etwa falsche Papiere oder so was bei uns haben.

Nach all diesen Prozeduren gelangen wir doch heil in unsere Baracke. Es sind immer zwei Betten übereinandergestellt. Inge und ich liegen oben, unter uns sind Frieda und Ilse. Neben den Betten befindet sich ein kleiner Tisch nebst zwei Bänken. Unser Barackenchef händigt uns zwei mehr oder weniger warme Decken und eine Ménageschale aus. Unmittelbar danach wird eine kräftige, dicke Suppe ausgeteilt. Nach dieser guten Mahlzeit richten wir es uns sehr häuslich ein. Mittlerweile kommen immer neue Transporte an. Es ist ein schreckliches Bild. Während der Nacht bleibt das Licht in der Baracke angezündet. Diese erste Nacht habe ich gar nicht gut verbracht. Das Lager ist ziemlich hart. Am Morgen ist schon ganz früh ‚Appell‘. Dann bekommt man eine Tasse schwarzen Kaffee und 325 Gramm Brot. Während des Vormittags engagieren wir uns, um Kartoffeln zu schälen: So vergeht der Tag schneller. Natürlich ist Werner der Koch. Überhaupt: La Hille ist sehr bekannt im Lager. Durch unsere roten Kittel heben wir uns besonders gut ab. Aber auch durch unser fröhliches Aussehen! Immer haben wir ein Lächeln auf den Lippen, und dies heitert die armen Menschen auf.

Zum Mittagessen wird uns wieder eine gute Suppe mit zwei Kartoffelhälften aufgetischt, ausserdem noch viel Obst. Also davon gibt es in Massen: Trauben, Pfirsiche, Birnen... Dann gehen wir wieder in die Küche und schneiden Zwiebeln für das Abendbrot. Als Bevorzugte der Küche bekommen wir natürlich auch warmes Wasser, und so können wir uns jeden Tag gut waschen. Während des Nachmittags ist natürlich wieder Appell. Gegen sechs Uhr Abendbrot: Suppe und Obst. Dann geht man auf den ‚Vernet Korso‘: Sämtliche zweihundert Internierten unseres Hofes gehen spazieren. Auch wir machen mit und unterhalten uns gut. Wir denken viele Male ans Schloss zurück. Oft singen wir auch – das heitert auch alle anderen ein bisschen auf. (...)

Heute ist der zweite Tag. Wir sind überglücklich: Fräulein Näf ist gekommen. Wir lassen sie nicht einen Augenblick allein; auch die anderen Personen umzingeln sie stets. Auf jeden Fall fühlen wir uns nun geschützter. (...)

Nun sind wir schon eine halbe Woche hier. Ans Freikommen denken wir schon gar nicht mehr. (...)

Der 1. September. Der Kommandant tritt in die Baracke ein. Seine Stimme donnert: ‚In einer halben Stunde müsst ihr alle für den Abtransport bereit sein. Packt eure Koffer!‘ Uns allen wird es schlecht; uns überfällt ein Schmerz in Kopf, Hals, Magen und Beinen. Wir fühlen uns schwach. Es herrscht sozusagen Panik. Nun also: Das, was wir im Stillen immer dachten – eine Deportation gegen Osten – ist nun Tatsache geworden.

Es ist zu furchtbar. In diesem Moment kommt Fräulein Näf herein. Sie sagt, wir sollen doch mit der Packerei aufhören und den andern helfen. Wir würden nicht deportiert werden. Natürlich glauben wir das nicht und meinen, es wäre nur ein leerer Wahn von Fräulein Näf. Aber nachdem sie energisch wird, glauben wir doch daran und helfen den anderen. Tatsächlich, nach einer halben Stunde erscheint der Kommandant wieder. Diesmal klingt seine Stimme wie ein Todesurteil, als er die Namen aufruft: Kohn, Katzenstein... Uns überrieselt es eiskalt. Wir helfen den Aufgerufenen, die Koffer hinauszutragen. Gegen Mittag ist das ganze ‚îlot‘ (der Block) mit Ausnahme von uns und einigen anderen Fällen geräumt. So einen Anblick habe ich in meinem ganzen 17jährigen Leben noch nicht gesehen. Diese armen, unglücklichen Menschen freuen sich noch, dass wir freigelassen werden, und sie selbst kommen doch ins Ungewisse. Mein Gott, das ist hart! Ich glaube, es gibt keine menschliche Gerechtigkeit mehr! Unseren ganzen Proviant haben wir den Deportierten mitgegeben. So haben wir den ganzen Tag über nichts zu uns genommen. Aber wir haben ja auch gar keine Lust zum Essen. Die Kehle ist uns zusammengeschnürt. (...)

Am selben Tag kommen Herr Dubois (der Leiter des ‚Croix Rouge Suisse, Secours aux enfants‘ in Toulouse) und Fräulein Kasser (eine Mitarbeiterin an der Rue du Taur in Toulouse) zu uns. Sie bringen uns die Glücksbotschaft, dass wir am 2. September nach La Hille zurückfahren können. Wir sind restlos selig. Am Abend kommt noch Herr Lyrer ins Lager (er war während dieser schlimmen Zeit gerade in der Schweiz und ist in Windeseile wieder nach La Hille gekommen). Er bringt uns Konfitüre. Nachdem Herr Lyrer wieder fort ist, geben wir noch ein kleines Abschiedsfest. Ein Topf Konfitüre wird den Barackenchefs geschenkt. Kurt spielt auf der Mundharmonika (Kurt Moser, Edith Mosers Bruder, wurde später an der spanischen Grenze zusammen mit Charles Blumenfeld, Werner Eppstein und Fritz Wertheimer verhaftet und deportiert). Auf jeden Fall machen wir es sehr lustig. Am nächsten Morgen um zehn Uhr nehmen wir langsam von den Leuten im Camp Abschied. Die Barackenchefs sind untröstlich. Sie weinen andauernd, dass sie uns verlieren sollen. Natürlich sind sie froh, uns in Sicherheit zu wissen, aber bei ihnen wird es nun immer stiller werden.

So traurig wir ins Camp hineinfahren, so glücklich gehen wir jetzt hinaus. Mit der Bahn fahren wir nun alle geschlossen nach St. Jean de Verges. Hier empfangen uns ‚Louison‘ und Roger mit dem Pferdewagen, die unser Gepäck nehmen. Ferner ist Monsieur Boubilar, der Gemüsemann, gekommen. Er bringt uns im Auto nach La Hille. (...)

Unsere Befreiung haben wir nur dem ‚Secours Suisse‘ zu verdanken, und ich glaube kaum, dass wir das jemals in unserem Leben zurückgeben können, was man für uns getan hat und noch immer tut. So feine Menschen kann man heutzutage suchen.

Unterwegs kommen uns schon die Kinder und Herr Lyrer entgegen. Aber ich kann mich in La Hille nicht so schnell eingewöhnen. Irgend etwas hat sich in mir verändert. Ich fühle mich ganz anders als vorher, und es dauert eine schöne Weile, bis ich mich wieder an das Heimleben gewöhnen kann.

Wir ‚Grossen‘ halten alle wunderbar zusammen. Ich glaube,

einer würde für den anderen durchs Feuer gehen. Wir sind richtig gute Kameraden (aber nichts desto weniger steht die Moral auf einer sehr hohen Stufe. (...))

Langsam zieht der Herbst ins Land. Oktober. November. Bald ist mein Geburtstag da. Aber plötzlich – wirsteilen ‚Radio Toulouse‘ an – hören wir, dass die Deutschen heute, am 11. November 1942, in Frankreich einmarschiert sind. Wir wissen ausnahmslos, was das zu bedeuten hat, und sind auch dementsprechend aufgelegt! Ich weiss nicht, wieso es dazu kommt, aber plötzlich herrscht Panik, und wir alle wollen flüchten. In Eile werden unsere Koffer gepackt, und wir sind reisefertig. In diesem Trubel habe ich morgen, den 12. November, Geburtstag.

Es ist wirklich nett von Inge und all den andern, dass sie noch daran denken, mir etwas Liebes zu meinem 18. Geburtstag zu schenken. Mademoiselle Näf meint, wir sollen uns doch nicht so aufregen und unsere Sachen wieder auspacken. Es wäre zwecklos. Uns würde schon nichts passieren, obwohl man von den Judendeportationen weiterhin hört. (...)

Der Winter ist gekommen. Aber es ist gar nicht kalt. Irma Seelenfreund, Cilly Stückler, Inge und ich bekommen Küchendienst. Es ist wirklich ein grossartiger Dienst. Ausserdem ist Werner Epstein noch drinnen. Wir lachen andauernd, aber trotzdem geht die Arbeit munter fort. (...)

So sind wir am 21. Dezember 1942 angelangt. Heute sind es gerade vier Jahre, dass ich von zu Hause fort bin. Aber heute ist noch etwas ganz anderes: Wir hören, dass wir sehr bald vor einer Judendeportation stehen, und so entschliessen sich einige, noch in dieser Nacht das Feld zu räumen. Inge Schragenheim, meine Freundin, und Leo Lewin gehen heute fort. Sie wollen in die Schweiz. Der Abschied ist furchtbar. Wenn man so bedenkt: zwei junge Menschen gehen ganz allein in die Welt hinaus – da man doch unruhig. Am nächsten Tag gehen Luzian Wolfgang und Norbert Stückler der spanischen Grenze entgegen. Und so

geht es Tag für Tag, immer jemand anderes. Aber jetzt rücken uns auch die Gendarmen auf den Pelz. Andauernd holen sie Auskünfte ein über den einen oder anderen. (...)

Dieses Jahr, zur Weihnachtszeit, ist es nicht so schön wie das letzte Mal. Es ist wahr: Walter, Heinz und ich geben ein Konzert (ich spiele mit Walter vierhändig die Glöckchensymphonie von Haydn – für gewöhnlich spiele ich immer mit Heinz). Die Direktion versucht auch, alles so schön wie möglich zu gestalten. Aber mit den halben Gedanken verweilen wir doch bei denen, die jetzt über die Grenze gehen. (...)

Im Januar erfahren wir, dass einige unserer Freunde gut in der Schweiz eingetroffen sind: Hans Garfunkei, Regina Rosenblatt, Else Rosenblatt, Jacques Roth, Peter Salz, Margot Kern, Ruth Klono-ver, Ilse Wulf, Leo Lewin, Lotte Nussbaum und Almuth Königshöfer. In Spanien sind die folgenden La Hiller eingetroffen: Lucian Wolfgang, Norbert Stückler, Herr und Frau Frank sowie Inge Berlin (Egons Schwester).

Das ist wirklich eine wahre Freude! Einige sind zwar geschnappt worden, aber sie sind auch wieder glücklich hier gelandet. Leider sind drei den Deutschen ausgeliefert worden: Delà Hochberger, Inge Helft und Manfred Vos (Henris Bruder). Das ist ein schreckliches Missgeschick. Erst kommen sie nach Drancy. Jetzt sind sie weiter-verschickt worden. Wir wissen aber nicht, wohin. Wir leben in einer sehr ängstlich-bedrückten Stimmung.»

43. Das Wunder der Befreiung der 45 Kinder von Schloss La Hille

Rösli Näf, die Directrice, eine sehr energische Person, die wie Fräulein Groth einige Jahre bei Albert Schweitzer in Lambarene (Afrika) verbracht hatte, war durch die Blitzaktion der französischen Polizei und den Abtransport der fünfundvierzig Kinder ausser sich geraten. Sie lief nach Montégut zur Post und telefonierte nach Toulouse. Sie teilte Maurice Dubois verzweifelt mit, was geschehen war. Herr Dubois versprach, alles zur Rettung der Kinder zu unternehmen, verlangte aber eine Liste mit den Namen aller ins ‚Camp du Vernet‘ Überführten. Fräulein Näf eilte ins Schloss zurück, suchte die Namen der abgeholt Knaben und Mädchen zusammen und teilte sie – wieder in Montégut – Herrn Dubois mit. Herr Dubois verlor keine Sekunde und setzte sich am frühen Nachmittag schon in den Zug nach Vichy. Spät abends kam er dort an.

Anderntags begab er sich zur Schweizer Botschaft. Leider war der Botschafter, Herr W. Stucky, abwesend. Sein Sekretär, ‚Le Secrétaire de l'Ambassade‘, empfing ihn und half ihm weiter. Er führte ihn zu einer einflussreichen, hochgestellten Persönlichkeit, dem ‚Secrétaire général du Ministère de l'Intérieur‘, der kraft seines Amtes Verhaftungen rückgängig machen konnte. Herr Dubois konnte, nachdem er sich als ‚Direktor des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe‘ vorgestellt hatte, eine längere Unterredung mit ihm haben. Er sprach von den dreitausend kriegsgeschädigten französischen Kindern, die zur Erholung in der Schweiz weilten und von Schweizer Familien gepflegt wurden. Dann kam er auf weitere kriegsgeschädigte Kinder in Frankreich zu sprechen, die das Schweizerische Rote Kreuz in mehreren Heimen, in den ‚Colonies Suisses de la Croix Rouge‘, betreute.

«Was wollen Sie mit diesen Aussagen andeuten?» fragte daraufhin der wichtige Mann, den Herr Dubois glücklicherweise treffen konnte.

«Justement», antwortete Herr Dubois, «ein grosses Unglück ist geschehen. Und deshalb bin ich von Toulouse hierher nach Vichy gefahren. Sehen Sie: Bei Toulouse führen wir die Schweizer Rotkreuzkolonie La Hille mit ungefähr hundert Kindern. Gestern morgen nun, um vier Uhr, erschien die französische Polizei, verhaftete fünfundvierzig Kinder und brachte sie zur Deportation ins ‚Camp du Vernet‘ bei Pamiers.» Er wies die Liste mit den fünfundvierzig Namen vor und fuhr fort: «Es ist ein unverantwortlicher Übergriff der französischen Polizei, den sich das Schweizerische Rote Kreuz nicht gefallen lassen kann. Mit diesem Übergriff ist der Aufenthalt der französischen Kinder in der Schweiz in Frage gestellt. Meine Frau ist vorsorglicherweise gleich in die Schweiz nach Bern gereist, um unsere Regierung darüber zu orientieren.»

Das traf den Secrétaire du Ministère de l'Intérieur' wie ein Schlag. Er entschuldigte sich und erklärte, dass diese Aktion der Gendarmerie Nationale auf einem Missverständnis beruhen müsse. Er würde diese ganze Angelegenheit sofort in Ordnung bringen und die Freilassung der Kinder in die Wege leiten.

Er schrieb sogleich die entsprechende Anordnung an die Leitung des ‚Camp du Vernet‘ und fügte dem Schreiben mit dem eindrucksvollen ministeriellen Briefkopf die Liste der freizugebenden Kinder bei. Unterschrift und Stempel taten das Übrige, und Herr Dubois hielt den wertvollsten Brief seines Lebens in den Händen...

Es war eine Sternstunde für Herrn Dubois! Mit dieser Unterredung rettete er fünfundvierzig Kinder vor dem sicheren Tod.

Während Herr Dubois in Vichy war, reiste Frau Dubois zur Schweizer Regierung nach Bern. Sie wandte sich, so schnell es ihr möglich war, an den Bundesrat und machte ihn auf die Todesgefahr aufmerksam, in der die Kinder von Schloss La Hille, der Schweizer Rotkreuzkolonie in den Pyrenäen, schwebten. Sie sprach von der am 26. August im Schloss La Hille erfolgten Verhaftung von fünfundvierzig Kindern und deren Überführung ins ‚Camp du Vernet‘ zwecks Deportation in die Vernichtungslager in Deutschland. Sie sprach von ihrem Mann, der nach Vichy gereist

war, um dort die dem Schweizerischen Roten Kreuz unterstellten Kinder wieder freizubekommen. Mit Vehemenz beantragte sie, dass allen gefährdeten jüdischen Kindern des ‚Secours Suisse‘ die Einreise in die Schweiz zu bewilligen sei. Und nachdem sie durch ihren Mann von der Freilassung der im ‚Camp du Vernet‘ internierten Kinder erfahren hatte, verlangte sie vom Bundesrat dringend die Einreiseerlaubnis für diese sich immer noch in tödlicher Gefahr befindenden jüdischen Kinder. Doch ihre Bitte fand kein Gehör.

Auf meine Anfrage hin schrieb mir Herr Alfred A. Häsler, der Autor des Buches ‚Das Boot ist voll‘, folgende Ergänzung und Erklärung zu diesem merkwürdigen Verhalten der Schweizer Politiker:

«Auf Beschluss des Bundesrates war am 13. August 1942 die Schweizer Grenze hermetisch geschlossen worden, obwohl in einem Bericht der Eidgenössischen Polizeidivision Ende Juli erklärt worden war, Rückweisungen seien kaum mehr zu verantworten, da man über die Art und Weise der Deportationen und die grässlichen Zustände in den Judenbezirken des Ostens zuverlässig Bescheid wisse. Nachdem Hilfswerke, Politiker, die Presse und Kulturschaffende Alarm geschlagen hatten, wurde die Grenze vorübergehend wieder geöffnet. An der Landsgemeinde der (Jungen Kirche) Ende August 1942 in Zürich-Oerlikon sprach Bundesrat Eduard von Steiger das verhängnisvolle Wort vom (kleinen Rettungsboot) Schweiz, das bereits voll sei. Pfarrer Walter Lüthi dagegen nannte die schweizerische Flüchtlingspolitik (lieblos, heuchlerisch und undankbare

In der Septembersession des Nationalrates sprach ein prominenter Parlamentarier vom (Sacro egoismo), vom heiligen nationalen Egoismus, während der Liberale Albert Oeri fragte: (Müssen wir grausam sein, sozusagen grausam auf Vorrat?) Während die Bundes- und die meisten kantonalen Behörden eine abweisende Flüchtlingspolitik praktizierten, setzten sich bekannte Politiker, Pfarrer, Presseleute, Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler für die Weiterführung der humanitären Tradition der

Schweiz ein. Auch das Schweizervolk zeigte im November 1942 – man wusste nicht, wie lange der Krieg noch dauern und wer ihn schliesslich geioinnen würde – anlässlich einer Sammlung zugunsten der Verfolgten eine offene Hand, indem es fünf Millionen Franken spendete, mehr als fünfzehn Millionen Franken nach heutigem Geldwert. Auch nahmen viele einfache Menschen illegal eingereiste Flüchtlinge auf und versteckten sie, um sie vor der Ausschaffung zu bewahren.

Kaum war jedoch der (humanitäre Sturm' wieder etwas abgeflaut, wurden die Grenzen erneut geschlossen. Denn nach wie vor galt: (Flüchtlinge nur aus Rassegründen, zum Beispiel Juden, sind keine politischen Flüchtlinge', was soviel hiess wie: Sie sind zurückzuweisen oder wieder über die Grenze zu stellen. Der über Jahrhunderte geübte Antisemitismus der Eidgenossenschaft – seit 1349 war die Schweiz praktisch (judenfrei' – bestimmte, neben der Angst vor der (Liberfremdung', zu einem nicht geringen Teil die Flüchtlingspolitik, was in Dokumenten der Polizeiabteilung Ausdruck fand.»

Dr. theol. Alfred Häsler.

Leider gab es keinen einzigen Bundesrat, der ein Herz hatte und für diese fünfundvierzig Kinder eingetreten wäre. Wehte möglicherweise von Deutschland her ein Wind von Antisemitismus herüber bis nach Bern? Es ist fast anzunehmen.

44. Das Verhängnis der Fünfergruppe

Schade, dass Edith in ihrem Tagebuch nicht näher auf die überstürzte Flucht so vieler Kinder vom Schloss La Hille eingeht! Ich versuche diese Lücke zu schliessen.

Hans Garfunkei machte sich ganz allein auf den Weg. Das war klug! Er schaffte es: Ohne Schwierigkeiten legte er die tausend

Kilometer zur Schweizer Grenze zurück. Auch der illegale Grenzübertritt glückte ihm. Er schickte einen begeisterten Brief ins Schloss.

Alle anderen Jungen und Mädchen, die Edith in ihrem Tagebuch erwähnt, flohen in Gruppen. Die grösste – eine Fünfergruppe – wurde im Wald von St. Cergues an der Schweizer Grenze erwischt. Das war eine Katastrophe, die auch für das Schloss tragische Folgen hatte.

Doch bevor ich Edith darüber berichten lasse, erzähle ich diese Tragödie, die selbst nach mehr als einem Jahr noch alle zurückgebliebenen ‚Grossen‘ beschäftigte, ausführlich.

Am 21. Dezember 1942 zogen sie los: Inge Helft, Inge Joseph, Walter Strauss, Manfred Vos und Adele Hochberger. Sie konnten den Autobus in Pailhès nicht benutzen. Die Haltestelle befand sich ja direkt vor der Gendarmerie Nationale. Sie mussten – wie Anne-Marie später – den Weg über die Berge nach St. Jean de Verges, zwischen Foix und Pamiers, einschlagen. Auf leisen Sohlen verliessen sie nach Mitternacht mit ihren Rucksäcken das Schloss, um gerade rechtzeitig in St. Jean de Verges den 5-Uhr-Morgenzug zu erreichen.

Ehe Walter Strauss nach seiner Rückkehr ins Schloss vom Schicksal ereilt wurde, erzählte er bis in alle Einzelheiten die ganze Fluchtgeschichte seiner unglücklichen Fünfergruppe:

Die Fahrt nach Toulouse und von dort nach Lyon und Annemasse verlief problemlos. Die Züge waren überfüllt, die Couloirs verstopft und eine Kontrolle deshalb unmöglich. Einzig die Bahnhöfe in Toulouse, Lyon und Annemasse waren gefährlich, denn da standen die Deutschen und liessen einem das Blut in den Adern erstarren. Die Gruppe kam aber wohlbehalten in Annemasse bei der Schweizer Grenze an – und dort begannen die eigentlichen Schwierigkeiten.

Wie konnte man unauffällig, ungesehen und ohne angehalten oder verhaftet zu werden an die schwer bewachte Grenze gelangen, wo es doch von Deutschen und Franzosen auf der einen und von Schweizern auf der anderen Seite nur so wimmelte?

(Zweimal war ich selbst gezwungen, ohne die nötigen Papiere –

schwarz – in die Schweiz zurückzukehren; einmal bei Genf und einmal bei Basel. Ich muss gestehen, dass ich noch nie etwas Aufregenderes unternommen hatte! Mein Herz hämmerte bei diesen illegalen Grenzübertritten so gewaltig, dass ich zeitweise glaubte, ohnmächtig umzufallen.)

Den fünf ‚Grossen‘ war am Bahnhof in Annemasse schrecklich zumute. Sie waren dem ‚gelobten Land‘, der Rettung, so nahe! Sie fühlten nicht nur, sie wussten, dass es um Leben oder Tod ging.

Geplant war, bei St. Cergues, einem kleinen Dorf, die Grenze zu überschreiten. Alle ‚Grossen‘ wählten diese Strecke und gingen dort über die Grenze, weil sich in St. Cergues eine Schweizer Kolonie befand. Diese Kolonie war ein grosser Rückhalt: Bei einer eventuellen Kontrolle konnte man immer in aller Ruhe angeben, dass man sich auf dem Weg zu diesem Rotkreuz-Heim befinde. Ob unsere Fünf dort vorgesprochen haben, weiss ich aber nicht. Es mag sein, dass sie nicht aufgenommen wurden, weil sie zu fünf kamen und weil das für die Kolonie zu riskant, aber generell auch nicht erlaubt gewesen wäre. Viel wahrscheinlicher ist aber, dass sie fatalerweise – aus unbekanntem Gründen – die Kolonie gar nicht aufsuchten. Nur so lässt es sich erklären, dass sie einen verhängnisvollen Weg einschlugen und ihrem Unglück, ihrem Tod, entgegenliefen. In der Kolonie in St. Cergues hätte man ihnen, wie anderen vor ihnen auch, die einzuschlagende Route genau beschrieben. Ohne diese Erklärung jedoch waren sie verloren...

Wie durch ein Wunder gelangten die fünf ‚Grossen‘ immerhin ungeschoren in den Grenzwald von St. Cergues. In diesem schönen, friedvollen Wald glaubten sie sich in Sicherheit und atmeten auf. Dann aber packte sie wieder die Angst. Es wurde ihnen bewusst, dass jeden Moment von irgendeiner Seite her eine Patrouille auftauchen konnte. Doch wenn sie weitergingen, dann riskierten sie, den Deutschen oder den Franzosen direkt in die Arme zu laufen!

Was tun? Wo war die Grenze? Sie waren verwirrt, zuckten beim leisesten Geräusch zusammen. Jeder Schritt ins Innere des Waldes, jede Bewegung ins Ungewisse kam ihnen vor wie ein Schritt in den Abgrund. In ihrem überreizten Zustand grinste

ihnen ringsum der Tod entgegen, überall sahen sie auf sich gerichtete Gewehrmündungen... Inge Helft, ein kleines, blondes, hilflos anmutendes Mädchen, erst siebzehnjährig, weinte verzweifelt.

Alle hockten sie eng beisammen in einem Gebüsch am Waldrand. Die Rucksäcke und Taschen hatten sie neben sich gelegt. Einzig Walter Strauss stand. Er war der Grösste und Kräftigste von allen, ein Jahr älter als Inge Helft. Er hielt Wache und schaute sich dauernd nach allen Seiten um. Niemand durfte sprechen. Es herrschte Totenstille. Man hörte keinen Vogel – nur das leise Schluchzen von Inge. Ahnte sie wohl, dass sie dem Tod entgegenging? Neben ihr kauerte Manfred Vos, still in sich versunken – fühlte er schon die Präsenz des furchtbaren Schicksals, dem er nicht entinnen konnte?

Walter wurde ungeduldig. «So können wir hier nicht ewig sitzen bleiben», erklärte er mit gedämpfter Stimme.

«Zu fünft gehe ich nicht weiter, keinen Schritt. Das wäre der reinste Wahnsinn», meinte Inge Joseph entschieden. Es tönte so laut unter den Bäumen, dass alle zusammenfuhren. Inge war ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen, wenig jünger als Walter.

Eine Weile herrschte wieder Stille, dann machte sich ein Geräusch bemerkbar. Erschreckt horchten alle angespannt hin. Es war aber nichts, vielleicht ein Hase...

«Ich halte es hier nicht mehr aus!» ertönte darauf wieder Walters verhaltene Stimme. «Ich lasse den Rucksack hier. Ich suche den richtigen Weg zur Grenze. Habe ich ihn, so hole ich euch. Wenn ich in zwei Stunden nicht zurück bin, hat's mich erwischt. Dann geht allein weiter!» So – wörtlich überliefert – sprach Walter und ging fort. Er folgte einem kleinen Fussweg und stand unvermittelt vor einem Zollhaus. Es gab kein Zurück mehr: Ein Zöllner hatte ihn gesehen und winkte ihn zu sich. Er legte die Finger auf die Lippen und sagte leise: «Silence! Les allemands sont dans la maison. Vous avez de la chance de tomber sur moi! Suivez-moi!» («Still! Die Deutschen sind im Haus. Sie haben Glück, mich zu treffen. Folgen Sie mir!»)

Der Grenzwächter brachte Walter nach Annemasse und übergab

ihn der Polizei. In einem Schnellverfahren wurde er – wegen versuchtem, illegalem Grenzübertritt – zu den üblichen vierzehn Tagen Haft verurteilt und ins Gefängnis von Annemasse überführt.

Im Wald von St. Cergues warteten indessen Inge Helft, Inge Joseph, Adele Hochberger und Manfred Vos auf Walter Strauss, doch der kam und kam nicht. Nach gut drei Stunden – es war allmählich Abend geworden – brachen sie auf. Unglücklicherweise trafen sie auf denselben Pfad, dem schon Walter gefolgt war. Sie gingen schnurstracks ihrem Verderben entgegen. Plötzlich befanden sie sich beim Zollhaus, wie Walter einige Stunden zuvor. Nur: Jetzt war kein Franzose mehr dort. Die Deutschen standen in ihren schneidigen Uniformen da und nahmen die Kinder in Gewahrsam, bevor diese auch nur einen Moment lang an Flucht denken konnten.

Was sie über Jahre hinweg in schrecklichen Tag- und Nachtträumen befürchtet und erlebt hatten, war grausame Wirklichkeit geworden... In Annemasse wurden sie der Gestapo übergeben. Sie wurden verhört und mit dem Tode bedroht, falls sie nicht aussagen würden. Sie sagten aus und verrieten das Schloss und seine Kinder... Es war furchtbar. Inge Joseph schrie plötzlich auf: «Ich muss aufs WC!» Sie wurde zur Toilette gebracht, verriegelte die Tür und sprang zum Fenster in einen Hof hinaus, von wo sie irgendwie auf die Strasse gelangte. Völlig von Sinnen, «wie eine Wahnsinnige», lief sie durch die Strassen von Annemasse. Gendarmen hielten sie an und nahmen sie mit auf die Polizeiwache. Inge erklärte ihnen, was geschehen war; dass die Gestapo sie verhaftet und dass sie sich nur mit knapper Not gerettet habe... Sie gab ihren falschen Namen an und wies ihre falschen Papiere vor. Fast alle ‚Grossen‘ von Schloss La Hille hatten ja gefälschte Ausweise. Dann erzählte sie ihr vorbereitetes Märchen über ihre Herkunft und Anwesenheit in Annemasse, bis sie plötzlich unterbrochen und mit der Frage konfrontiert wurde:

«Connaissez-vous Walter Strauss?» – «Kennen Sie Walter Strauss?»

Inge war so perplex, dass es ihr den Atem verschlug. An Walter hatte sie gar nicht mehr gedacht! Sie bejahte die Frage nach eini-

gern Zögern und musste nun mit der Wahrheit herausrücken. Die Gendarmen waren orientiert, hatten sie doch einige Stunden zuvor bereits Walter verhört. Inge wurde, wie Walter Strauss, wegen des ‚Versuchs illegalen Grenzübertritts‘ zu vierzehn Tagen Haft verurteilt. Sie wurde ins Gefängnis von Annemasse gebracht – überglücklich, den Deutschen und dem sicheren Tod entronnen zu sein! In der Zelle bekam sie aber einen Weinkrampf. Sie hatte gesehen, wie Manfred Vos zusammengeschlagen wurde, und diese Bilder stiegen wieder in ihr hoch.

Einmal durfte sie Walter sehen. Ihr Besuch war eine Riesenüberraschung für ihn! Das hätte er sich nicht träumen lassen: ein Wiedersehen im Gefängnis! Nach vierzehn Tagen wurden beide gleichzeitig entlassen. Eine Warnung wurde ihnen mitgegeben: «Versucht auf keinen Fall nochmals einen illegalen Grenzübertritt; es würde euch teuer zu stehen kommen: Wir stecken euch ins Gefängnis, die Deutschen deportieren euch – was soviel bedeutet wie den Tod –, und die Schweizer wollen keine Juden und schicken euch zurück!»

Walter liess sich beeindrucken. Er hatte genug von diesen hoffnungslosen Fluchtversuchen in die Schweiz. Er beschloss, zu seinen Freunden und Kameraden zurückzukehren. Bei ihnen glaubte er noch am ehesten in Sicherheit zu sein. Er konnte nicht ahnen, dass die Gestapo in Annemasse die Gendarmerie Nationale in Pailhès in Alarmzustand versetzt hatte. So fuhr er den langen, riskanten Weg zum Schloss La Hille zurück, das für ihn zur tödlichen Mausefalle werden sollte.

Inge Joseph entschied sich anders. Sie wagte einen zweiten Versuch, heil über die Grenze zu kommen – und schaffte es auch! Jenseits der Grenze wurde sie jedoch von Soldaten der Schweizer Armee aufgegriffen. (Die Zöllner allein waren dem Ansturm von Flüchtlingen längst nicht mehr gewachsen, weshalb der Bundesrat zusätzlich Soldaten aufbot.) Bevor man Inge nach Frankreich und somit in höchste Gefahr zurückspedierte, erhielt sie noch eine Suppe. Sie ass sie nicht, sondern warf sie in ihrer Verzweiflung einem Offizier an den Kopf. Das war ein Skandal! Inge wurde unverzüglich an die Grenze gestellt.

Ob der sie begleitende Soldat Mitleid mit ihr hatte und sie unterwegs zur Grenze laufenliess, oder ob ihr nach der Rückweisung ein neuer Grenzübertritt glückte, ist nicht bekannt. Jedenfalls brachte die Post einige Wochen nach Weihnachten eine Ansichtskarte aus Zürich ins Schloss – mit herzlichen Grüssen von Inge Joseph.

Die Tatsache aber, dass es unzähligen, von tausend Ängsten getetzten Frauen, Männern und Kindern ebenso erging wie ihr, dass sie unbarmherzig zurückgewiesen und den Henkern in die Arme getrieben wurden, ist eine Tragödie gewaltigen Ausmasses und bleibt bis heute eines der dunkelsten Kapitel in der Schweizer Geschichte.

Wie ist das unmenschliche Verhalten der Schweizer Grenzschutz zu erklären? Ich zitiere aus dem Buch ‚Das Boot ist voll‘ von Alfred A. Häsler, Seite 90: *«Am 13. August 1942 liess Dr. Heinrich Rothmund auf Grund des Bundesratsbeschlusses vom 4. August 1942 die Grenze vollständig schliessen.»* Das war es also!

Doch nicht genug damit! Diesem Beschluss folgte noch eine Erklärung, die zusätzlich schlimme Folgen für die jüdischen Flüchtlinge hatte. Ich zitiere weiter aus dem Buch von Alfred A. Häsler, Seite 90: *«In dem vertraulichen Kreisschreiben (von Dr. Rothmund) an die Polizeidirektionen der Kantone und der kantonalen Polizeikommandos stand der verhängnisvolle Satz: (Flüchtlinge nur aus Rassegründen, zum Beispiel Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge)»* Juden waren demzufolge keine politischen Flüchtlinge – und nur politische Flüchtlinge hatten eine Chance, in die Schweiz eingelassen zu werden.

Und auch damit nicht genug! Um die Juden zwecks Rückweisung an der Grenze besser und schneller erfassen zu können, mussten sie einen ‚J-Stempel‘ im Pass haben. Um diesen Stempel durchzusetzen, fuhr Dr. Rothmund eigens nach Berlin...

Der folgenschwere Beschluss des Bundesrates – die Schliessung der Schweizer Grenze und die ominöse, diskriminierende Erklärung an die Polizeiorgane – blieb lange geheim. Auch im Schloss wurden darüber bloss Vermutungen angestellt. Als diese Entscheidung später bekannt wurden, lösten sie in der Schweizer Presse

und bei der Bevölkerung einen wahren Sturm der Entrüstung aus – mit dem Erfolg, dass die Bestimmungen gelockert wurden.

Walter kehrte ins Schloss zurück. Die böse Erfahrung an der Schweizer Grenze und der Aufenthalt im Gefängnis von Annemasse hatten ihn gezeichnet. Die Tragödie der Fünfergruppe war lange Tagesgespräch. Die voraussehbare Deportation von Inge Helft, Adele Hochberger und Manfred Vos beschäftigte alle sehr, und über Wochen hinweg herrschte eine gedrückte Stimmung.

Langsam wurden die Tage wieder länger, und die Sonne schien wärmer. Die Zeit verging im Alltag rasch und brachte scheinbares Vergessen. Unter den ‚Grossen‘ griff Sorglosigkeit um sich. Nichts Alarmierendes geschah: Seit bald zwei Monaten hatten sich keine Gendarmen mehr gezeigt. Niemand dachte mehr an Flucht – schon gar nicht in die Schweiz! Die sonst gut funktionierende Überwachung der Zufahrtsstrasse zum Schloss wurde vernachlässigt. Auch Walter Strauss wiegte sich in Sicherheit und lebte in der grossen Familie der Kinder von Schloss La Hille langsam wieder auf. Er arbeitete viel und machte sich überall im Haus und im Garten nützlich.

Er war gerade daran, im Hof Holz für die Küche zu spalten, als sie kamen... In einem Wagen brauste das Überfallkommando durchs Eingangstor. Im Nu wimmelte es überall von Gendarmen. Für Walter Strauss war die Falle zugeklappt...

Ediths Tagebuch (dritter Teil)

So wie Edith Goldapper in ihrem Tagebuch über die Flucht vieler La Hiller nichts Näheres erzählt, so berichtet sie auch von diesem Überfall der Polizei und dem folgeschweren Appell nur ganz kurz. Sie schreibt:

«Am 23. Februar 1943 sind wir vollkommen erledigt. Zur Abwechslung kommen wieder die Gendarmen. Diesmal der Adjutant nebst Brigadier und noch verschiedene andere. Wir finden, dass etwas nicht in Ordnung ist. Tatsächlich werden wir zum Appell gerufen. Der Brigadier liest die Namen von Manfred Kammerer, Heinz Brünell, Herrn Schlesinger, Berthold Elkan und Walter

Strauss von einer Liste ab. Sie müssen ihre Sachen packen. Ein riesiger Polizeiwagen ist da, um sie ins ‚Camp du Vernet‘ zu bringen. Ist das nun eine Bestürzung! Wir wissen: Wenn die einmal fort sind, werden wir sie niemals wiedersehen. Die Tränen fliessen nur so. Frau Schlesinger ist vollkommen in Tränen aufgelöst. (...)

Vom ‚Camp du Vernet‘ werden sie nach Gurs verschickt, wo sie Emil Dortort, Norbert Winter und Herrn Elias antreffen. Und bald danach werden Herr Schlesinger, Walter, Berthold, Emil und Norbert nach Drancy, in das berüchtigte und gefürchtete Aufanglager der Deutschen bei Paris, verschickt. Heinz und Manfred kommen ins Schloss zurück. Hier im Schloss ist man jetzt sehr aufgeregt. Wachen werden von uns aufgestellt, und immer, wenn man Gendarmen in unserer Nähe erblickt, wird sofort ‚Kurzschluss!‘ gebrüllt, und plötzlich sind alle ‚Grossen‘ wie vom Erdboden verschwunden. Das klappt alles wunderbar.»

Es folgt die ausführliche Beschreibung des denkwürdigen Appells, der für mehrere Kinder von Schloss La Hille den Tod bedeutete.

45. Der Appell

Was sich im folgenden abspielte, wurde mir von Eugen Lyrer geschildert.

Walter Strauss wurde umgehend verhaftet. Er hatte kaum Zeit, die Axt wegzulegen. Der Brigadier begab sich stracks zur Hofglocke und läutete Sturm. Alle, gross und klein, hatten zum Appell anzutreten. Es entstand ein unglaubliches Durcheinander. Alles lief, schrie und gestikulierte. Schliesslich war eine ansehnliche Schar Kinder beieinander, doch nur wenige ‚Grosse‘ – die meisten hatten noch Zeit gehabt, sich zu verstecken.

Der Brigadier stieg auf den erhöhten Dolendeckel der Zisterne

vor der Küche. Nicht im geringsten beirrt von der allgemeinen Aufregung nahm er eine Liste zur Hand und begann mit dem Appell. «Walter Strauss!» schrie er. Walter meldete sich. Man hatte ihn ja bereits in Gewahrsam genommen. Der Brigadier fuhr fort und brüllte: «Inge Joseph!» Inges Karte aus der Schweiz war eben erst eingetroffen.

Der Gendarm wiederholte: «Inge Joseph!» Schweigen. Alle waren gespannt, was nun passieren würde. Es geschah aber nichts.

Der Brigadier las weitere Namen von seiner Liste ab. Nach jedem Namen machte er eine Pause und blickte in die Runde. «Peter Salz!» – «Hans Garfunkei!» – «Ruth Klonover!» – «Ilse Wulf!» – Stille. Niemand meldete sich. Jetzt wurde es dem Brigadier zu bunt: «Où sont-ils?» – «Wo sind sie?» schrie er.

«Sie sind alle fort!» antwortete Eugen. «Wir konnten sie doch nicht anbinden.»

«Ils se sont cachés!» – «Sie haben sich versteckt! Wir werden das Haus durchsuchen!» Der Brigadier war jetzt wütend. Er rief seine Leute bis auf zwei, die den Hof bewachen mussten, zusammen und verschwand mit ihnen im Schloss.

«Ich hatte keine Angst», meinte Eugen beim Erzählen. «Unser Versteck konnten sie nicht finden!»

Nach längerer Zeit erschien die ganze Gesellschaft wieder im Hof. Sie hatten niemanden gefunden. Der Zwiebelkeller war unauffindbar! Alle atmeten auf. Der Brigadier stieg auf seinen Platz zurück, und der Appell nahm seinen Fortgang. Der Mann hatte wieder seine Liste bei sich und las mit lauter Stimme weitere Namen herunter, diesmal mit mehr Glück. «Manfred Kammerer!» – «Berthold Elkan!» – «Heinz Brünell!»

Alle drei meldeten sich. Es war ihnen nicht mehr möglich gewesen zu verschwinden. Manfred und Berthold wurden beim Wassertragen überrascht, Heinz im Hof. Der Brigadier war zufrieden. Manfred, Berthold und Heinz sahen ihr Schicksal besiegelt.

Der Brigadier war noch nicht am Ende: «Monsieur Schlesinger!» rief er, und noch einmal: «Monsieur Schlesinger!»

Niemand meldete sich. Es war jetzt totenstill im Hof. Alle hatten Herrn Schlesinger gern, alle wussten, dass er sich versteckt hielt,

aber nicht mit den ‚Grossen‘ – er hatte sein eigenes Versteck. Nur Frau Schlesinger kannte es. Alle harrten der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich ertönte ein Schrei: «Nein!» Das war zuviel. Eugen erzählte, dass er seinen Augen nicht traute: Frau Schlesinger erschien mit ihrem Mann!

Was war geschehen? – Ich berichtete früher schon davon: Die Gendarmen hatten auf schamlose Weise Frau Schlesingers Gutgläubigkeit ausgenützt und ihr etwas von Problemen mit den Rationierungs- und Tabakkarten vorgegaukelt. Ausserdem logen sie ihr vor, dass ihr Mann in kurzer Zeit zurückkehren würde...

Herr Schlesinger wurde verhaftet wie die anderen auch – und jetzt fing Frau Schlesinger an zu schreien, überwältigt von der plötzlichen Einsicht in ihren Irrtum. Sie schrie, dass es allen durch Mark und Bein ging.

Der Brigadier stieg von seinem erhöhten Platz herunter und gab das Zeichen zum Aufbruch. Seine Opfer wurden in den Überfallwagen verfrachtet. Es war schrecklich anzusehen. Alle ‚Grossen‘ weinten mit Frau Schlesinger, und auch die sonst so wilden und unbändigen ‚Mittleren‘ blickten verstört dem Auto nach, das langsam durch das Eingangstor verschwand.

46. Fräulein Näf geht weg

Auf Schloss La Hille standen nun noch weitere Wechsel an. Ich zitiere wiederum aus Edith Goldappers Tagebuch (vierter Teil):

«Madame Frank senior ist jetzt auch fortgegangen. Ich glaube, es ist besser, dass die Familie Frank nicht mehr hier ist – es gäbe bestimmt sonst noch viele Streitereien.

Von Inge haben wir regelmässig immer gute Post. Ach, auch sie ist zu bedauern: Schon vier Tage war sie in der Schweiz und ist doch wieder zurückgeschickt worden! Nun hat sie einen jungen

Mann gefunden, mit dem sie in Nizza lebt. Es geht ihr anscheinend sehr gut. Ich hätte viel lieber, sie wäre hier.

Langsam kommen wir dem Frühling entgegen. Fräulein Näf findet, dass alle Jungens über achtzehn Jahren von hier fort müssen, um bei Bauern zu arbeiten. Fünfzig Prozent sind damit zufrieden, fünfzig Prozent sind unzufrieden. Und so kommt es dann, bevor man sich versieht, dass die ‚RESTAURATION PAY-SAN NE‘ schon Plätze für die Jungens findet und sie bald dorthin hingehen können. Als erste gehen Werner Eppstein, Edgar Chaim und Charles Blumenfeld, darauf Kurt Moser und Fritz Wertheimer.

Hier im Schloss wird es leer. Ausserdem bekommen wir einen Brief von Inge, worin sie schreibt, dass sie und ihr Freund verhaftet worden seien. Ich bin blass vor Schreck. Herr Lyrer setzt sich sofort in den Zug nach Nizza und fährt zu ihr.

Herr Lyrer erreicht, dass Inge wieder herkommen kann. Ich weiss nicht, wie wir das je ein bisschen gutmachen können.

Ach, wie froh bin ich: Heute am 17. April 1943 ist Inge mit Herrn Lyrer angekommen. Für sie ist es sicher nicht so leicht, wieder hier im Schloss zu sein. Sie ist etwas anderes gewöhnt. Aber das ist doch die beste Lösung für sie.

Heute sind Charles und Edgar zu Besuch gekommen. Ausserdem ist gerade Ostern. Wir freuen uns alle enorm. So sieht man, dass wir immer noch fest aneinander gewöhnt sind, und ich glaube, dass sich dieses Band nicht so schnell lösen wird. (...)

Wir sind im Wonnemonat Mai. Im Schloss wird gemunkelt, dass Fräulein Näf uns für immer verlassen wird. Es stimmt mich richtiggehend traurig, dass ich sie nicht mehr sehen soll. Auch wenn sie öfters ihre Launen hat, ist sie trotzdem sehr gut in der Kolonie.

Hnterdessen hat uns auch Ilse Brünell verlassen. Sie arbeitet bei Madame Authier in Foix. Wieder eine weniger.

Tatsächlich ist es wahr. Fräulein Näf wird uns verlassen. Heute ist schon eine andere Mademoiselle gekommen.

Es ist der 7. Mai 1943. Fräulein Piguet, Fräulein Näf und Walter Kammerer fahren nach St. Girons. Auch er wird uns für immer verlassen. Schade, jetzt werden wir niemals mehr sein herrliches Klavierspiel hören. (Ich mache ihm noch keine Konkurrenz!) Um sieben Uhr abends kommt Fräulein Piguet wieder mit Walter! Er konnte nirgends mehr untergebracht werden, und Fräulein Näf wird nicht mehr in die Kolonie zurückkehren, jetzt ist es endgültig so. Ihre Sachen werden morgen nachgeschickt.»

Wegen ihres grossen, beispielhaften Einsatzes für die fünfundvierzig Kinder, die so überraschend abgeholt und ins ‚Camp du Ver-net‘ gebracht worden waren, hatte Fräulein Näf auf Weisung aus Bern tatsächlich das Schloss zu verlassen und in die Schweiz zurückzukehren. Das Schweizerische Rote Kreuz war unbeugsam: Man hatte sich ganz den Deutschen und ihren Wünschen unterzuordnen, so wie es auch die Vichy-Regierung sklavisch tat, die allen Instanzen und Institutionen sowie allen Abteilungen der Polizeibehörde entsprechende Verordnungen zukommen liess. Die französische Regierung in Vichy war von den Deutschen eingesetzt worden; Général Pétain und Regierungschef Laval waren völlig Deutschlandhörig.

Fräulein Näf mochte Walter Kammerer nicht. Dass sie den schwächlichen, kranken Pianisten in seiner Sonderstellung im Schloss als Drückeberger und Simulanten ansah, ist weiter nicht verwunderlich: Sie glaubte nicht an seine Krankheit. Er war aber, wie sich später herausstellte, schwer tuberkulös. Sie schikanierte Walter bewusst oder unbewusst, wo sie nur konnte. Er sang mir öfters ein trauriges Lied davon...

Fräulein Näf war eine schmale, zielbewusste Person mit kleinen, scharfen, stahlgrauen Augen, die äussersten Gehorsam verlangten.

Bevor sie das Schloss und seine Kinder verliess, fasste sie einen seltsamen Entschluss. Es ist anzunehmen, dass sie in erster Linie gedachte, Walter vor dem Zugriff der Gendarmen von Pailhès zu schützen. Es ist auch möglich, dass sie ihrer Nachfolgerin, Fräulein

Tännler, Schwierigkeiten mit dem ihrer Meinung nach so eigensinnigen Musiker ersparen wollte. Sei dem, wie es wolle: Es muss noch andere Beweggründe gegeben haben. Jedenfalls beschloss Fräulein Näf, den Klavierspieler kurzerhand in einer psychiatrischen Klinik unterzubringen.

Gemäss Ediths Tagebuch verliess sie mit Walter das Schloss am frühen Morgen des 7. Mai 1943 in Begleitung von Anne-Marie Piguet. Von Pailhès brachte der Autobus die drei nach Mas d'Azil, und ein anderer Bus fuhr sie nach St. Girons. Dort meldeten sie sich im ‚Hôpital psychiatrique‘.

Nach einer kurzen Besprechung mit Fräulein Näf holte der Chefarzt und Leiter der Klinik Walter Kammerer im Wartezimmer ab und führte ihn in sein Sprechzimmer. Er war erstaunt, keinen Geisteskranken, sondern einen völlig normalen jungen Mann vorzufinden. Der Arzt schien die Absicht Fräulein Näfs, Walter in der Anstalt untertauchen zu lassen, überhaupt nicht erfasst zu haben. Vielleicht hatte ihn Fräulein Näf auch gar nicht darüber orientiert und hatte gehofft, dass Walter mehr oder weniger unbesehen aufgenommen würde... Nach einem längeren Gespräch stellte der Arzt fest, dass der empfohlene Patient völlig in Ordnung war und eine Internierung in seiner psychiatrischen Klinik verfehlt wäre (und für den feinfühligsten Musiker ausserdem verheerende Folgen nach sich ziehen würde).

«Kommt nicht in Frage, dass ich Sie hierbehalten werde!» entschied er erbost. Er empfand die ganze Angelegenheit als Zumutung und bat das erwartungsvolle Fräulein Näf wieder zu sich herein. Besonders freundlich muss er nicht mit ihr umgesprungen sein. Sie kehrte jedenfalls ordentlich ‚verdonnert‘ in den Warteraum zu Walter und Anne-Marie zurück.

«Ich komme nicht mehr ins Schloss», sagte sie darauf schroff und trennte sich alsbald ohne Abschied von ihnen. Anne-Marie kehrte mit Walter allein ins Schloss zurück.

Fräulein Näf und Fräulein Groth waren Zivildienstleute. Beide weilten mehrere Jahre im Urwaldspital in Lambarene bei Albert Schweitzer. Sie waren im Umgang mit Kranken sehr routiniert und hatten sich allgemein sehr verdient gemacht. Beide Frauen

waren voll unermüdlicher Schaffenskraft, und selbstloser Einsatz war ihnen zur zweiten Natur geworden. Idealere Rotkreuz-Mitarbeiterinnen konnte man sich nicht vorstellen! Sie hatten die Fähigkeit, überall helfend einzuspringen – wie damals die Retter der Verwundeten in Solferino. Nur: Für Kinder waren sie eigentlich nicht geschult und auch nicht zuständig.

Als Leiterinnen der so schwer zu führenden Rotkreuzkolonie La Hille mit den vielen kriegsgeschädigten Kindern und den jüdischen, von der Polizei gesuchten Jugendlichen waren sie wohl ziemlich überfordert und konnten Fehler beim besten Willen nicht vermeiden.

Es bleibt die Frage, ob die harte Schule im Urwaldspital bei Albert Schweitzer Fräulein Näf und Fräulein Groth nicht entscheidend beeinflusst hat. Das autoritäre Vorbild des berühmten Arztes, der an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte und von seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern den totalen Einsatz erwartete, musste sich auf unsere beiden Leiterinnen ausgewirkt haben. Möglicherweise war dies die Ursache ihrer harten, scheinbar fast herzlosen Autorität und ihrer aufopfernden Arbeitsleistung.

Fräulein Näf und Fräulein Groth waren vom Roten Kreuz in die schwierige Situation im Schloss La Hille hineingestellt und mit der Leitung der Kolonie betraut worden. Sie selbst hatten sich für diese Arbeit nicht beworben, nahmen aber als einsatzbereite Zivildienstleute den Auftrag an. Es ist leicht verständlich, dass sie das in eine Art Notlage brachte. Die Aufgaben einer Directrice im Schloss bestanden in einer kaum zu bewältigenden Arbeit. Zum Pensum gehörte der Einkauf im dreissig Kilometer entfernten Pamiers, das ‚Ravitaillement‘ – das komplizierte Kleben von Hunderten von Lebensmittelmarken –, die Betreuung des Personals und der Kinder und vieles andere mehr. Die beiden Schwestern von Lambarene gaben in ihrer oft verzweifelten Lage ihr Bestes. Fehler in erzieherischen und anderen Belangen dürfen ihnen nicht angelastet werden – schon eher dem Roten Kreuz! Man muss auch berücksichtigen, dass beide Leiterinnen in einer Druck-Situation standen: Jede Art illegalen Tuns war strengstens verboten. Das engte den Spielraum natürlich empfindlich ein...

47. Inge Schragenheim, die Freundin von Edith Goldapper

Edith erwähnte Inge oft in ihrem Tagebuch. Es ist an der Zeit, dass ich jetzt ein kurzes Kapitel über sie schreibe und sie dem Leser bekannt mache.

Bald nach der Kristallnacht, 1939, verliess Inge, vierzehnjährig, ihr Elternhaus in Köln. Wie die meisten Mädchen der ‚Grossen‘ kam sie nach einem längeren Aufenthalt im ‚Home Général Bernheim‘ in Brüssel über Seyre bei Toulouse ins Schloss La Hille.

Von der allgemeinen Panik im Dezember 1942, als ganz Frankreich besetzt wurde, wurde auch sie ergriffen. Sie packte ihren Koffer und verliess mit Leo Lewin (wie bereits einige Gruppen vor ihnen) das Schloss in der Hoffnung, ungeschoren über die Schweizer Grenze zu kommen.

Bei der Schweizer Rotkreuzkolonie St. Cergues hatten sie beim schwarzen Grenzübertritt mehr Glück als die unselige Fünfergruppe. Sie brachten die zwei Grenzzäune unentdeckt hinter sich und wurden erst auf dem Weg nach Genf von einer Patrouille der Schweizer Grenztruppen gefasst und ins Auffanglager ‚Claparède‘ in Genf gebracht.

Nach langen Untersuchungen und Verhören wurde entschieden, dass Leo, weil er noch keine achtzehn Jahre alt war, in der Schweiz bleiben durfte. (Es gab immer neue Bestimmungen. Längere Zeit wurden gar keine Kinder aufgenommen, später dann wenigstens Kinder und Jugendliche bis sechzehn Jahre.) Inge dagegen wurde nach einem viertägigen Aufenthalt in der Schweiz wieder nach Frankreich abgeschoben. Sie war ein Jahr älter als Leo. Mit ihr wurde noch ein Flüchtling, auch ein Jude, nach Frankreich zurückgeschickt. Er nannte sich Pierre, und Inge befreundete sich mit ihm. Sie fuhren zusammen an die Côte d'Azur und hofften, bei Ventimiglia die italienische Grenze überschreiten zu können. In Nizza aber blieben sie hängen. Bei einer Razzia

wurde Pierre von den Deutschen aufgegriffen und – wahrscheinlich bei einem Fluchtversuch – erschossen.

Inge ihrerseits lief der französischen Polizei in die Arme und wurde ins Gefängnis gesteckt: Sie hatte gefälschte Papiere bei sich. Es wurde ihr aber erlaubt, Freunden zu schreiben. Sie sandte Eugen Lyrer einen Brief, und der fuhr sogleich nach Nizza, um sie zu besuchen. Innert vierzehn Tagen fuhr Eugen dreimal nach Nizza! Schliesslich bekam er Inge dank einer Bezahlung von 300 Francs frei und konnte mit ihr ins Schloss zurückkehren.

Ediths Tagebuch (fünfter Teil)

«Heute sind es gerade zwei Jahre, dass Fräulein Näf nach Seyre kam. Ja, so vergeht die Zeit. Rasend schnell, und viel hat sich während dieser zwei Jahre ereignet. Ich glaube, die Jahre 1942 und 1943 sind die schlimmsten, die ich je durchgemacht habe. Ich hoffe stark, dass meine Zukunft rosiger aussehen wird! (...)

Rikon, 31. Dezember 1943: Wie ich mir vorgenommen habe, will ich mein kleines Buch weiterschreiben. Diesmal setze ich es aber nicht in La Hille fort, sondern – in der Schweiz! Jawohl, ich muss noch vieles nachtragen.

Wir sind also im Mai 1943, und Fräulein Näf hat uns verlassen. Fräulein Tännler übernimmt ihre Stelle als Directrice, und Fräulein Anne-Marie macht die Einkäufe. Für uns geht das Lehen weiter, nach wie vor. Aber draussen in der Welt sieht es traurig aus. Es gibt immer noch Juden- und Franzosen-Deportationen. Charles, Werner, Edgar und auch Addi Nussbaum wollen nach Spanien. Auch Kurt Moser.

Die nächste Zeit ist sehr geheimnisvoll. Es wird an allen Ecken getuschelt, denn die Jungens kommen oft zu uns auf Besuch, und dann wird alles besprochen. Der Tag der Abreise wird auch schon bestimmt, genauso wie der Ort, wo sie sich treffen werden. Selbst unser Pedant Addi will mit. Aber noch im letzten Augenblick ziehen Edgar und Addi ihr Wort zurück und bleiben hier. (Sie wussten damals noch nicht, welches Glück sie dabei hatten!)

Am 24. Juni erfahren wir eine schreckliche Nachricht. Unser lieber Fritz Wertheimer und unser lieber Kurt Moser sind unterwegs arretiert worden, und wer weiss, wo sie hingeführt werden. (Ich werde noch von ihnen berichten: Beide wurden deportiert und von den Deutschen umgebracht.) Von Charles und Werner sind wir überzeugt, dass sie gut in Spanien angekommen sind.

Es ist der 22. Juli. Furchtbar ist es, ganz schrecklich! Auch Charles Blumenfeld und Werner Eppstein sind bei der Grenzüberschreitung verhaftet worden. Noch eine letzte Karte erhalten wir von Werner, die er aus dem Waggonfenster der Eisenbahn geworfen hat. Vier nette Kameraden sind nun auch dort, wo viele unserer Glaubensgenossen hingeführt worden sind. Aber ich hoffe immer noch, dass wir sie eines Tages wiedersehen werden, denn sie sind jung und können vieles aushalten. (Diese tragische, missglückte Flucht nach Spanien habe ich bereits in einem früheren Kapitel geschildert.)

Die Zeit steht nicht, die Tage gehen schnell vorwärts, und kaum dreht man sich um, ist der Herbst da.

September. Man hört wieder von Judendeportationen. Uns ergreift wieder panische Angst, von den Deutschen abgeholt zu werden. Deswegen wird unser schöner Zwiebelkeller wieder aufgemacht. Tatsächlich kommen unsere (lieben Freunde' eines Tages, um uns einen Besuch abzustatten. Unter anderem fragen sie, ob Manfred Kammerer, Heinz Storosum, Heinz Brünell und Addi Nussbaum noch im Heim wären. Wir finden gleich etwas Verdächtiges dabei, und die Jungens verstecken sich im Zwiebelkeller. Ich arbeite im Büro, da höre ich die Gendarmen im Haus. Sie sind wieder gekommen und wollen die vier Jungens holen. Fräulein Tännler erklärt ihnen, dass sie keine Ahnung habe, wo die Bur-schen seien, und es doch sehr verständlich sei, wenn sie davongelaufen sind. Denn vor den Gendarmen habe ja jeder Angst... Auch zu uns kommt der Adjutant. Natürlich hat Herr Lyrer auch keine Ahnung, wo sie sind. Ich arbeite fieberhaft an meinem Kas-sabuch, um nicht vor Lachen herauszuplatzen. Es ist zwar eine traurige Situation, aber doch so komisch in diesem Moment.

Noch die ganze nächste Zeit wird unser Schloss Tag und Nacht beivacht. Ein Auskneifen wäre also unmöglich. Es herrscht eine sehr unangenehme Stimmung im Heim, und täglich haben wir Angst, dass auch wir, die Übriggebliebenen, noch abgeholt werden. Ach, es ist ein schreckliches Leben, sich immer vor einer Deportation fürchten zu müssen!

Unterdessen hören wir, dass Ruedi Oelbaum, der doch bei Herrn Roubichou arbeitet, abgeholt worden ist und nun wahrscheinlich im ‚Camp de Vernet‘ weilt. Sofort wird Madame Authier, die Polizeibeamtin in Foix, darüber in Kenntnis gesetzt, dass Ruedi noch keine siebzehn Jahre alt ist und daher freikommen muss. Einige Tage später kommt Ruedi wie durch ein Wunder aufs Schloss zurück. Er konnte ganz knapp vor einer Deportation entlassen werden. Gott sei Dank ging auch diesmal alles gut. Unterdessen sind unsere Kameraden im Zwiebelkeller weiterhin gut aufgehoben.

Fräulein Tännler hat sehr viel zu tun, wie auch Fräulein Anne-Marie. Den ganzen Tag laufen sie herum, um geeignete Plätze für die Jungens zu finden. Auch Herr Lyrer ist sehr beschäftigt.

Mittlerweile haben wir einen neuen Lehrer aus der Schweiz bekommen: Herrn Sebastian Steiger. Er ist noch sehr jung... Da jetzt sehr viele kleine französische und spanische Kinder bei uns sind, hat man viel Personal nötig.

Nun hat uns heute auch die kleine Betty Schütz verlassen. Sie wird versuchen, in die Schweiz zu gelangen. Herr Lyrer wird sie bis an die Grenze begleiten.

Heute ist ein sehr aufregender Tag. Fräulein Tännler bestimmt Inge und mich, abends um zehn Uhr Wache zu stehen, weil um diese Zeit die vier Jungens, für die man geeignete Plätze gefunden hat, das Schloss verlassen wollen. Uns ist dabei nicht sehr wohl in der Haut, aber es ist ja unsere Pflicht, unseren Kameraden diesen kleinen Gefallen zu tun.

Nun ist Herr Lyrer immer viel fort. Heinz Storosum hat viel Arbeit. Er ist der grosse Geiger vom Schloss! Nun hören wir, dass es Heinz Brünell, Ilses Bruder, bei einem Bauern in Pau gut getroffen hat, und Heinz Storosum befindet sich offenbar in einem jü-

dischen Jugendlager. Manfred Kammerer treibt sich in Toulouse oder Foix herum. Es ist furchtbar; er führt ein sehr riskantes Leben.

Unser lieber Mathematiker Addi Nussbaum ist in der Schweiz. Fräulein Anne-Marie ist ihm diesbezüglich behilflich gewesen. (Von Anne-Maries Reise in die Schweiz habe ich schon berichtet.) Sie sagt, dass sie alle ‚Grossen‘ auf diese Weise in die Schweiz bringen will.

Fräulein Tännler ist von all den Aufregungen krank geworden. Sie hat die Gelbsucht. Aus diesem Grund geht sie zu Familie Schmutz aufs ‚Tambouret‘, um sich zu erholen.

Ich spiele in der letzten Zeit viel Klavier, und zwar nehme ich Unterricht bei unserem grossen Pianisten Walter. Als Gegen dienst diktiert er mir sein philosophisches Werk, zvelches ich stenographiere und nachher auf der Maschine abschreibe. Im Büro ist jetzt immer viel zu tun, und ich darf sogar das Kassabuch führen. Diese Arbeiten machen mir besonders viel Spass, und ich lerne viel dabei.

Noch ein Lehrer ist zu uns gekommen: Herr Heinrich Kägi. Es sind ja jetzt so viele französische Kinder bei uns, da ist auch viel Personal nötig, zumal Fräulein Tännler ein Gesuch einreichte, um in die Schweiz zurückgehen zu können.

Langsam wird Fräulein Tännler wieder gesund. Bald wird sie in die Schweiz zurückfahren. Jetzt muss man sich bald nach einer neuen Directrice umschauchen. Wir alle wollen natürlich, dass Herr Lyrer unser Direktor wird, aber ich glaube, es ist bereits eine Directrice vom ‚Secours Suisse‘ gewählt worden. Wir sind natürlich nicht gerade erbaut darüber, aber wir können nichts dagegen tun.

Nun haben wir paar Übrigen keine Lust mehr, im Schloss zu bleiben. Gerti will bei einer Familie in Pamiers arbeiten gehen, Edith Moser will nach Varilhes, und Onze geht oft bei Madame Melanie arbeiten.

Das Schloss wird immer leerer werden – und Inge und ich sollen dann noch allein unter den vielen ‚Moyens‘ und ‚Mickey’s‘ bleiben? Das geht nicht!

Herr Lyrer spricht mit Inge und mit mir, ob wir Interesse hät-

ten, in die Schweiz zu gehen. Welche Frage! Ich würde hinfliegen! Inge und ich dürfen jetzt auch nicht mehr im Büro arbeiten; Fräulein Groth hat nun alle Büroarbeiten übernommen. So haben wir überhaupt keine Freude mehr, im Schloss zu sein. Wenn wir nun in die Schweiz wollen, so müssen wir uns plazieren lassen, und zu diesem Zweck schreibe ich zum letztenmal auf der Maschine: die ‚demandes‘ für Inge, dass sie zu Herrn Pick gehen kann, und für mich, damit ich in Bordes sur Arize bei einem Pfarrer Unterschlupf finde. Wenn es gutgeht, dann können wir unter Umständen in vierzehn Tagen starten. Natürlich gehen wir niemals in diese Familien, sondern sofort in die Schweiz.

Es vergehen vierzehn Tage – keine Antwort. Wir sind schon ganz verzweifelt. Auch Irma Seelenfreund soll mit uns kommen, und auch sie wartet schon sehnsüchtig auf Bescheid. Um ganz ehrlich zu sein, muss ich sagen, dass es mir lieber wäre, wenn sie nicht mitkäme. Aber wenn es gilt, dass auch sie ihr Leben retten kann, dann muss man einfach einverstanden sein.

Nun hat sich Fräulein Anne-Marie bereits mit den Führerinnen in Verbindung gesetzt, die uns in die Schweiz bringen sollen. Der Tag der Abfahrt aus La Hille soll der 27. Oktober 1943 sein.

Noch immer kommt kein Bescheid. Herr Lyrer ist bei Herrn Dubois in der Haute-Savoie auf Urlaub. Er verabschiedete sich von Inge und mir mit der bestimmten Gewissheit, dass wir – wenn er wieder ins Schloss zurückkehrt – bereits in der Schweiz seien. Ich bin fast zu 99 Prozent sicher, dass die Antworten auf unsere ‚demandes‘ nicht rechtzeitig zurück sind und wir somit auch nicht fortgelassen werden.

Morgen, am 27. Oktober, sollten wir eigentlich wegfahren, wenn wir am Freitag in Champagnole sein sollen. Wie auf Nadeln sitzen wir da. Die Antworten kommen nicht. Andauernd bestürmen Inge und ich Fräulein Anne-Marie und Fräulein Groth. Fräulein Groth aber bleibt unerbittlich; sie besteht darauf, dass wir nicht fort dürfen, denn sonst würde das Heim wieder Schwierigkeiten mit der Gendarmerie haben. Inge und ich

sind schrecklich traurig! Jetzt haben wir eine so grossartige Chance, und nun sollen wir sie so verfehlen!

Ach, es ist furchtbar. Inge und ich nehmen uns dies sehr zu Herzen. Wir haben fast Lust, uns das Leben zu nehmen. Wir sagen: Wenn wir schon nicht gehen können, dann soll wenigstens Edith Moser davon profitieren. Sofort fährt Anne-Marie Piguet mit dem Velo nach Varilhes, um Edith zu benachrichtigen. Nach ihrer Rückkehr erzählt uns Anne-Marie, dass auch Manfred Kammerer mitgefahren sei, um Edith bis an die Grenze zu begleiten.

Gewissermassen bin ich froh: So geht auf alle Fälle dieses Rendez-vous nicht verloren.

Wir haben nun wieder die ständige Angst, dass die beiden geschnappt werden. Aus Toulouse erhalten wir Post von ihnen, auch aus Lyon – aber dann ist Schluss damit. Sie schreiben nicht mehr. Walter Kammerer ist sehr aufgeregt. Andauernd erklärt er uns, dass Edith und Manfred bestimmt von den Deutschen erwischt worden seien. Auch Fräulein Anne-Marie ist furchtbar nervös. (...)

Endlich kommt ein Brief aus Champagnole: Die Führerin, Edith und Manfred schreiben, dass sie gut auf Schweizer Boden angelangt sind! Das ist nun eine grosse Freude! Beim Mittagessen springt Fräulein Anne-Marie auf und eilt zu Walter, um ihm diese Neuigkeit zu verkünden.

Natürlich sind Inge und ich sehr froh über diese Nachricht. Aber wir halten uns immer wieder vor Augen, dass auch wir beide hätten dort sein können...

Herr Lyrer kommt von seinem Urlaub zurück und findet uns beide natürlich noch im Schloss vor – so, wie ich es vorausgesagt habe!

Nun gibt es viele Diskussionen mit Fräulein Groth und Fräulein Anne-Marie, damit wir doch auch noch unser Glück versuchen können. Beeilen müssen wir uns auf jeden Fall, denn sonst würde der Schnee kommen. Unsere Sachen sind schon seit einigen Monaten gepackt, so dass wir zu jeder x-beliebigen Zeit bereit sind, um schnell zu verschwinden.

Unsere Gesuche kommen nicht zurück; wir haben bereits jeden Hoffnungsstrahl verloren und haben uns auch schon mit dem Gedanken abgefunden, dass wir im Schloss bleiben müssen.

Es ist zwar eigentlich immer so: Wenn man ständig an etwas denkt und auf etwas wartet, dann kommt es garantiert nicht; aber zufällig haben wir Glück! Heute sind die Arbeitsbewilligungen für Irma und mich eingetroffen. Für Inge noch nicht. An ein eventuelles Fortgehen denken wir nicht, es scheint uns zu unwahrscheinlich.

Heute Dienstag, den 9. November, ist Irma nach Varilhes gefahren, um dort bei einer Coiffeuse zu arbeiten.

Es ist acht Uhr abends. Ich komme gerade aus der 'dnfirmarie', wo mir Herr Steiger etwas gegen meine Erkältung gegeben hat. Fräulein Anne-Marie erblickt mich und sagt, dass ich Inge suchen solle und ihr dann sofort in ihr Zimmer hinauffolgen müsse. Ich habe ein ganz komisches Gefühl; ich weiss es mir aber nicht zu erklären.

Kurz darauf befinden Inge und ich uns bei Anne-Marie oben. Sie sagt, wir sollten uns auf alles gefasst machen und mit einer baldigen Abreise von La Hille rechnen. Sofort vermute ich, dass es sehr wahrscheinlich morgen abend sein wird. Darauf erklärt sie uns, dass die Abreise bereits heute nacht stattfinden wird. Wir sind wie vom Blitz getroffen! Das haben wir nun nicht erwartet. Jetzt ist Irma in Varilhes und kann nicht mit...

Anne-Marie erklärt uns den Weg genau und schreibt uns die wichtigsten Anhaltspunkte auf. Wir können es immer noch nicht fassen. Jetzt ist es zehn Uhr abends, und um drei Uhr sollen wir uns auf den Weg nach St. Jean de Verges machen. Wir versuchen, uns so ruhig wie möglich zu verhalten, denn es soll niemand etwas davon merken. Unsere Schlafkameradinnen allerdings wissen es, da sie sehen, wie wir unsere Sachen zusammenpacken.

Herr Lyrer ist so gütig und borgt mir seinen Rucksack, denn hätte ich diesen nicht, so wüsste ich nicht, wohin ich mit all meinen Klamotten sollte. Was ich nicht mitnehme, gebe ich in meinen Koffer ins Büro zu Fräulein Groth. Meine Bücher und die

wichtigsten Briefe kriegt Herr Lyrer zur Aufbewahrung. Alles wird in bester Ordnung zurückgelassen.

Nun rückt die Zeit heran: elf Uhr, zwölf Uhr... Inge und ich ziehen uns ganz warm an, denn draussen ist es schon beträchtlich kalt.

Zwei Uhr nachts. Wir sitzen im Salon und hören etwas Musik. Wir wollen uns zerstreuen. Bis halb ein Uhr ist Anne-Marie, die Briefe für ihre Eltern und ihre Freunde geschrieben hat, noch im Salon, und mit ihr auch noch Herr Steiger, der ein Theaterstück vorbereitet. Nun ist noch Herr Lyrer zu uns gekommen, denn er will uns noch ein Stück weit begleiten.

Halb drei Uhr nachts. Wir sind in der Küche, trinken Kaffee und essen Kekse dazu. Meine Kehle ist wie zugeschnürt, ich kann fast nichts runterkriegen. Noch ein letztes Mal die Stiegen rauf: Mantel angezogen und Rucksack aufgeschnallt. Er ist nicht leicht, aber es muss gehen.

Adieu, du schönes Schloss! So viele schöne Stunden – eine zweite Heimat hast du mir geboten. Nun verlasse ich dich. Mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich daran denke, künftig nicht mehr durch die vertrauten Zimmer zu eilen, nicht mehr in der ‚Lingerie‘ zu herrschen und die Mädels anzuschreien, damit sie fleissiger nähen und ich am Samstag Wäsche ausgeben kann...

All dies ist nun vorbei, aber das Schloss will und muss ich noch einmal sehen. Komme, was mag, aber das muss erreicht werden! (...)

Draussen ist es so hell, als ob es Tag wäre. Der Mond steht klar am Himmel. Inge geht links, Herr Lyrer in der Mitte und ich auf der rechten Seite. Keiner spricht. Unsere Gedanken sind schon weit voraus. Von der Kälte spüren wir überhaupt nichts, im Gegenteil, es wird uns immer wärmer. Noch ein letztes Mal gehen wir an der Post von Montégut vorbei. Hier befindet sich die Haltestelle des Autobusses, der mich schon öfters nach Foix geführt hat.

Jetzt steigt es: Loubains ist erreicht. Herr Lyrer ist immer noch mit uns. Bis nach St. Jean sind es noch achtzehn Kilometer, also

haben wir noch die Hälfte vor uns. Hach Loubains verlässt uns Herr Lyrer, und wir marschieren allein weiter. Noch einmal drehen wir uns um und sehen noch ganz schwach eine Silhouette – nun nichts mehr... Herr Lyrer kehrt ins Schloss zurück – und wir setzen unsern Weg in eine neue Welt fort...

Langsam werden ivir müde, und auch der Rucksack stört gewaltig. Aber uns treibt der eine Gedanke: Weiter, vorwärts! Wenn wir an Bauernhäusern vorbeikommen, gehen wir ganz leise und wenn möglich im Gras. Man muss stets auf der Hut sein! Wir haben wohl unsere gefälschten ‚Cartes d'identité‘ bei uns, aber meine ist vollkommen unbrauchbar, denn sie ist im Jahre 1942 ausgestellt worden, also auch für einen Franzosen ungültig. (Die neuen Ausweise werden ja stets für ein Jahr ausgegeben.) Inges Karte ist auch nicht einwandfrei – der Stempel ist ganz verwischt. Wir müssen also darauf hoffen, gut durchzukommen. Von jetzt an sprechen wir uns nur noch mit den Namen (Danielle Pascab und ‚Eve Germain‘ an – französisch selbstverständlich. Geboren bin ich nun also im Elsass! All diese Personalien muss ich mir gut einprägen! (...)

Endlich haben wir innert drei Stunden St. Jean de Verges erreicht. Wir setzen uns in der Nähe des Bahnhofs auf einen Stein. Es ist der 10. November 1943, sechs Uhr morgens.

Um halb sieben Uhr steigen wir in den Zug, der uns nach Toulouse bringen soll. Jetzt ist es sehr kalt, und wir frieren entsetzlich. In Toulouse kommen wir ungefähr um zehn Uhr an. Wir passen sehr genau auf, um ja keiner Kontrolle zu begegnen. Auch das geht gut ab, und wir spazieren durch die Stadt. Unser Gepäck bleibt am Bahnhof. Wir finden ein sympathisches Café und setzen uns hinein. Sofort wird eine Karte ins Schloss geschrieben. Eine heisse Tasse Kaffee wärmt unsere erfrorenen Glieder wieder.

Um acht Uhr abends geht unser Zug nach Lyon weiter. Also haben wir nachmittags noch etwas Zeit, um in ein Kino zu gehen. Für mich ist das alles so komisch, ist es doch das erste Mal, dass ich wieder in einem Kino und in einer Stadt bin. Der Film: ‚L'orsur la rue‘ ist ausgesprochen blöde, aber schliesslich doch eine Abwechslung.

Wir gehen zum Bahnhof. Dort halten wir Ausschau nach unserem Zug. Ein sehr freundlicher ‚aviateur‘, ein Flieger, erblickt uns, packt unsere Rucksäcke und verfrachtet uns in sein Coupé. Neben sich hält er uns zwei Plätze frei, und dort machen wir es uns gemütlich. Ich nehme mir vor, ununterbrochen zu schlafen: Im Falle einer Kontrolle wäre ich dann in tiefem Schlaf. Unser ‚aviateur‘ lässt uns aber nicht schlafen; er will wissen, wohin wir fahren und was wir machen. Inge übernimmt fast ausschliesslich die Konversation – ich habe keinerlei Interesse! Er bietet uns Brot und Schinken an und erzählt uns von seinem Schwarzhandel. Es ist sehr angenehm für uns, in seinem Coupé zu reisen, denn als um zwei Uhr nachts plötzlich eine Kontrolle zu uns herein will und sie den ‚aviateur‘ erblicken, erklärt er ihnen sogleich, dass bei ihm im Abteil alles in Ordnung sei. Ein Stein fällt uns vom Herzen!

Um sechs Uhr früh kommen wir in Lyon an. Es ist ziemlich kalt. Wir gehen in das Bahnhofsrestaurant und trinken Kaffee. Gegen acht Uhr gehen wir in ein anderes Café. Später will mir Inge die Stadt zeigen, da sie schon einmal da war. Aber leider ist Lyon wegen der Attentate fast überall abgeriegelt. Ich bedaure sehr, dass ich gar nichts von der Stadt profitieren kann.

Um elf Uhr abends fährt unser Zug nach Lons-le-Saunier. Gegen Mitternacht kommen wir dort an. Nun überlegen Inge und ich, was zu tun ist: Entweder im Wartesaal bleiben oder ein Hotel suchen. Wir sind uns noch nicht einig, als wir auch schon auf der Strasse stehen. Am Ausgang erhalten wir eine Erlaubnis, dass wir bis ein Uhr in den Strassen zirkulieren dürfen. Was sollen wir nun machen? Wir stehen auf offener Strasse – mit schweren Rucksäcken und in einer fremden Stadt. Kein Hotel ist aufzutreiben, und ausserdem ist es für uns auch nicht sehr ratsam, ein solches aufzusuchen.

Zu unserem Glück treffen wir einen jungen Burschen des ‚Camp de jeunesse‘, und wir fragen ihn, ob er uns eine Unterkunft verschaffen könne. Er verneint dies, sucht aber trotzdem nach einem Hotel für uns. Es ist schrecklich. Nichts ist in diesem Nest zu finden. Wir sind ganz untröstlich. Es ist gleich ein Uhr

nachts, und jeden Moment können wir von der Polizei gefasst werden: mit unseren Ausweisen!

In unserer grössten Verzweiflung finden wir einen offenen Hausflur, und dorthin – in die äusserste Ecke – verfrachtet uns der Junge. Es ist ausgerechnet das Gebäude der Polizei, was wir aber zu unserem Glück nicht vor der Frühe bemerken!

Auf den Rucksäcken machen wir es uns gemütlich, so gut es geht. Jetzt ist uns vom Gehen noch warm, aber bald spüren wir, wie es immer kälter wird und wie unsere Gliedmassen immer steifer und steifer werden. Kaum nicken wir ein wenig ein, weckt uns ein Kälteschauer wieder auf. Es ist ganz einfach furchtbar, und ich glaube kaum daran, mich jemals wieder aufrichten zu können. Jede Stunde höre ich vom nahen Kirchturm schlagen...

Und jetzt ist auch mein Geburtstag da. Es ist der erste in meinem Leben, den ich so traurig verbringe. Nur einen leisen Glückwunsch von Inge habe ich, sonst nichts. Neunzehn Jahre alt bin ich nun; wo werde ich dieses Jahr verbringen? In der Schweiz – oder in Polen? (...)

Wenn doch nur schon der Morgen da wäre!... Aber auch diese Nacht geht vorüber, und punkt sieben Uhr laufen wir ins Bahnrestaurant, um schnell etwas Warmes zu uns zu nehmen. Langsam tauen wir auf, und so vergeht auch die Zeit.

Um neun Uhr nehmen wir den Autobus nach Champagnole, unserem letzten Reiseziel und unserem Bestimmungsort. Ich habe aber immer noch das komische Gefühl, dass wir eine Kontrolle passieren müssten. Aber es ist ein Wunder: Wir sind an keiner einzigen Kontrolle vorbeigekommen.

Gegen Mittag kommen wir in Champagnole an, und nun suchen wir die uns angegebene Adresse auf. Bald finden wir sie auch, unsere lieben, unbekanntten Freunde. Zwei nette junge Mädels im Alter von vielleicht 23 und 25 Jahren. Sie empfangen Inge und mich äusserst liebenswürdig, und wir fühlen uns sofort heimisch. Ich bin so müde; ich glaube, ich bin in meinem Leben nie derart müde gewesen wie an diesem Tag. Gleich nach dem Essen

werde ich ins Bett geschickt, und später wollen wir dann die aktuellen Fragen besprechen.

Gegen sieben Uhr nehmen wir das Abendbrot ein, und dann erklären uns die beiden Schwestern, dass es in dieser Jahreszeit fast unmöglich sei, noch in die Schweiz zu gelangen. Der Schnee liege schon zu hoch. Wenn wir aber vielleicht eine Woche warten, so wollen sie uns gerne behalten; vielleicht gehe der Schnee zurück. Ich bin sehr traurig darüber. Ich war schon so fest überzeugt, morgen Samstag die Grenze zu überschreiten. Und nun ist das alles in die Brüche gegangen. Und wem haben wir das alles zu verdanken? Unserer Directrice, die uns nicht vorher fortliess! Na ja, vielleicht haben wir Glück und der Schnee schmilzt ein wenig. Voriges Jahr war dies der Fall – warum soll es dieses Jahr nicht auch so sein?

Wir fühlen uns gleich wie in der eigenen Familie. Die Mädels sind wirklich nett. Wir helfen natürlich im Haushalt mit und versuchen, uns so viel wie möglich nützlich zu zeigen.

19. November 1943: Noch nie wartete ich so darauf, dass der Schnee ein wenig zurückgehen möge! Aber nichts dergleichen geschieht. Es ist zwar nicht sehr kalt, und ich gehe noch in Söckchen. Heute scheint die Sonne ganz warm – und morgen schneit es ivieder! Ach, es ist zum Verzweifeln. Mir ist bereits aller Mut gesunken. Vom Schloss, das heisst von Herrn Lyrer, bekommen wir Post, und dann verspüre ich um so stärker das Heimweh nach La Hille. Mit der Schweiz wird es dieses Jahr nichts. Das muss ich mir ganz aus dem Kopf schlagen. Vor April oder Mai 1944 wird wohl nichts zu machen sein. Anne-Marie telegraphiert, wir sollten doch nach Montluel fahren, aber die Mädels machen uns den Vorschlag, bis zum Frühjahr 1944 eine Stelle in einem Haushalt in Champagnole anzutreten (natürlich unter falschem Namen) und somit die Zeit abzuwarten. Der Patron von Victoria, der einen der beiden Schwestern, möchte gerne eine von uns beiden nehmen. Inge bewirbt sich auch gleich darum, das heisst, von nun an nennt sie sich ja Danielle Pascal!

Wir verbringen noch herrliche Tage bei unseren Gönnerinnen.

Auch ihre Mutter kommt von Chapelle des Bois, und dazu gesellen sich viele Bekannte. Einmal gab es ein wunderbares ‚Fondue‘! Und jeden Sonntag wird ins Kino gegangen!...

Nun hat sich Inge bei ihrer Familie vorgestellt. Herr und Frau Girardet sind sehr nett; ausser dem Ehepaar sind noch drei jüngere Mädchen da, dazu ein neunzehnjähriger und ein zwanzigjähriger Junge. Sie fühlt sich gleich sehr wohl, und man zählt sie auch ganz zur Familie.

Nun wird auch für mich kräftig nach einer Familie geforscht. Da sucht eine Familie ein Mädchen für ihre Kinder. Ich gehe mich vorstellen. Eine herrliche Villa! Der Herr des Hauses erkundigt sich, ob ich kochen könne; er habe eine Köchin nötig. Na, Köchin bin ich ja noch nicht! Er bedauert, ich bedauere auch. Insgeheim bin ich aber glücklich und gehe nach Hause. Wns ist nun zu tun? Ich kann doch nicht bis zum Frühling bei den Mädels bleiben! Ich mache mir grosse Sorgen und hoffe, dieses Jahr doch noch in die Schweiz gehen zu können. Vielleicht habe ich ja Glück! Es ist wie eine fixe Idee: Ich will noch im alten Jahr 1943 in der Schweiz eintreffen!»

48. Ein alter Krug

Wir lassen jetzt Edith an der Schweizer Grenze auf ihr Glück hoffen, in Eis, Schnee und Kälte...

Wir hatten zwar keinen Schnee im Schloss, aber kalt war es auch bei uns. Empfindlich kalt. Mein Thermometer in der ‚Grande Classe‘ zeigte regelmässig zwischen null und drei Grad. Manchmal versuchte es Egon wieder mit dem Ofen, doch es war nichts zu machen: Das Ding rauchte zu stark.

So hatten wir im Schulzimmer praktisch die Aussentemperatur;

nicht nur im Schulzimmer, sondern im ganzen Schloss. Und wenn der eisige Wind von den Pyrenäen durch die Landschaft fegte, hatten wir bald eine ‚Villa Durchzug‘. Ständig wiederholte sich während des Unterrichts dasselbe Spiel: Im Korridor knallte die Türe zu, die Türe der ‚Grande Classe‘ sprang auf und die Fenster öffneten sich mit einem explosionsartigen Geräusch. Der Zugwind ging uns durch Mark und Bein: André und François stürzten zum Fenster und schlossen es, Jojo machte die Tür zu, aber schon ging wieder jemand durch den Korridor und liess die Türe offen, die gleich auch wieder zuschlug...

Wir froren den ganzen Tag.

Beinahe ebenso schlimm war es beim Essen: Die Bänke waren eisig und die Tische so kalt, dass man die Hände nicht darauflegen konnte.

Am Morgen bekam das Personal – wie ich schon einmal erwähnt habe – ein ‚Bol‘ mit warmem Kaffee-Ersatz. Daran konnten wir uns – welch eine Wohltat! – die Hände wärmen; einmal in 24 Stunden hatten wir auf diese Art ein kleines bisschen Wärme.

Auch das Bett war eine Eisgrube: Die schäbige Seegras-Matratze und die zwei dünnen Woldecken gaben keinen Schutz. Die Kälte griff von unten, von oben und von den Seiten an. Das Resultat: Die Blase rebellierte und trieb uns zu allen Nachtzeiten über die Treppe in die freie Natur hinaus, bei Wind und Wetter. Ein Zittern packte draussen den Körper, zähneklappernd kehrte man ins Bett zurück, das kalt war, als wenn nie jemand dringelegen wäre. Man strampelte sich mühsam in den Schlaf, wachte aber bald wieder auf, und der Zirkus begann von neuem...

So ging das eine Reihe von Tagen, bis Heinrich eine Idee hatte: Er stieg auf den Fenstersims und kürzte unsere Pinkeltour ins Freie drastisch ab. Aus dem ersten Stock plätscherte es stramm auf den Kies hinunter... Leider war ein erschreckender Lärm in der Stille der Nacht nicht zu vermeiden; er störte aber höchstens Nadals nebenan.

Der kurze Spaziergang zum Fenster bewährte sich: Wir kamen viel schneller wieder ins Bett! Er war jedoch auch äusserst gefähr-

lich. Beinahe hätte ich ihn mit schweren Verletzungen oder gar mit dem Leben bezahlt! Ohne auch nur an eine Gefahr zu denken, stieg ich, noch halb im Schlaf, zum zweiten- oder drittenmal auf den recht hohen Fenstersims im ersten Stock – und verlor prompt das Gleichgewicht. Rein zufällig erwischte ich mit der linken Hand noch blitzschnell das Fensterkreuz. Zu Tode erschrocken hing ich einen Moment über dem schwarzen Abgrund, den kalten Schweiß auf der Stirn...

Wir hatten die Nadals durch unser Geplätscher in dieser Nacht aufgeweckt, und so erschien Frau Nadal am Morgen unvermittelt mit einem alten, brüchigen Krug, der uns künftig die halsbrecherische Kletterei aufs Fensterbrett hinauf ersparte.

49. Sankt Nikolaus

Edith schrieb in ihrem Tagebuch, dass ich am Tage ihrer Flucht vom Schloss um halb ein Uhr nachts noch ein Theaterstück studierte. Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Vielleicht bereiteten wir einige Produktionen auf den nahen Sankt-Nikolaus-Tag vor, auf jeden Fall aber einige ellenlange humoristische Spottverse!

In einem Heimbetrieb wie dem unsrigen musste doch immer wieder ein kleines Fest stattfinden, auf das sich alle freuen konnten! Der 6. Dezember eignete sich dazu aufs beste. Es gab einen fröhlichen Abend, der jede Sorge vergessen liess. Sketche, Scharaden, Worträtsel und weitere Gesellschaftsspiele versetzten die Kinder in helle Begeisterung. Ein Höhepunkt waren die ‚Schnitzelbänke‘ lustige Spottverse, gesungen nach der traditionellen Schweizer Melodie mit dem Refrain: «Ei du schöner, ei du schöner Schnitzelbank!» Unter den vielen Versen waren auch die folgenden beiden:

Mamsell TOBLER veut nous quitter,
Les enfants l'ont trop fâchée,
Malgré son amour pour les petits
qu'elle met soigneusement dans leurs lits.

Le visa ne veut arriver,
Le dossier s'est égaré.
Le Préfet de l'Ariège
Ne veut comprendre que ça presse...

Alle hatten ihren Spass an unserem vergnüglichen Sankt-Nikolaus-Unterhaltungsabend. Auch die ‚Mickey’s‘ durften länger aufbleiben. Doch Fräulein Tobler, die an meinem Geburtstag (als ich mit meiner Gelbsucht so schwer darniederlag) mit ihren Kindern so schön und rührend falsch ein Lied gesungen hatte, ärgerte sich sehr. Es ist schon wahr: Wir hatten sie oft wegen ihres Rückreise-Visums, das nie eintraf, hochgenommen und darüber einige Bemerkungen gemacht, denen ein gewisser Spott nicht fehlte. Sie nahm uns das sehr übel. Sie hatte genug vom Leben im Schloss und von den Kindern. Sie wollte nach Hause. Und jetzt kamen noch diese Bänkelsänger-Verse dazu – das war zuviel! Ohne adieu zu sagen verschwand sie in einer dunklen Nacht, und mit ihr gingen noch zwei Mädchen, Toni Rosenblatt und Inge Bernhard, die sie mit sich genommen hatte.

In einem Brief, den Fräulein Groth in ihrem Zimmer vorfand, schrieb Fräulein Tobler: «Ich halte es hier im Schloss nicht mehr aus. Ich reise in die Schweiz und nehme Toni und Inge mit.»

Sie schaffte es irgendwie und gelangte mit den beiden Mädchen schwarz in die Schweiz. Unglaublich, dass ein Schweizer ohne Visum nicht in die Schweiz gelangen konnte!

Einige Wochen später kam ein Brief von ihr, in dem sie ganz kurz schrieb: «Die Deutschen sind nicht alle so, wie ihr meint!» Wir zerbrachen uns den Kopf und fragten uns, ob ein Deutscher ihr an der Schweizer Grenze geholfen hatte. (Ein späteres Kapitel zeigt, was da an der Grenze geschehen war.)

Ich bin noch gar nicht dazugekommen zu erwähnen, dass Anfang Dezember – ohne irgendein Aufsehen zu erregen – Fräulein Annelies Keller vom Château Avenières (einer Rotkreuzkolonie an der Schweizer Grenze) ins Schloss gekommen war: Heiris Braut!

Annelies übernahm jetzt die ‚Mickey’s‘.

50. Die Idee mit den Kissen

Nach acht Wochen brachte ich meine Wecktherapie, basierend auf der Theorie des bedingten Reflexes von Pawlow, mit Erfolg zum Abschluss. Meine Schützlinge nässten ihre Betten nur noch ausnahmsweise. Sie suchten alle brav den Kessel bei der Türe auf. Sogar Jeanne blieb jetzt viele Tage hintereinander trocken! Ich aber war mit meinen Kräften ziemlich am Ende. Ich hatte mir nicht genügend Zeit gelassen, um mich von meiner Gelbsucht ganz zu erholen.

Die Kinder waren glücklich, von ihrer lästigen Krankheit geheilt zu sein, besonders jetzt, wo es immer kälter wurde. Um sie nicht unerwarteten Rückfällen auszusetzen, weckte ich sie vorsorglich Punkt zehn Uhr abends nochmals. Ich war stolz auf meinen Erfolg und beschloss, eine bahnbrechende Diplomarbeit fürs Heilpädagogische Seminar in Zürich zu verfassen. Die dazu notwendigen Unterlagen waren beisammen: Ich hatte alles Wesentliche aufgeschrieben, inklusive die Wettersituation an jedem Tag und die Nahrung am Abend...

Es wurde kälter und kälter (so schien es uns; dabei fiel die Temperatur nie unter null Grad). Im Schloss gab's keine Heizung, und so war es drinnen vielleicht sogar noch kälter als draussen. Ich unterrichtete im Mantel und fror. Die Mädchen trugen Söckchen; Strümpfe, Strumpfhosen oder lange Hosen gab's nicht, und nur wenige hatten wollene Unterhosen. Die nackten Beine der Kna-

ben, die alle nur kurze Hosen hatten, liefen blau an. Wir alle froren und bekamen steife Finger. Oft konnten die Kinder nicht schreiben. Die Schule war längst kein Spass mehr, und doch lernten alle so gut, wie es eben ging. Die Erstklässler Rose, Conchita, Guy und Josette kannten nun alle Buchstaben und lasen ganz leidlich. Conchita stolzierte mit einem Buch unter dem Arm durch die Gegend. Für François war das Lesen zwar keine grosse Freude, aber immerhin auch keine Plage mehr. Die Viertklässler multiplizierten, dividierten, addierten und subtrahierten schriftlich. Alle taten ihr Möglichstes und liessen sich weder vom Rauch des Ofens noch von der Kälte im Zimmer die Freude am Lernen verderben.

Ich weiss nicht, ob der Leser sich das Leben im tiefen Winter in einem ungeheizten und langsam aber sicher dem Zerfall ausgelieferten Schloss vorstellen kann. In einigen Räumen gab es wohl Kamine, je nach Zimmergrösse grosse und kleine, zum Anfeuern war jedoch kein Holz vorhanden. Holz gab es nur für die Küche, und dort konnte man sich unter Umständen (wenn man Glück hatte und Frau Schlesinger gerade einen ‚Kaffee‘ in einem der beiden Waschkessel braute) ein wenig aufwärmen.

Das Schloss war ein einziger grosser Eisschrank. Von morgens bis abends setzte uns die Kälte arg zu. Oft war's kaum mehr zum Aushalten. Wir träumten von einem warmen Zimmer. Unseren ganzen Monatslohn (ein Taschengeld von 800 anciens francs!) hätten wir, ohne mit der Wimper zu zucken, hergegeben, um irgendwo eine halbe Stunde in der Wärme, in einem geheizten Raum, sitzen zu können!

Merkwürdigerweise wurde niemand krank. Die ‚Mickys‘ schlotterten am Morgen unter ihrer Woldecke, aber krank wurden sie nicht. Einer der Gründe war der: Es gab bei uns keine Besuche, und deshalb wurden auch keine gefährlichen Viren eingeschleppt. Jedenfalls erwiesen sich unsere Kinder als erstaunlich widerstandsfähig, und ausserdem hatten sie genug zu essen.

Die Nächte in den eiskalten Betten waren am schlimmsten. So konnte es nicht weitergehen! «Wir müssen uns unbedingt richtig zudecken können», erklärte ich Heiri, «eine dünne Woldecke ist doch eindeutig weniger als nichts!»

Ich entwickelte über Tage hinweg eine Idee und brachte sie bei einer günstigen Gelegenheit zur Ausführung. Ich begab mich zur Directrice und bat sie um zwei Wolldecken. Ich bekam sie. Dann ging ich in die ‚Lingerie‘ zu Madame Palau, Madame Marimon und Madame Nadal, den Spanierinnen, und bat sie, mir die beiden Wolldecken auf zwei Seiten zusammenzunähen. Sie erfüllten bereitwillig meinen Wunsch. Jetzt hatte ich zwei Säcke, ich brauchte sie nun bloss noch zu füllen, und zwar mit Heu – denn, so hatte ich mir gedacht, an Heu wird es nicht fehlen. Unser Nachbar, der Bauer de Dieu, hatte sicherlich Heu in seiner Scheune!

Er hatte es wohl, gab es aber nicht her. Ich könne Stroh nehmen, sagte er mürrisch. Er war eigentlich nie freundlich. So nahm ich eben mit Stroh vorlieb, das ja auch Wärme spendet, und füllte meine Säcke damit. Ich kehrte in die Waschküche zurück, und Frau Palau nähte mir die gefüllten Säcke zu. Es war aber gar nicht so einfach! Ich war ihr dabei behilflich, und nach mühsamer Arbeit hatte ich sie nun endlich, die grossen Kissen für unsere Betten! Sie waren nicht gerade weich, dafür aber schön schwer. Sie versprachen viel Wärme!

Am späten Abend überraschte ich Heiri damit: «Schau, was ich da habe: Diese ‚Duvets‘ sind phantastisch. Meine Erfindung! Sie machen sich prima auf unseren Betten!» Heiri staunte nicht schlecht und begriff sozusagen nichts. «Von heute an werden wir es im Bett warm haben!» sagte ich triumphierend. «Jetzt ist's Schluss mit der Friererei! Eine Wolldecke haben wir sogar übrig, die legen wir direkt auf die Matratze, damit es uns auch von unten her nicht mehr kalt ist!»

Heiri liess sich allmählich dafür begeistern.

Bis dahin hatten wir uns, bevor wir uns ins Bett legten, ausgezogen und dann alles Verfügbare wieder angezogen: Ein dickes Eskimo-Leibchen, lange Unterhosen, den Pyjama, handgestrickte wollene Socken, zwei Pullover und das Halstuch, das mir auch tagsüber gute Dienste leistete. Jetzt freuten wir uns auf die erste warme Nacht dieses Winters. Wir waren derart davon überzeugt, warm zu haben, dass wir uns frierend, halbnackt und nur mit dem Pyjama angetan, ins Bett unter die schweren, steifen Strohsäcke

schraubten – doch die wollten sich zu unserem Erstaunen und grossen Leidwesen unserem Körper überhaupt nicht anpassen! Mit vollem Gewicht lagen sie auf uns, steif und hart wie ein Brett, und liessen an beiden offenen Seiten der unbarmherzigen Kälte freien Zugang...

Das war die erste Enttäuschung. Die zweite – wir wollten es zwar lange nicht wahrhaben: Unsere Super-Kissen gaben überhaupt keine Wärme!

Um nicht zu erfrieren, mussten wir uns so schnell wie möglich wieder aus den verräterischen Betten herauswinden. Das war gar nicht so leicht: Setzten wir uns auf, machte meine geniale Erfindung eine Brücke von den Schultern bis zu den Füßen!

Aus der Kälte in die Kälte gekommen zogen wir uns nun doch wieder dick an, hupsten eine Weile im Zimmer herum, um wieder warm zu werden, und krochen dann – um eine schöne Hoffnung betrogen – wieder unter die Last des Strohs... Zuerst wollten wir zwar, verärgert wie wir waren, die schweren Dinger wieder abschaffen, fanden dazu aber keine Zeit mehr: Weihnachten stand vor der Tür, und so liessen wir die Strohsäcke auf den Betten. Sie gaben uns unbegreiflicherweise trotz allem die Illusion von Wärme. Ich weiss nicht mehr, wie es kam: Wir nannten sie von da an ‚unsere Kinder‘ – ‚nos enfants‘. Es ergab sich daraus jeden Abend ungefähr der gleiche Dialog: «Wie geht es deinem Kind?»

«Prima! Es hat zugenommen. Es ist schwerer geworden! Und wie geht's deinem?»

«Auch gut, nur ärgert es mich: Es sticht mich andauernd!»

51. Rosas Verlassenheit

Rosa Goldmark war mir lange Zeit überhaupt nicht mehr aufgefallen. Merkwürdig, dass sie nie zum Pflegen in den Krankenraum kam. Alle, angefangen bei den grösseren ‚Mickys‘, über die

‚Mittleren‘, bis zu den ‚Grossen‘, kreuzten da zwischen halb sieben und neun Uhr auf. Nur ganz wenige – vielleicht war Rosa auch die einzige – kamen nie.

So, wie ich es früher schon geschildert habe, so war es auch jetzt noch: Viele Kinder, besonders die jüngeren, wollten täglich gepflegt werden und kamen Tag für Tag über Wochen und Monate hinweg. Nie war eines um ein ‚Bobo‘ verlegen: «Schauen Sie: Das tut sehr weh!»

«Da ist nichts!»

«Aber da, da! Sehen Sie, es ist rot!»

«Gut, ich tu dir ein wenig Salbe auf den Finger. Geht es jetzt besser?»

«Ja, es geht. Vielen Dank, Herr Steiger!»

An der Hand, am Bein, im Gesicht, am Arm – ein kleines Wehweh wurde immer gefunden! Neben diesen meist kleinen Patienten kamen auch viele Mädchen und Buben, die wirklich etwas Ernstes zu pflegen hatten. Die Kälte verursachte grässliche, eitrige Frostbeulen an den Fingern und Zehen. Jede Zehe von Percy musste ich einzeln verbinden! Dazu hatte ich die eitrigen Wunden, die Furunkel, an allen möglichen und unmöglichen Stellen zu behandeln; unter dem Arm, am Gesäss, in der Kniekehle, in der Leistengegend...

Rosa Goldmark kam leider nie. Beim Pflegen hätte ich Kontakt mit ihr bekommen und möglicherweise ihr Vertrauen gewinnen können.

An einem Abend traf ich nach meiner Pflegearbeit wie gewohnt Walter in der ‚Grande Classe‘ und erkundigte mich bei ihm nach Rosas Ergehen. «Es geht ihr nicht gut», meinte er, «aber auch nicht schlechter; meist sitzt sie irgendwo in einem Winkel und starrt ins Leere – oder aber sie geht herum wie ein aufgeschreckter Vogel. Manchmal gelingt es Frau Palau, sie in der ‚Lingerie‘ zu beschäftigen.» – «Übrigens», fügte er dann nach einer Pause hinzu, «habe ich für den Arzt einen Bericht über sie geschrieben.»

Er überreichte mir ein Doppel dieses Berichtes und gleichzeitig noch einen Brief von Rosa an ihren Vater, den ich kopieren durfte.

Hier zuerst der Bericht von Walter über Rosa Goldmark. Walter kannte Rosa gut. Ich übersetze seine Stellungnahme aus dem Französischen ins Deutsche:

«Rosa ist Jüdin. Ihre religiöse Erziehung war streng orthodox. Sie leidet darunter, dass sie den jüdischen Vorschriften nicht genügend Beachtung schenken und die jüdischen Feste nicht richtig befolgen kann. Sie möchte in einem Milieu leben, wo das möglich ist. Sie verlangt nach einem Rabbiner, mit dem sie über eine Sache reden kann, die sie ständig verfolgt: In einem Spital, in dem sie sich einmal befand, wurde sie mit Weihwasser besprenkt, und bei einer anderen Gelegenheit sagte sie das ‚Paternoster‘ auf deutsch. Einige Jahre sind seither vergangen. Das letztere hauptsächlich wirft sie sich ununterbrochen vor: ‚Wir dürfen das doch nicht sagen!‘ Ich versuchte, ihr zu erklären, dass dieses Gebet im Grunde genommen den gleichen Inhalt hat wie die jüdischen Gebete, und dass für Gott die Sprache, in der man sich an ihn wendet, sei's deutsch, hebräisch oder französisch, unwichtig ist. Sie gesteht sich ein, dass das richtig ist und dass es dumm ist, sich deshalb zu plagen, kommt aber trotzdem immer wieder darauf zurück, auf dieses ‚Aber wir dürfen das doch nicht tun, wir dürfen doch nicht so beten!‘

Sie liebt einen Jungen, der die Kolonie seit einem Jahr verlassen hat und der ihr nie Beachtung geschenkt hat. Rosas Zuneigung für diesen Jungen, verstärkt durch seine Abwesenheit, gleicht einer Verehrung. Die Geschichte scheint gegen Ende 1940 begonnen zu haben: Damals, vor drei Jahren, musste Rosa zu einem Augenarzt nach Toulouse fahren – und zufällig Pierre (Peter Salz) auch. Sie sah darin eine Art Vorsehung oder Vorausbestimmung: Warum war gerade er es, der auch nach Toulouse zu einem Augenarzt fahren musste? – Ich sagte ihr, dass daran nichts Besonderes oder gar Übernatürliches sei, denn Pierre sei aus dem gleichen Grund wie sie nach Toulouse gefahren – eben, weil er auch eine Brille brauchte... Sie will es heute nicht wahrhaben, dass Pierre je eine Brille getragen hat. Ich machte sie dar-

auf aufmerksam, dass er zum Lesen und Schreiben immer die Brille benötigte. Ich zeigte ihr mein Erstaunen darüber, dass sie sich so schlecht an eine Person erinnert, die sie zu lieben vorgebe. Ihre Antwort: ‚Oh, ich hatte ihn viel zu gern. Ich hätte doch nie gewagt, ihn anzusehen!‘

Sie langweilte sich: ‚Was muss ich tun, um mich nicht zu langweilen? Du hast es gut, du langweilst dich nie!‘ – Auf der anderen Seite weicht sie der Arbeit aus.

Sie liebt den Himmel – und in der Nacht betrachtet sie gerne den Mond. Sie hört nicht auf, gewisse Fragen zu stellen: Wie kommt es, dass man denken kann, dass man träumt, dass man ein Gedächtnis hat, dass man Kinder haben kann? Oft verlangt sie unvermittelt, dass man ihr irgend etwas erklärt. Sie fragt: Wie ist es möglich, dass man lebt, wie lange dauert das menschliche Leben, und wie ist es möglich, dass man alle Morgen aufwacht? (Sie glaubt, in der Nacht zu sterben, und ist verwundert, sich am Morgen lebend vorzufinden.) Manchmal fragt sie plötzlich erstaunt und erschreckt: ‚Aber wo sind denn die andern?‘ (die Knaben und Mädchen, die die Kolonie verlassen haben). ‚Sag mir, wo sie sind! Du weisst es doch, nicht wahr? Es ist doch nicht möglich, dass sie alle so einfach fort sind!‘

Oft hat man versucht, ihr alles zu erklären, aber unglücklicherweise hört sie entweder nicht zu – völlig in ihre Gedanken vertieft – , oder sie vergisst sofort, was man ihr gesagt hat und erinnert sich erst Monate später daran. Am Ende einer Unterhaltung sagt sie manchmal plötzlich, als wenn sie eben aufgewacht wäre: ‚Was hast du gesagt? Ich habe nicht aufgepasst.‘

Vor etwa einem Jahr glaubte sie sich schwanger. Diese Wahnidee kam ihr nach der Lektüre eines Buches von Cronin, ‚Der Hutmacher und sein Schloß‘ Während Wochen versuchten wir sie von der Panik, in die sie sich hineingesteigert hatte, zu erlösen. Am Ende sprach man nicht mehr davon, aber lange Zeit blieb sie sichtlich bedrückt von ihrem Kummer. Vor etwa zwei Wochen, während eines Gespräches, kam sie darauf zurück und machte sich lustig über ihre Dummheit von damals.

Sie leidet unter ihrer Vereinsamung und möchte alles tun, um

bei den anderen anzukommen. ‚Wie werde ich nur so intelligent und so beliebt wie Pierro – (der das eine wie das andere tatsächlich ist) –, ‚damit die anderen mit mir reden?‘ Sie will lernen und intelligent sein. ‚Ich möchte so gerne beliebter sein! Wie machst du es, dass man dich so achtet? Sag es mir doch, ich muss es wissen, bitte, bitte, nicht wahr, du sagst es mir?‘

Fast auf den Knien, hört sie nicht auf, ihre Kameraden zu bitten: ‚Was muss ich machen, um so beliebt zu werden wie ihr?‘

Und ganz verzweifelt: ‚Uhr wisst es doch, ganz bestimmt wisst ihr es, bitte sagt es mir!‘

Sie hat gestohlen, hauptsächlich Photos von abwesenden Kameradinnen, aber auch Wäsche. Von Zeit zu Zeit bekennt sie alles und gibt zurück, was sie gestohlen hat. Darüber hinaus bietet sie allen von ihren Sachen an. Sie verlangt dann, bestraft, geschlagen und eingesperrt zu werden.

Dieser Wunsch, gestraft zu werden, den sie oft ohne ersichtlichen Grund äussert, kommt daher, dass sie früher oft bestraft wurde, mehrmals auch körperlich: Man wollte sie davon überzeugen, dass sie es mit Absicht täte und dass Gestraftwerden das einzige ist, was sie verdient...

Ihre Kameradinnen haben nicht aufgehört, über sie zu spotten und sie lächerlich zu machen, sie zu beschimpfen und bei der kleinsten Gelegenheit zu brutalisieren. Das ist eine der Ursachen ihrer Fluchtversuche. Ein anderer Grund ist der: Sie wollte Kameradinnen, die die Kolonie verlassen hatten und die sie liebte, wiederfinden. Sie kannte aber die Adresse von keiner einzigen. Ausserdem zählte sie darauf, von einem dieser Mädchen Pierres Adresse zu bekommen, der seit 1943 in der Schweiz wohnt (diese Adresse kennen hier zwar alle, aber sie hält sie für falsch).»

Den folgenden Brief vom 9. November 1943 übergab Rosa Walter in der verzweifelten Hoffnung, er könne ihn weiterleiten. Sie traute ihm soviel zu! Sie wollte es nicht wahrhaben, dass ihre Eltern in Wien abgeholt worden waren und voraussichtlich nicht mehr lebten...

Walter behielt den Brief in Verwahrung, zeigte ihn mir kürzlich und erlaubte mir, ihn zu kopieren. Es ist ein Dokument, der Schwanengesang eines in tiefster Seele geplagten Kindes von Schloss La Hille, das fünf Jahre zuvor, als kleines Mädchen, der Geborgenheit des Vaterhauses entrissen und schutzlos und allein auf die grosse Reise in die böse Welt geschickt worden war, wo noch immer der Tod an allen Ecken lauerte...

Hier der Brief von Rosa – auf deutsch geschrieben:

Château de La Hille, den 9. November 1943

Mein lieber Vater,

vor kurzer Zeit sind alle weggefahren. Der Peter Salz, den ich so liebe, ist in die Schweiz gefahren. Was soll ich jetzt ohne ihn machen? Ich habe ihn so lieb, Du kannst es Dir gar nicht vorstellen. Ich will mit ihm am liebsten zusammen schlafen, und vor ihm würde ich mich gar nicht schenieren. Wann glaubst Du wird er wiederkommen? Ich liebe ihn jeden Tag mehr und träume nur von ihm. Ich möchte, dass alle wiederkommen. Walter Kammerer, Betty Schütz, Pauli Schlesinger, Peter Salz, Manfred Vos – alle habe ich sehr gerne. Es sind leider alle weggefahren. (Rosa schreibt das, obwohl Walter und Pauli noch immer im Schloss waren!) Was will ich ohne ihn machen? Den Norbert habe ich sehr gut leiden können, den Luzian auch... (Norbert Stückler und Luzian Wolfgang glückte Anfang 1943 die Flucht nach Spanien.) Mir tut sehr leid, dass ich am Jom-Kippur-Feiertag nicht gefastet habe, ich hätte einen ganzen Tag lang fasten müssen. Wann, glaubst Du, werde ich mich verheiraten? Ich bin doch nichts anderes als ein Kind. Ich bin doch noch viel zu jung dazu, und was soll ich jetzt ohne Peter Salz machen? Mir fehlen alle. Die Helga Klein, die Margot Klonover, die Else Rosenblatt, die Regina Rosenblatt, die Ruth Klonover. Mir tut es so leid, dass ich am Jom Kippur nicht gefastet habe. Einmal habe ich einen Strumpf ganz schlecht gestopft; mir tut es sehr leid, die Ruth Schütz hat die Fanny beschuldigt, die nichts dafür konnte. Ich werde mich bei Fanny entschuldigen. Ich habe schon so viel gesündigt, dass mir heutzutage alles

leid tut. Die Ruth Schütz, die Betty Schütz, die Ilse Wulf, die Inge Helft und Manfred Vos, wie geht es all denen? – Ich sehne mich sehr danach, diese Menschen wiederzusehen. Ich habe einmal ein Paket bekommen, mir tut's auch leid, dass ich das meiste davon gegessen habe. (Einige der ‚Grossen‘ hatten zwar tatsächlich einen Paten in der Schweiz; zu meiner Zeit bekam aber nie jemand ein Paket!)

Sage mir, mein lieber Vater, macht es was, dass ich einmal in der dritten Klasse das christliche Gebet gesagt habe? Sage mir, was soll ich ohne all die jungen, die ich liebe, machen? Wie gerne will ich den Leo Lewin und den Fritz Werdenberg Wiedersehen, den Rabbiner Ausbach. Ich habe einmal der Inge Berlin ein Photo weggeschnappt und es verbrannt, ich war gar zu hässlich darauf. Wenn ich Inge wiedersehe, werde ich mich bei ihr entschuldigen. Was soll ich tun ohne meinen süssen Peter Salz? Vor ihm traue ich mich nicht einmal, a b c zu sagen. Wenn wir Fangen spielen traue ich mich nicht, dem Peter Salz nachzulaufen. Was soll ich ohne ihn machen, ich habe ihn ja so gerne. Ich traue mich aber nicht, mit ihm zu sprechen – er ist so gescheit, und ich bin so saublöde. Ich möchte so gerne den Leo Lewin und den Jakob Roth wiedersehen. Ich würde mich nicht schämen vor ihnen.

Der Peter Salz fehlt mir gar zu sehr. Ich träume Tag und Nacht von ihm. (...) Ich will zu Dir, mein lieber Papa, liebe Mutti, und zum Peter Salz, den ich heute noch liebe. Ich bete jeden Morgen und am Abend, habe es auch oft vergessen, aber ich wiederhole es immer wieder. Ich möchte gerne haben, dass der Peter Salz und Fräulein Tännler wieder hier ins Schloss kommen. Ich will haben, dass Fräulein Tännler mich noch einmal bestraft.

*Viele herzliche Grüsse
Deine Rosa Goldmark*

Auf der einen Seite erschütterte und bewegte mich dieser Brief sehr. Auf der anderen Seite kam mir das alles gar nicht so ‚abnor-

mal' oder ausgefallen vor. Viele junge Mädchen könnten so oder ähnlich schreiben, sagte ich mir, besonders jüdische, die niemanden mehr haben, sich keiner Bezugsperson anvertrauen können und schon so viel Schlimmes erlebt haben.

Eines jedoch stand für mich fest: Es musste etwas getan werden, um Rosa zu helfen. Ihr wiederholtes Fortlaufen war ein Alarmzeichen für uns. Wie konnten wir sie davon abhalten?

Die Directrice war unnahbar und schien mit ganz anderen Problemen beschäftigt zu sein. Sie ging unbeirrbar ihren für mich oft schwerverständlichen Weg, ohne uns je nach unserer Meinung zu fragen, und stellte uns manchmal vor vollendete Tatsachen, die uns sehr erbosten. Ich scheute mich, an sie heranzutreten und sie wegen Rosa zur Rede zu stellen – ich verstand mich ja ohnehin nicht gut mit ihr – , und der Gedanke, Rosa Goldmark nachzuspüren, mich ihr sozusagen aufzudrängen, widerstrebte mir besonders. So kam ich zum Schluss, dass es wohl das Beste wäre, Rosa ihren Weg gehen zu lassen.

Hier habe ich beizufügen, dass sich die Directrice bestimmt wegen Rosa auch Sorgen machte! Sie tat etwas sehr Kluges, nur hörte ich davon erst viel später, als alles vorbei war: Sie schickte Heinrich Kägi – unter dem Siegel der Verschwiegenheit? – mit Rosa Goldmark zu einem Arzt nach Toulouse. Vielleicht entschloss sich Fräulein Groth aufgrund der Diagnose dieses Arztes zu ihrem verhängnisvollen Schritt...

Ich meinerseits tat nichts. Ein unverzeihlicher Fehler! Ich versuchte, mir einige abschwächende Gedanken einzureden: «Rosa hat Schwierigkeiten wie andere auch, sie wird darüber hinwegkommen! Ich werde ein Auge auf sie haben, und wenn sich eine Gelegenheit bietet, dann versuche ich, ein freundschaftliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen.»

Es lag aber in der Natur der Dinge, dass sich Rosa abkapselte, und so geschah es, dass sie mir wochenlang aus den Augen kam – und damit auch aus dem Sinn. Unterdessen ging sie ihrem Verhängnis entgegen...

52. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer nicht!

Das kalte Wetter hielt an, die Tage waren trist und trüb. Die weissen Nebel quollen wie überlaufende Milch zwischen den grossen Tannen an der Lèze hervor – den einzigen in der ganzen Ariège – und krochen über die Wiesen zum Schloss herauf. Im Schloss war's unheimlich dunkel. Matt brannten einige Lichter in den Gängen, und die Kinder irrten in geduckter Haltung, frierend und ziellos herum. Es herrschte eine düstere Stimmung, nur erhellt durch die Hoffnung auf ein schönes Weihnachtsfest.

Wenn's einmal nicht regnete, zog ich mit den ‚Mickey's' in die graue Landschaft hinaus, meist auf der Route Départementale, die uns davor bewahrte, mit unseren Holzschuhen einzusinken. Die Bewegung tat uns gut. Uns wurde wieder warm, und frisch gestärkt kehrten wir von unseren Wanderungen ins Schloss zurück. Manchmal piff uns aber der Wind so kalt um die Ohren (nur Friedel, Peggy, Rose und Conchita hatten einen Mantel – eine Mütze hatte niemand), dass wir schleunigst heimkehren mussten.

Und im Schloss gab's eines Tages eine grosse Überraschung: Einen Ofen, der brannte, nicht rauchte und sogar richtige Hitze ausstrahlte! Das war wunderbar, aber auch gefährlich! Er stand im Kellerraum, gegenüber vom grossen Haupteingang – gleich hinter der geöffneten Kellertüre. Ich hatte ihn bis dahin nicht entdeckt. Egon versuchte mit diesem mittelalterlichen Eisen-Monstrum sein Glück noch einmal, diesmal mit Erfolg. Die Kinder standen jeweils dicht gedrängt davor, jedes wollte nahe herankommen: die Hintersten stiessen die Vorderen, und diese verbrannten sich ihre Knie, Arme und Hände. Es gab oft ein schreckliches Geschrei und Geheule: Jetzt hatte ich täglich neben den Frostbeulen und den Furunkeln noch die Verbrennungswunden zu behandeln, die nicht heilen wollten und immer stark eiterten. Leider fürchteten die gebrannten Kinder das Feuer nicht!

Mit meinem Unterricht ging's nun flott vorwärts. Meine Schüler hatten sich recht gut an die Kälte gewöhnt und waren abgehärtet wie Feuerländer. Meine Anpassungsfähigkeit liess allerdings zu wünschen übrig: Ohne meinen hell- und dunkelbraun gemusterten Mantel und ohne mein Halstuch hätte ich nicht durchgehalten. Aber auch so litt ich sehr unter unangenehmen Erkältungserscheinungen.

Die Schule war meine tägliche Freude. Wir übten jetzt – Weihnachten war nicht mehr fern! – einige Weihnachtslieder, darunter auch ein deutsches, das allen grosse Schwierigkeiten bereitete. Es war das Lied: «Vom Himmel hoch, o Englein, kommt». Die Kinder liessen sich nicht belehren und sangen immer wieder «Vom Immel och». Dabei tat sich natürlich François besonders hervor! Zwanzigmal liess ich ihn sagen: «Vom Himmel hoch», und zwanzigmal sagte er: «Vom Immel och», freute sich diebisch, wenn ich mich ärgerte, und lachte mit zugekniffenen Augen übers ganze Gesicht, so wie nur er lachen konnte!

Auch nach dem Schulunterricht hielten wir uns jetzt meist in der ‚Grande Classe‘ auf. Die ‚Mickey's‘ hatten seit einigen Tagen eine Beschäftigung, die sie faszinierte. Aus der Schweiz war eine Schachtel angekommen, gefüllt mit kleinen Farbstiftstumpen, nur fünf bis acht Zentimeter lang. Ein ehemaliger Klassenkamerad hatte sie mir geschickt. (Es war Ausschussware eines Lehrers; ganze Farbstifte wären nicht über die Grenze gekommen.) Sie lösten einen Begeisterungssturm sondergleichen aus. Von nun an wurde gezeichnet und gemalt, dass es eine Freude war, und zwar auf die kleinen Blättchen in Couvert-Grösse, die mein Schulfreund mit ins Päckchen hineingelegt hatte. Ich staunte, wie wenig es brauchte, um die Kinder zu beglücken; Schweizer Kinder hätten wohl die Nase gerümpft!

53. Ein hässlicher Weihnachtsbaum

Weihnachten nahte jetzt rasch. Alle freuten sich auf das Fest. Für uns Lehrer aber war es mit einem schwerwiegenden Problem verbunden: Wir hatten keinen Weihnachtsbaum! Wir wussten, dass es ausser den riesigen Tannen an der Lèze in der ganzen Ariège keine Nadelbäume gab. Was tun? Wir waren in grosser Verlegenheit. Obwohl es völlig aussichtslos war, beschlossen Eugen Lyrer und ich, auf die Suche nach einem geeigneten Baum zu gehen. Ich überliess Annelies meine Schüler, und ohne länger zu warten, machten wir uns auf den Weg. Es regnete unerbittlich. Wir gingen auf aufgeweichten Feldwegen, wobei unsere klobigen Holzschuhe unaufhörlich in der matschigen Erde steckenblieben. Wir streiften durchs Gelände und schauten uns die Augen nach einem Bäumchen aus. Der Regen drang langsam durch unsere Mäntel. Schliesslich gelangten wir in einen Wald mit dichtem Gesträuch. Rechts und links neben dem Fussweg, auf dem wir einen Abhang entlang gingen, stand überall stacheliger Schwarzdorn, ein etwa zwei bis drei Meter hoher Busch.

Plötzlich wurde es dunkel: Wir mussten uns beeilen! Wir waren jetzt nass bis auf die Haut und froren schrecklich. Was tun? Heimkehren ohne Baum? Das war nicht möglich. Mangels Auswahl entschieden wir uns für einen dieser vielen Schwarzdorn-Sträucher. Wir nahmen gleich den erstbesten (sie sahen ja alle gleich aus): Einen grauenhaft stacheligen, nassen Besen! Die untersten Äste reichten bis hinauf zur Spitze und waren zum Teil verdorrt. Die kleinen Blättchen konnte man kaum von den Dornen unterscheiden. Wir arbeiteten unter grösster Anstrengung abwechselungsweise mit einem Taschenmesser am dicken Stamm, um ihn umzuhauen. Als wir ihn endlich durchschnitten hatten und erleichtert aufatmeten, waren unsere Arme und Hände grässlich zerstoichen. Wir hatten es aber immerhin geschafft und machten uns mit unserer grossartigen Beute schleunigst auf den Heimweg. Nicht weit vom Schloss blieben wir beide unvermittelt und wie auf

ein geheimes Zeichen hin stehen. Uns bewegte der gleiche Gedanke: Nein, mit diesem schrecklichen Strauch durften wir den Kindern nicht unter die Augen treten! An dem Platz, wo wir gerade standen, liessen wir ihn fahren und warfen ihn mit Schwung in den Strassengraben.

Durchnässt und durchgefroren kamen wir bald darauf zum Schloss. Es war jetzt dunkle Nacht, und der Regen hatte nachgelassen. In der Schreinerei zog ich mich rasch um – zitternd wie ein Hund – und rettete mich, so schnell ich konnte, in die Küche zu Frau Schlesinger. Kastanienmehlpampe brodelte in einem Waschkessel. Ich trat so nahe wie möglich heran. Nur langsam kehrte die Wärme in meinen Körper zurück.

«Wo haben Sie den Weihnachtsbaum?» fragte Frau Schlesinger plötzlich. Im Schloss gab's keine Geheimnisse...

«Versteckt!» antwortete ich.

Die Kinder freuten sich jeden Tag mehr auf Weihnachten (merkwürdigerweise auch die jüdischen Kinder), besonders aber die ‚Mickey's'. «Ich habe noch nie einen richtigen Weihnachtsbaum gesehen», verriet mir Jojo während des Unterrichts, «wir feiern immer Chanukka!» Nicht alle Schüler begriffen. Jojo durfte nach vorn kommen und berichten: «Wir haben zu Hause einen Chanukka-Leuchter mit acht Kerzen. Jeden Tag zünden wir eine Kerze mehr an...»

«Acht Tage lang», ergänzte Friedel, die aufmerksam zugehört hatte, «bis alle acht brennen!»

«So ist es!» bestätigte ich und fuhr fort: «Wir sprechen später noch einmal von Chanukka. Sagt mir nun aber, wie wir in einigen Tagen Weihnachten feiern werden? Was meinst du, Peggy?»

Peggy hatte sich wild gestikulierend gemeldet. Sie rief jetzt begeistert: «Wir werden einen Weihnachtsbaum mit vielen Kerzen, prächtigen, farbigen Kugeln und Sternen haben...» Es entstand ein Tumult.

«Ruhe», rief ich. Es wurde rasch still. «Ein Weihnachtsbaum kann so schön sein!» stellte ich fest. «Könnte er aber nicht auch

einmal hässlich sein?» Ich dachte an unseren Strauch im Strassen-graben ...

Allgemeiner Protest schlug mir entgegen. «Ein Weihnachtsbaum ist immer schön!» schrie Peggy, alle anderen ‚Mickys‘ übertönend.

Nachts hatte ich einen schrecklichen Traum: Ich sah Büsche und Sträucher, die sich in schwarze, drohende Ungeheuer mit zahllosen Armen verwandelten – ähnlich, wie sie Polypen haben. Daran blitzten gefährliche Dolche in rauen Mengen und bedrohten mich von allen Seiten. Ich wollte fliehen, war aber wie festgenagelt. Vergeblich versuchte ich, meine Füsse mit den Holzschuhen aus dem Morast zu befreien. Die Polypenarme umklammerten mich. Ich schrie wild auf und spürte gleichzeitig Hunderte von Stichen am ganzen Körper. Zum Glück wachte ich gerade noch rechtzeitig auf, sonst hätten mich die grausamen Sträucher umgebracht...

Am Tag nach diesem Alptraum kamen wir im Unterricht wieder auf den Weihnachtsbaum zu sprechen. Meine Schüler wollten mich überzeugen, dass er wunderbar schön sei und unter keinen Umständen hässlich aussehen könne. Sie sprachen von goldenen und silbernen Sternen, von glitzernden Ketten, leuchtenden Kugeln und tausend anderen himmlischen Dingen. Schliesslich unterbrach ich die erregte, selig schwärmende Kinderschar und sagte ernst, mit einer Stimme, die alle aufhorchen liess:

«Hört einmal gut zu! Alles ist richtig, was ihr gesagt habt. Aber: Der Weihnachtsbaum muss eine Tanne sein und Nadeln haben – Blätter würden ja gleich welk werden und abfallen! Denkt an einen Apfelbaum! Jetzt gibt es aber in der ganzen Ariège (ausser einigen riesigen Tannen an der Lèze) kein einziges Tannenbäumchen. Hört ihr: Keine einzige Tanne! Wo sollen wir also einen richtigen Weihnachtsbaum herbekommen?»

Die Kinder schwiegen betreten, da rief plötzlich François triumphierend in die Stille hinein: «Ein Engel bringt ihn!»

Leider brachte uns kein Engel einen Weihnachtsbaum!

Am 24. Dezember war es höchste Zeit, unseren Baum zu holen, den Schwarzdorn. Gegen Abend machten Eugen und ich uns auf

den Weg. Es war nicht mehr kalt, und es regnete auch nicht. Wir kamen bald an die Stelle, wo wir den Strauch liegengelassen hatten, fanden ihn aber nirgends. Wo konnte er sein? Wir irrten fast eine Stunde lang herum und suchten verzweifelt. Erst als es zu dunkeln begann, fanden wir ihn: Wir erkannten ihn nicht wieder! Er sah noch viel hässlicher aus, als wir ihn in Erinnerung hatten. Wir nahmen ihn sorgfältig auf, um uns ja nicht zu stechen, und kehrten – es war spät geworden – so schnell wie möglich zum Schloss zurück. Bei der Schreinerei stiessen wir auf Heiri. Er war überrascht. «Was habt ihr denn da für einen Besen?» fragte er.

«Einen Schwarzdorn!» antwortete ich.

Heiri sah ihn sich näher an – er war ein gewiefter Botaniker und konstatierte: «Es ist ein Wacholder! Ein Wacholder hat nämlich keine Dornen!»

«Aber dieser Strauch hier hat Dornen!» wandte ich ein.

«Nein», antwortete Heiri. «Schau ihn dir genau an: Er hat bloss schmale, spitze Blätter, die wie Dornen stechen.»

«Tatsächlich», gab ich zu, «das habe ich gar nicht bemerkt!»

«Was wollt ihr mit diesem Strauch? Den Hof fegen?» – Heiri brachte uns in Verlegenheit.

«Nein, Heiri», erwiderte ich, «wir...» – «Es ist unser Weihnachtsbaum!»

Heiri musste sich an der Wasserpumpe festhalten. Er war sprachlos... Es läutete zum Nachtessen. Heiri schüttelte langsam den Kopf und ging zum Schloss hinüber.

Eine Weile lang stand ich noch in der Dunkelheit – die Nacht war längst hereingebrochen –, dann versteckte ich unsere feine Errungenschaft hinter der ‚Paillasse‘, dem Strohstapel bei der Schreinerei.

54. Der Heilige Abend

Nach dem Nachtessen und nach dem Pflegen suchte ich unser Zimmer in der ‚Menuiserie‘ auf. Heiri war noch nicht da. Auf dem Tisch lag das Päckchen aus der Schweiz, das ich am Mittag bekommen hatte. Schwester Ida, unsere Gemeindeschwester, hatte es mir geschickt. Ein schier unbegreifliches Wunder, dass es die Grenze passieren konnte! Ein Tannzapfen war drin, dazu drei ganz kleine Tannenzweiglein und vier dünne Kerzlein. Ein Weihnachtsgeschenk, das mich sehr freute und zutiefst berührte.

Ich war müde, fühlte mich klebrig und schmutzig. Ich musste mich unbedingt wieder einmal waschen. Waschen aber war hier schon immer ein Problem!

Von Frau Schlesinger hatte ich einige Zeit zuvor einen uralten, kleinen und defekten Kochapparat bekommen, dessen Heizschlange ich schon mehrere Male geflickt hatte und den sie nicht mehr brauchen wollte, weil er ihr zu gefährlich war. Mir aber leistete er vorzügliche Dienste: Mittags gab es oft ein winziges Stückchen Brot, das sparte ich mir immer für den Abend, toastete es und ass es, als ob es das beste Stück Kuchen der Welt gewesen wäre!

Jetzt wärmte ich in einem Mini-Töpfchen etwas Wasser, das ich in einem altmodischen Krug von Nadals an der Pumpe geholt hatte, zog mich aus und wusch mich von oben bis unten. Mit so wenig Wasser war das ein Kunststück, auf das ich stolz sein konnte! Dann zog ich mich sehr rasch wieder an und fühlte mich nun viel besser.

Heiri kam immer noch nicht.

Ich nahm mein Päckchen mit dem Tannzapfen und begab mich in die Werkstatt nebenan. Die alten Nadals waren dort und wärmten sich am Kaminfeuer. Ich grüsste sie in ihrer Sprache und erschöpfte damit fast meinen ganzen spanischen Wortschatz. Dann setzte ich mich zu ihnen auf die neue Bank, die Herr Nadal eben erst fertiggestellt hatte. Alle Bänke und Tische in der ‚Petite Classe‘, in der ‚Grande Classe‘ und im Speisesaal hatte er gezim-

mert. Erstaunlich, was dieser Mann noch leistete! Er musste sehr alt sein; jedenfalls sah er aus wie ein uralter, ehrwürdiger Indianer-Häuptling. Er war einstmals Bürgermeister von San Sebastian gewesen. Vor der Ankunft der Franco-Truppen konnte er sich mit seiner Frau gerade noch nach Frankreich retten. Wie er ins Schloss La Hille gelangt war, wusste niemand.

Das Feuer knisterte und flackerte. Wir sassen schweigend beieinander. Wir hatten keine Sprache, um uns zu unterhalten. In Gedanken versunken blickten wir auf die züngelnden Flammen. Ich genoss die Wärme. Es war diesen Winter das erste Mal, dass ich an einem Cheminée-Feuer sass – alle anderen Kamine vom Schloss waren kalt und tot. Meine Gedanken verloren sich langsam in einer anderen, einer wärmeren Welt...

Plötzlich stiess Frau Nadal mich an und deutete auf das Päckchen auf meinem Schoss. Ich öffnete die kleine Schachtel und holte die Zweiglein und den Tannzapfen heraus. Ob Frau Nadal enttäuscht war? Es schien so. Ich steckte die Ästchen kunstgerecht zwischen die Schuppen des Tannzapfens und hatte so ein Bäumchen. Ich drehte und wendete es nach allen Seiten und fragte mich, wie und wo man es aufstellen könnte. Herr Nadal hatte eine Idee: Er nahm mir den Tannzapfen aus der Hand und klemmte ihn vorsichtig im Schraubstock der Hobelbank fest. Es fehlten jetzt lediglich noch die Kerzchen. Mit heissen Wachstropfen befestigte ich sie, so gut es ging, an den Schuppen und den Ästchen. Sie waren fast so lang wie der ganze Tannzapfen. Das sah komisch aus; ein merkwürdiges, ein einmaliges Weihnachtsbäumchen war entstanden! So winzig! Ich war begeistert. Die Spanier klatschten in die Hände und wollten aufbrechen. Ich hielt sie zurück. Heiri musste kommen! Es ging schon gegen elf Uhr zu. Ich holte rasch meinen Nescafé hervor, das lösliche Kaffeepulver, das ich noch aus der Schweiz hatte, und bedeutete ihnen – mehr mit Gesten als mit Worten –, dass ich Kaffee machen würde. Frau Nadal begriff sofort, und während ich das Wasser heiss machte, holte sie vier Blech tassen und stellte sie auf die Hobelbank zum Weihnachtsbäumchen. Im Augenblick war der Kaffee bereit! Ein wunderbarer Geruch breitete sich aus. Es wurde feierlich: Ich zündete die Kerzchen an!

Herr Nadal legte erneut Holz auf, und wir setzten uns wieder, diesmal aber mit dem Rücken zum Kamin, damit wir unser brennendes Bäumchen sehen konnten. Still genossen wir den guten Kaffee und freuten uns an den flackernden Kerzchen, die lustige Schatten an die Decke warfen.

Ich versank in Träumen. Vor meinen Augen tauchte unser Weihnachtsbaum zu Hause auf; die roten Äpfel und die roten Kerzen. Ich dachte mit Wehmut an unser traditionelles Heilig-Abend-Essen mit den feinen belegten Brötchen und dem erfrischenden Orangensaft. Orangen gab es hier nicht, konnte es nicht geben; es war Krieg. Auch keine belegten Brötchen; die Butter fehlte, der Schinken, die Eier und noch vieles mehr... Was mochte es wohl morgen abend zum Weihnachtsessen geben?

Die Kerzchen brannten rasch herunter und drohten den Tannzapfen anzuzünden. Herr Nadal erhob sich und löschte sie – und das brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Frau Nadal erhob sich auch, und beide verabschiedeten sich. «Muchas gracias», sagten sie.

Ich setzte mich wieder, aber ganz nahe ans Kaminfeuer, das nur noch schwach brannte. Würde Heiri wohl bald kommen?

Er kam erst nach zwölf Uhr. «Wo warst du?» fragte ich ihn, und der so lange zurückgehaltene Zorn stieg in mir auf. «Ich habe Weihnachten mit Nadals gefeiert. Was hast du gemacht?»

«Ich habe den Speisesaal geputzt. Gerti, Fanny, Rita, Onze und Egon haben mir dabei freiwillig geholfen.»

Ich begriff nicht. «Aber warum?» fragte ich. «Es ist doch Heiliger Abend.»

«Ja – und morgen ist Freitag.»

«Morgen ist Weihnacht!»

«Und auch Freitag! Und am Freitag muss jede Woche der Speisesaal geputzt und gereinigt werden. So will es die Directrice. Und weil ich das unter keinen Umständen wollte, putzten wir eben den Saal schon heute abend!»

Mir blieb beinahe der Verstand stehen. Ich sagte nichts mehr... Wir gingen rasch ins Bett und schlüpfen unter unsere steifen Strohsäcke, die uns noch immer die Illusion von Wärme gaben.

55. Das Weihnachtsfest

Weihnacht! Das ganze Schloss fieberte und konnte den Abend kaum erwarten. Für mich und Eugen aber wurde die Situation kritisch. Der Strauch lag immer noch hinter der ‚Paillasse‘. Die grossen Mädchen, die schon letztes und vorletztes Jahr das Weihnachtsfest vorbereitet hatten, bestürmten uns seit dem frühen Morgen. Sie wollten unseren Baum haben, um ihn zu schmücken. «Der Weihnachtsbaum muss ein Geheimnis bleiben», sagte ich ihnen. «Wenn die Kinder ihn jetzt schon sehen, ist's keine Überraschung mehr! Bereitet alles vor!»

Das taten sie. Im ‚Dortoir des filles‘, dem Mädchen-Schlafraum, schoben sie alle Betten zusammen und schafften Platz. Auf einem kleinen Tischchen sollte der Weihnachtsbaum stehen. Wieder kamen die Mädchen angerannt. Eugen fanden sie nicht – er hatte sich leider unsichtbar gemacht. Also nahmen sie mich mit in den Schlafsaal und zeigten mir, wie sie alles hergerichtet hatten. Auch das ausgeleierte Klavier stand da bei der Türe. «Und jetzt möchten wir den Baum!» baten sie. «In einigen Stunden muss alles soweit sein.»

«Haben wir keinen Leuchter? Können wir nicht Chanukka feiern?» fragte ich unvermittelt.

«Wir wollen Weihnacht feiern!» antwortete die hübsche, schwarzhhaarige Gerti ungeduldig. Die meisten ‚Mickey's‘ und ‚Moyens‘ sind katholisch und wissen nichts von Chanukka. Holen Sie doch bitte jetzt den Baum! «

«Er ist nicht besonders schön», wich ich aus. «Ihr werdet enttäuscht sein!»

«Macht nichts!» riefen die Mädchen. «Wir machen ihn schön!»

Jetzt blieb mir nichts anderes übrig: Ich musste in den sauren Apfel beissen. Eingewickelt in eine Woldecke schaffte ich den Strauch herbei. Die Mädchen erwarteten mich voller Spannung. Die Directrice hatte sich zu ihnen gesellt. Rita Kuhlberg schloss die

Türe hinter mir. Niemand durfte mehr hereinkommen. Ich packte den Wacholderstrauch vorsichtig aus, um mich nicht zu stechen. Da lag er nun: Ein niederschmetternder Anblick! Die Mädchen stiessen Schreckensschreie aus. Fanny rief: «Das ist ja ein Besen!»

Onze und Egon, die ich bis dahin gar nicht bemerkt hatte, traten vor, um alles genauer zu sehen. Onze grinste übers ganze Gesicht – wie die Lachkatze. Er war schon immer schadenfroh gewesen. Mir aber war's nicht zum Lachen zumute. Fanny, Gerti, Rita, Cilly, sie alle schrien wild durcheinander und regten sich furchtbar auf. Erst allmählich gelang es mir, sie zu beruhigen. «Es ist nicht so schlimm», beschwichtigte ich sie. «Wir hängen Steine an die Äste, dann kommen sie herunter, und ihr könnt sie schmücken! Und ausserdem», fügte ich hinzu, «wird es heute abend dunkel sein, und man wird den Baum nicht so genau sehen...» Mit Onze und Egon wollte ich mich sogleich davonmachen, da packte mich Gerti am Arm und fragte resigniert: «Wie stellen wir den Besen auf?» Ich wusste es auch nicht.

Als wir bald darauf schwer beladen mit Steinen zurückkehrten, kamen wir gerade recht, um Monsieur Nadal beim Aufrichten des Strauches – es war wirklich ein Besen! – zu helfen.

Mit den Steinen hatten wir dann viel mehr Mühe, als wir uns das vorgestellt hatten. Die Äste stachen uns empfindlich und schnellten immer wieder hoch. Wir benötigten schwere und noch schwerere Steine, aber am Ende kamen wir schliesslich doch noch zurecht, und unsere Mühe wurde belohnt: Mindestens fünfzehn grosse Steinbrocken – Fräulein Groth konnte uns glücklicherweise genügend Schnur beschaffen – hingen wie surrealistische Früchte rund um den Strauch herum, und die Zweige hatten eine normale Stellung angenommen. Es war ein unglaublicher Anblick: Onze lachte sich krumm und hörte nicht auf zu lachen, bis die Mädchen ihn fortjagten.

Zum Nachtessen gab es Crêpes, etwas Wunderbares! Den ganzen Tag schon hatten Guy und François das Menu lauthals ausposaunt. Und dann feierten wir das langersehnte Weihnachtsfest! Merkwürdig: Mein Gedächtnis lässt mich im Stich. Ich erinnere

mich nur noch an einige Einzelheiten, aber so deutlich, als ob's gestern gewesen wäre:

Im Kerzenlicht präsentierte sich der Baum gar nicht so übel. Silberfitter und Engelhaar verdeckten die Steine teilweise. Zu Beginn der Feier sangen meine Schüler – und verloren sich im «Immel och». François hörte man unter allen heraus: Er sang noch fröhlich weiter, als alle um ihn herum längst verstummt waren. Zum grossen Spass der Kinder von Schloss La Hille!

Es folgte ein Duett für zwei Flöten, gespielt von Heiri und mir. Es begann gut, aber ich kam nicht weit: Ein unwiderstehliches ‚fou rire‘ stieg in mir auf, ein Lachanfall; François' selbstsicherer Gesang und der unmögliche, groteske Weihnachtsbaum mit den Steinen, die da rundum baumelten – es war zuviel! Ich musste aussetzen und lachen; Heiri kam noch knapp zum Finale, dann platzte auch er heraus!

Was an diesem Abend weiter geschah und geboten wurde, ist mir gänzlich entfallen. Bestimmt hat sich Walter noch ans Klavier gesetzt – das' war ja nun schon Tradition. Schade nur, dass Edith Goldapper nicht mehr da war! Ich hätte sie gerne spielen gehört. War ihr wohl die Flucht in die Schweiz geglückt?

56. Fräulein Toblers Verschwinden

Mein ausführlicher Bericht über die Weihnacht 1943 im Schloss La Hille hielt mich davon ab, über andere Begebenheiten zu berichten: Da ist einmal das Verschwinden von Fräulein Tobler. Unsere ‚Schnitzelbänke‘ mit den Spottversen hatten sie sehr verärgert. Wir hatten sie hochgenommen, weil sie viele Wochen vergeblich auf ein Visum für die Schweiz wartete. Sie verzweifelte, sprach kaum mehr mit uns und zeigte sich nur noch flüchtig. Sie schien das Leben im kalten Schloss nicht mehr ertragen zu können.

Vielleicht sieben oder zehn Tage nach unserem Nikolausfest war sie verschwunden, und mit ihr die zwei Mädchen Toni Rosenblatt und Inge Bernhard. In ihrem Zimmer hinterliess sie die lakonische Botschaft: «Ich bin mit Toni und Inge in die Schweiz abgereist.»

Anfang Januar erhielten wir von ihr einen Brief mit folgender kurzer Notiz: «Wir sind gut in der Schweiz angelangt. Die Deutschen sind nicht alle so, wie ihr euch das vorstellt»...

Daraufhin hörten wir nie mehr etwas von Fräulein Tobler – auch nicht von den Mädchen. Bis zum Jahr 1985...

42 Jahre später, im Jahre 1985:

Ich habe Toni und Inge wiedergesehen! Es gab ein unglaubliches, einmaliges dreitägiges Treffen der ‚Kinder von Schloss La Hille* in Lehavoth Habashan, einem Kibbuz im Norden von Israel. Ruth Schütz und Peter Salz luden uns ein. Sie gestalteten das Meeting, das zu einem unvergesslichen Ereignis wurde. Toni war 1943 ein kleines Mädchen – heute ist sie eine lebendige, attraktive Frau, der man das Alter nicht ansieht. Sie wohnt in Sizilien, wo sie mit ihrem Mann ein Hotel führt. Sie erzählte mir die Geschichte ihrer Flucht in die Schweiz mit Fräulein Tobler so ausführlich und anschaulich, als ob alles erst gestern geschehen wäre.

57. Toni Rosenblatt in den Stacheln des Grenzzauns

Toni berichtete mir folgendes: «Fräulein Tobler holte mich und Inge in der Nacht aus dem Bett. Sie liess uns kaum Zeit zum Anziehen. Wir waren noch verschlafen und total verwirrt. Wir wussten überhaupt nicht, was eigentlich los war. Wir fahren in die

Schweiz!' sagte sie – wir begriffen nicht. (Beeilt euch, schnell, schnell!)» drängte sie uns. Ich erinnere mich nicht, dass wir dazu kamen, irgend etwas mitzunehmen. Es musste alles so rasch gehen! Ich wollte Edith Jankielewitz und all den andern Mädchen noch adieu sagen – sie schliefen aber fest, und Fräulein Tobler liess nicht zu, dass wir sie weckten. Ehe wir uns versahen, waren wir schon unterwegs zu einer Bahnstation. Es war ein langer, langer Weg. Ich glaubte zu sterben. Ich weinte, und Inge ebenso. Wir wollten nicht weiter, konnten auch nicht mehr, doch Fräulein Tobler war unerbittlich. Sie trieb uns erbarmungslos vorwärts: (Morgen sind wir in der Schweiz, und dann seid ihr gerettet), sagte sie.

Was weiter geschah, weiss ich nur noch bruchstückhaft: der überfüllte Zug – die Nacht auf dem Boden im Couloir der Eisenbahn – die vorbeiflitzenden Lichter... Ach, ich war mehr tot als lebendig, ich schlief die meiste Zeit.

Einmal mussten wir umsteigen. Es war finstere Nacht. Ich fror grässlich; ich hatte keinen Mantel, nur ein Sommer-Röckchen ohne Strümpfe. Meine Beine waren fast gefühllos und schmerzten sehr. Auch Inge fror – es war ja Mitte Dezember.

Als wir aber auf dem Bahnsteig plötzlich deutsche Soldaten auf uns zukommen sahen, wurde es mir siedend heiss, mein Herz klopfte zum Zerspringen, und ich zitterte vor Angst. Die Deutschen beachteten uns aber nicht und marschierten an uns vorbei.

Hier habe ich eine grosse Lücke in meiner Erinnerung. Ich sehe uns erst wieder an der Schweizer Grenze. Ich weiss nicht wo. Es war Nacht. Wir gingen den Stacheldrahtzaun entlang und suchten eine günstige Stelle zum Durchschlüpfen. Da war plötzlich ein Loch, ein sehr kleines. ‚Kriech rasch hindurch!‘ befahl mir Fräulein Tobler. ‚Du bist klein und dünn, das geht schon!‘

Ich weinte und schluchzte verzweifelt. ‚Ich will nicht‘, schrie ich, ‚ihr könnt mir nicht folgen!‘ – ‚Still!‘ zischte Fräulein Tobler. ‚Die Deutschen können jeden Moment auftauchen und uns schnappen. Mach schnell!‘ Ich musste gehorchen. Um Inge und

Fräulein Tobler nicht aus den Augen zu verlieren, kroch ich rückwärts durch die Lücke im Zaun – und blieb prompt mit meinen Kleidern hängen. (Fräulein Tobler!' rief ich verzweifelt, aber Fräulein Tobler hatte Inge bei der Hand genommen und zog sie rasch mit sich fort. Ich geriet in Panik, schrie so laut ich konnte und versuchte, von den Drähten loszukommen. Vergeblich! Die spitzen Stacheln hatten sich durch meinen kurzen Rock und meine dünnen Unterhosen gebohrt und stachen mich schrecklich. Ich war ausser mir. Ich brüllte und schrie um Hilfe. Plötzlich hörte ich einen Hund bellen! Ich verstummte augenblicklich, und als ich einen deutschen Soldaten mit einem grossen Wolfshund daherkommen sah, glaubte ich, mein Herz stehe still... Er kam rasch auf mich zu – und kehrte plötzlich um und ging davon! Ich lag wie gelähmt unter den Stacheldrähten und rührte mich nicht mehr. Fräulein Tobler und Inge kehrten nach längerer Zeit zurück – sie hatten sich versteckt – und befreiten mich aus meiner misslichen Lage. Es tat furchtbar weh. Die Stacheln des Drahtes hatten sich tief in mein Fleisch gebohrt. Ich schrie aber nicht mehr; der Schrecken steckte mir noch in allen Gliedern.

Schliesslich konnte ich wieder auf stehen. Ich sah grässlich aus: Mein Rock war zerrissen, meine weissen Höschen waren rot vom Blut, das über meine Beine herunterlief. Ich strotzte vor Schmutz und zitterte vor Kälte. Ich hatte ja fast nichts an. Auch Inge fror in ihrem dünnen, blauen Jupe. Wenn wir wenigstens Strumpfhosen gehabt hätten oder auch nur Strümpfe! Unsere Söckchen wärmten natürlich nicht. Unsere Füsse waren eiskalt und steckten in miesen, nassen Halbschuhen mit Kartonsohlen, die sich langsam auflösten...

Wo wir den Rest dieser schlimmsten Nacht meines Lebens verbrachten, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur noch, dass ich entsetzlich fror. Vielleicht ging die Temperatur gegen null Grad. Meine Beine fühlten sich wie Eiszapfen an.

Am frühen Morgen kehrten wir zur Grenze zurück und kamen wieder zu dieser Lücke im Stacheldraht. Ich weigerte mich diesmal entschieden, hier durchzukriechen. Fräulein Tobler wurde zornig: ‚Willst du denn nicht begreifen, dass die Schweiz deine

einzigste Rettung ist?' sagte sie leise – ich hatte aber viel zu grosse Angst.

Inge hingegen machte keinerlei Umstände: Sie legte sich flach auf die nasse Ackererde und robbte langsam und vorsichtig unter den Drähten hindurch auf die andere Seite. Ich sah sie gerade noch davonlaufen, als mich Fräulein Tobler fortzog. ‚Die Deutschen kommen!‘ sagte sie und riss mich mit sich fort.

Wir gelangten zu einer anderen günstigen Stelle im Zaun. Ich musste mich flach auf den Boden legen, wie Inge, damit Fräulein Tobler mich unter den Drähten durchschieben konnte. Ich wehrte mich nicht mehr. Inge war ja weg. Auch ich wollte jetzt so schnell wie möglich in die Schweiz!

Fräulein Tobler hatte recht: Die Schweiz war meine einzige Rettung. Es ging um unser Leben. Allein hatte ich eine grössere Chance, von den Schweizern nicht zurückgewiesen zu werden. Ich, ein so kleines, schmutziges, halberfrorenes Mädchen...

Geschickt schob mich Fräulein Tobler unter den Stacheldrähten durch. Auf der Schweizer Seite angelangt, sah ich mich gar nicht mehr nach ihr um, sondern lief davon und stand bald vor einem zweiten Zaun. Ohne lange zu überlegen brachte ich auch diesen hinter mich und stand – wie ich vermutete – vor deutschen Soldaten! Ich warf mich auf den Boden und schrie: ‚Ich will nicht sterben!‘

‚Es geschieht dir nichts!‘ sagte einer der Soldaten. ‚Du bist in der Schweiz!‘ Er hob mich auf und trug mich zu einem Auto. Ich kam in ein Auffanglager, wurde gewaschen und gebadet und bekam neue Kleider. Meine Wunden wurden gepflegt. Ich traf sogar Inge! Wir fielen einander in die Arme: Wir waren gerettet!

Eine gute Familie in Reinach bei Basel hat mich später aufgenommen.»

Damit war Toni Rosenblatt am Ende ihrer Geschichte. Ihre ergreifende Erzählung beeindruckte mich sehr. Unglaublich, was diese Kinder, die man umbringen wollte, weil sie Juden waren, körperlich und seelisch durchmachen mussten!

58. Ediths Flucht in die Schweiz

In die gleiche Zeit des dramatischen Grenzübertritts von Toni Rosenblatt und Inge Bernhard fällt auch Edith Goldappers strapaziöser Marsch im tiefen Schnee über die Jurahöhen des Risoux ins ‚gelobte Land‘, die Schweiz.

Edith hatte den Vorteil, dass sie für die gefährliche Expedition über die Grenze gut vorbereitet und ausgerüstet war. Von den Freundinnen Anne-Maries bekam sie warme Kleider und solide, wasserdichte Schuhe, während die beiden Mädchen Toni und Inge, ahnungslos wie sie waren, völlig unvorbereitet morgens um vier Uhr aus dem Schlaf gerissen wurden und keine Ausrüstung und keine warmen Kleider erhielten. Es blieb ihnen kaum Zeit, in ihre dürrftigen Sommerkleidchen zu schlüpfen, und schon mussten sie sich leise in die grausam kalte Dezembernacht davonschleichen.

Glücklicherweise trafen sie an der Grenze nicht – wie Edith in den Jurabergen – auf Schnee. Das hätten sie nicht überlebt! Doch auch so war es schon ein grosses Wunder, dass sie, ohne Schaden zu nehmen und ohne erwischt zu werden – «die Deutschen sind nicht alle so, wie ihr euch das vorstellt!» – einigermassen heil in die Schweiz gelangten!

Letzten Endes hatte Fräulein Tobler sie gerettet.

Ediths Weg in die Schweiz war weniger gefahrvoll, bot aber schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Lesen wir, was sie in ihrem Tagebuch schreibt:

Ediths Tagebuch (sechster Teil)

«4. Dezember 1943: Inge hat Geburtstag. Ich möchte ihr so gerne eine Freude machen, aber was? Da fällt mir ein: Sie wünscht sich doch immer einen Kalender, worin man sich tägliche Notizen machen kann. Ich kaufe ihr einen solchen, Frs. 25.– kostet dies; ich kaufe mir gleich auch einen, und Frs. 50.– sind im Nu weg. Eine Photographie gebe ich noch dazu, und das Geburtstagsgeschenk

ist fertig. Sie hat trotzdem eine Freude damit, auch wenn es wenig ist. Hoffentlich können wir den nächsten Geburtstag schon in einer besseren Zeit verbringen.

7. Dezember: Victoria bekommt Besuch von einem Herrn. Er kommt gerade von drüben und möchte am Samstag wieder zurück. Ich denke, wenn ich doch nur mitkönnte – und in diesem Moment sagt Victoria auch schon, dass dies die beste Gelegenheit wäre, mich mitzunehmen. Ich bin furchtbar erregt! Heute wäre ich bereit mitzugehen, zu jeder Tages- und Nachtzeit! Also es bleibt dabei: Am Samstag, den 12. Dezember 1943, wird es losgehen.

11. Dezember: Victoria hat Inge erklärt, dass sie mich über die Grenze bringen will, und Inge ist auch ganz einverstanden. Ich versuche auf alle Fälle, dass man Inge doch mitnehmen kann, aber sie sagt, es wäre schon mit mir sehr schwierig, im hohen Schnee durchzukommen. Inge sieht es vollkommen ein, dass man mich mitnimmt, da erstens für mich keine Stelle gefunden wurde und sie zweitens gut aufgehoben ist und dann im April oder Mai kommen wird. Mir fällt es trotzdem sehr schwer zu gehen. Ich nehme von Inge Abschied – mir ist sehr weh ums Herz, sie so dazulassen. Na, hoffentlich kommt sie bald nach! Mein Rucksack ist bereits gepackt, ich könnte sofort losgehen, wenn es sein müsste. Morgen also kommt der Moment, wo der Frosch ins Wasser springt!

12. Dezember: Es ist ganz komisch, ich habe überhaupt keine Angst. Ich bin völlig überzeugt, dass ich über die Grenze komme. Noch ein letztes Mal kontrolliere ich meine Sachen. Gegen zehn Uhr kommt auch Herr Altweg. Um halb zwölf Uhr nehmen wir das Mittagessen ein. Aber jetzt zeigt sich doch etwas Aufregung. Ich habe überhaupt keinen Hunger. Auch die Mutter von Victoria ist da. Sie will mir unbedingt etwas Gutes geben, aber ich kann nichts herunterbekommen. Um halb ein Uhr soll der Zug gehen, der uns in den Vorort von Chapelle de Bois bringen soll. Ich ziehe

wird uns angewiesen. Ein sehr sympathischer Herr empfängt uns. Ich bin ja bereits angemeldet worden, sodass mein Name schon bekannt ist und von dem Vornamen Solith ist er ganz begeistert. Er bedauert die beiden Damen wegen schicksal zu müssen und so muss ich leider von Frau Siquet Abschied nehmen. Sie drückt mir noch Fr. 5.- in die Hand und verabschiedet sich recht herzlich. Ich kann mich, zum ersten Male, vor fremden Leuten nicht mehr zurückhalten und die Tränen laufen mir nur so die Wangen runter. Alle versuchen mich zu trösten, auch der Herr Polizeibeamte, aber da ist nichts bei mir zu machen, umso stärker weine ich. Hr. Soladin verspricht morgen wieder zu kommen und so gewinne ich meine Fassung wieder. Die Damen entfernen sich und ich werde meinem Schicksal allein überlassen. Ich setze mich. Der Herr Beamte spannt ein Blatt in die Maschine ein und langsam fängt er an mich auszufragen. Ich muss auf meines Hut sein und nicht von meines Führer und Schicksal erzählen. Ich erkläre erst am 14. Fr. in die Schweiz eingetreten zu sein, wo, würde

mich an und schnalle den Rucksack um. Madame Cordier steckt mir noch schnell einige Heiligenbildchen zu, mit einer Widmung. Sie sollen mir Glück bringen... Die Photographien von Papa und Mama kommen je in eine Manteltasche. Sie vor allem müssen mir Glück bringen!

Die ganze Familie kommt an den Bahnhof. Traurig nehme ich Abschied. Jetzt geht's los; wir fahren. Noch sieht man eine herrlich grüne Landschaft, die sich vor den Augen ausbreitet, aber bald kommen schneebedeckte Felder. Mein Mut sinkt, aber ich wiederhole ständig: Sei mutig, es geht um dein Leben! Halte aus! Wir kommen an der grössten Ortschaft an und verlassen die Bahnstation. Der Onkel von Victoria wollte uns angeblich mit einem Schlitten abholen, aber nichts dergleichen ist zu sehen. Wir gehen bis zu einem Kaffeehaus, wo er eventuell warten könnte. Es liegt schon furchtbar viel Schnee. Die Chaussee ist ganz vereist, und auf jeden Schritt, den man macht, muss man achtgeben. Kalt ist mir eigentlich nicht, denn das Gehen und der schwere Rucksack machen mir warm. Auch hier besteht die Gefahr, dass wir den Deutschen in die Arme laufen, aber glücklicherweise kommt uns keiner entgegen. Endlich sieht Victoria ihren Onkel in gewisser Entfernung mit dem Eselsschlitten auf uns warten. Herr Altweg ist schon halbtot und kann kaum noch weitergehen. Der Onkel scheint angeblich zu wissen, was mit mir los ist. Ich bin aber sehr skeptisch gegenüber diesen Angelegenheiten und öffne meinen Mund kaum.

Die langsame Fahrt geht los. Wir sind in Decken warm eingehüllt, aber meine Füsse hängen herunter, und allmählich werden sie steif. Ich spüre sie kaum noch. Jetzt wird mir auch am ganzen Körper kalt. Ich kann mich kaum noch aufrecht halten. Es fängt bereits an zu dunkeln, es ist sechs Uhr abends. Nun kommen wir in die Gefahrenzone, wo auf alle Fälle Deutsche sein müssen. Ich werde als Cousine von Victoria ausgegeben, denn kein Fremder darf in diese Gegend kommen; nur gerade die Familie Cordier, die einen ‚laissez passer‘ (einen Passierschein) hat.

Ich beherrsche mich mit allen Mitteln. Es muss ganz einfach gut werden! Nun sind wir nicht mehr weit vom Haus des Onkels entfernt, und Victoria steigt vom Wagen ab. Sie fährt mit ihren Skis

nach Chapelle des Bois, um Ausschau zu halten, ob die Deutschen gerade vor dem Hause Patrouille machen. Herr Altweg und ich steigen währenddessen beim Onkel ab, der genau Bescheid weiss. Ich bin ganz erfroren und darf mich auch gleich an dem schönen Kaminfeuer aufwärmen. Langsam tauen meine Füsse auf. Es ist nun neun Uhr abends. In wenigen Minuten wird Victoria kommen, um uns zwei zu holen und in ihr Haus zu bringen, welches unweit vom Hause der deutschen Grenzsoldaten liegt.

Soeben ist Victoria angekommen. Sofort sind wir bereit, zur Chapelle des Bois zu gehen. Ich denke an nichts anderes als immer: ‚Vorwärts!‘ In eiligen Schritten geht es das schneebedeckte Feld hinauf. Wir müssen furchtbar aufpassen, um ja keinem Gendarmen in die Arme zu laufen. Endlich haben wir das Haus erreicht. Durch den Stall gelangen wir in die Wohnstube. M.-A., die älteste Schwester, erwartet uns bereits. Wir bekommen Butterbrot und Kakao, und so wärmen wir uns. Nun wird diskutiert: Soll mich M.-A. morgen hinüberbringen, oder gehe ich gleich mit Herrn Altweg und Victoria fort? Es ist nämlich furchtbar gefährlich. Schliesslich wird beschlossen, dass ich mitgehe, und da ich mit meinen Schuhen sehr wahrscheinlich nicht sehr weit kommen würde, bekomme ich ein Paar feste Bergschuhe, Grösse 42. Ich schwimme förmlich darin! Da sie aber offenbar auch schon Addi Nussbaum angehabt hat und sie ihn gut auf die andere Seite gebracht haben, müssen sie auch mir Glück bringen! Wir machen uns bereit. Trotz meinem Widerstreben nimmt Victoria meinen schweren Rucksack. Ich bekomme einen ganz leichten zum Tragen. Noch einmal schaut M.-A. hinaus, ob die Luft rein ist. Kurz darauf marschieren wir ab.

12. Dezember 1943, zehn Uhr abends: Der Mond scheint ganz hell, man könnte meinen, es wäre Tag. Ich habe die Bilder meiner Eltern in je eine Manteltasche gesteckt und habe das Gefühl, dass Mutti und Papi mich in den nächsten Stunden bestimmt nicht verlassen werden. Kalt ist mir auf keinen Fall: Ausser meinem Wintermantel habe ich noch meinen Skianzug an, und darunter trage ich noch

einen Pullover. Jetzt heisst es aufpassen! Wir dürfen keine Spuren im Schnee hinterlassen, denn sonst könnte man sofort sehen, dass wir vom Hause Victorias kommen. Deswegen klettern wir ein gutes Stück des Berges über grosse, spitze Steine hinweg, denn so verlieren sich die Spuren unmerklich. Jetzt geht es noch ganz gut, der Schnee ist nicht allzu hoch. Aber nun sehe ich, dass der Jura ganz schön steil hinauf geht. Victoria geht voraus, Herr Altweg folgt, und ich laufe am Schluss.

Jetzt fängt es schon an, schwieriger zu werden. Der Schnee ist sehr hoch, und ich versinke darin bis an die Knie. Es ist sehr unangenehm. Wenn ich einen Schritt vorwärts mache, sinke ich ein. Es ist furchtbar – und zur gleichen Zeit sehr anstrengend. Herr Altweg bahnt mir jetzt immer den Weg, indem er ‚Stufen‘ macht. Ich bin sehr erschöpft, und der Mut sinkt. Die Gefahr ist eigentlich weniger gross; es ist vielmehr die Anstrengung.

Noch sind wir auf französischem Boden. Es ist zwölf Uhr. Nun kommt das Schlimmste von allem. Vor uns steht ein richtig vergletschertes Felsen, fast so steil wie eine Wand. Wie sollen wir da hinaufkommen? Mit viel Mühe gelangt Victoria oben an; sie hat aber scheinbar auch Übung. Herr Altweg macht ein höchst komisches Gesicht – und ich schon mein Testament! Victoria kommt wieder herunter und hilft Herrn Altweg. Ich warte. Sie kommt nochmals und bringt nun auch mich hinauf. Müde bin ich eigentlich nicht, aber furchtbar erschöpft – dafür haben wir nun auch die Schweiz erreicht!

Soll das alles wahr sein? Ich kann es nicht fassen, hat sich doch der Wald gar nicht verändert. Ein Baum ist wie der andere – und doch bin ich in der Schweiz! Meine Führerin erklärt nun, dass wir gleich das ‚Hotel d'Italie‘ erreicht hätten, und wirklich: Unweit von uns erblicke ich ein Häuschen, worin tagsüber Holzfäller ihr Mittagsmahl einnehmen. Die Tür ist verschlossen. Victoria hängt ein Fenster aus und steigt durch die winzige Öffnung hindurch; es ist erstaunlich, und ich glaube kaum, es schaffen zu können. Nachdem Victoria gut drinnen angekommen ist, komme ich dran. Es geht aber alles wirklich famos, und zum Schluss folgt Herr Altweg. Ich bin ziemlich erschöpft, doch will ich es nicht zeigen.

Victoria öffnet ein Schränkchen – da kommt es mir fast vor, als ob ich das Märchen vom ‚Tischlein deck dich‘ erleben würde. Ich erblicke Milch, Käse, Brot und Kakaopulver! Victoria macht Feuer und kocht Kakao. Kurz darauf sitzen wir gemütlich beim Essen. Es gefällt mir fast, und ich fühle mich recht wohl. Herr Altweg schläft gleich ein, und auch Victoria macht Anstalten, dasselbe zu tun. Aber ich kann, obwohl ich sehr müde bin, kein Auge zumachen. Ich habe immer nur das eine im Kopf: Ich bin in der Schweiz! Wie oft hatten wir davon gesprochen!

Mittlerweile steht die Zeit keineswegs still, es ist zwei Uhr nachts. Die Herrschaften erwachen, und es wird zum Aufbruch gerüstet. Wieder geht es zum Fenster hinaus. Wir haben fast Übung, kann man sagen. Jetzt fängt es langsam an zu dunkeln; den Mond sieht man kaum noch. Bis jetzt hat Victoria meinen Rucksack getragen, aber nun habe ich ihn bekommen – es war mir bis jetzt auch peinlich genug. Der Weg führt ganz steil hinauf, zwischen Baumgruppen hindurch. Ich muss sehr aufpassen. Mit meinen genagelten Schuhen – wir nennen sie ‚Goiserer‘ – kann ich leicht hinfallen und mir einiges brechen. Victoria und Herr Altweg unterhalten sich, doch ich spreche kein Wort. Überhaupt: Während der ganzen Reise kann man die Worte zählen, die ich spreche. Meine Gedanken sind ganz woanders. Die Hände in den Taschen vergraben, die Bilder meiner geliebten Eltern umklammernd, gehe ich meines Weges. Oft fragt mich Victoria, wie es mir gehe, und ich antworte stets dasselbe: ‚Merci, Mademoiselle, très bien, ne vous inquiétez pas!‘ (Danke, Fräulein Victoria, sehr gut. Machen Sie sich keine Sorgen!) Nach einer Stunde Weges wird wieder gerastet. Man legt sich in den weichen Schnee, der ja so wohl tut bei dieser ‚Hitze‘ – denn von Kälte ist bei uns nicht zu sprechen.

Es geht wieder weiter. Bald sind wir am Ziel; noch eine Stunde. Nun geht es furchtbar steil abwärts, alles ist vereist. Na, da hab ich's! Jetzt kann ich meine Knochen zählen! Ich sitze am Boden. Aber ehrlich gesagt, es ist nicht angenehm, und ich kann mich kaum aufrichten mit diesem schweren Rucksack. Victoria hat

nichts davon gemerkt; ich bin weit zurückgefallen, und nun beeile ich mich, um wieder aufzuholen. Herr Altweg ist ein Ekel. Er jagt mir Angst ein, indem er mir jetzt zweihundert Francs in die Hand drückt und erklärt, dass man uns jetzt leicht erwischen könnte. In diesem Moment zähle ich dann natürlich nicht zu ihnen: Victoria und Herr Altweg wären dann ein Ehepaar, und ich müsste mich allein durchschlagen. Das ist ein feines Gefühl, aber Victoria beruhigt mich.

Die ersten Häuser werden sichtbar, und da – ein Licht blitzt auf! Es sind die Gendarmen. Wir gehen eiligst unseres Weges und werden nicht eines einzigen Menschen ansichtig. Es ist famos.

Vier Uhr früh: Le Campe ist erreicht. Bei Freunden von Victoria werden wir erwartet. Victoria wirft Steine in das offenstehende Fenster, damit man nicht rufen muss. Nach endlosen zehn Minuten wird die Türe geöffnet, und das Wiedersehen kann man sich ja vorstellen! Sofort kommt die ganze Familie angestürmt, und gleich wird auch Essen aufgetragen. Ich traue meinen Augen nicht: Was man da nicht alles hat: Butter, Käse, Brot, guten Kaffee – es ist wie im Paradies! Nachher mache ich mich etwas zurecht, gebe die schweren Schuhe zurück und ziehe meine eigenen wieder an. Dann schreibe ich sogleich an Inge und Fräulein Anne-Marie, dass ich das Ziel erreicht hätte. Victoria gibt mir die Briefe, die ich für Inges Mutter und Bekannte mitgebracht habe. Kurz danach verabschiede ich mich von Victoria, die sofort mit Herrn Altweg nach Lausanne weiterreist. Sie nimmt sehr herzlich Abschied von mir, und ich bin sehr gerührt.

Lange soll ich nicht hier bleiben. Die Leute sind natürlich auch ängstlich, und zum erstenmal muss ich hier erfahren, dass ich ein ‚armer Flüchtling‘ bin. Sie sind aber trotzdem sehr nett, und eine Tochter des Hauses, Fräulein Madeleine, ist sofort bereit, mich zur Familie Pignet zu bringen, die nur zehn Minuten entfernt wohnt. Um sechs Uhr morgens machen wir vor einer Villa halt. Eine junge Dame öffnet die Tür. Ich denke, ich sehe nicht recht:

Das ist ja Anne-Marie, die uns empfängt! Sie sieht ihr wahrhaftig täuschend ähnlich – es ist aber nur die jüngere Schwester von Anne-Marie. Sie ist schon fleissig damit beschäftigt, ihr Baby zu baden, jetzt ist sie erstaunt, Fräulein Madeleine mit mir zu sehen. Mich haben sie ja schon vor einem Monat erwartet, aber jetzt zu dieser Jahreszeit?

Fräulein Madeleine nimmt bald Abschied, und ich werde in das Speisezimmer geführt und soll erzählen. Ich bin aber zu erschöpft. Mitten im Gespräch schlafe ich ein. Unterdessen ist es auch schon halb acht geworden, und Herr und Frau Piguet kommen zum Frühstück. Sie sind nicht wenig erstaunt, als sie mich erblicken. Sofort gebe ich ihnen den Brief, den Anne-Marie vor einem Monat geschrieben hat. Sie sind überglücklich, etwas von ihrer Tochter zu hören. Wir setzen uns an den Frühstückstisch, da mache ich auch die Bekanntschaft mit dem Sohn des Hauses. Ich muss natürlich erzählen...

Vormittags helfe ich Frau Piguet beim Gemüseputzen und anderen Arbeiten. Nachmittags schreibe ich an Fräulein Tännler; na, die wird Augen machen! Abends werde ich dann in das Zimmer geführt, wo ich schlafen soll. Der Sohn des Hauses hat es mir abgetreten. Ich erblicke ein Klavier und daneben einen Notenständer nebst Geige. Ich trete näher an das Klavier heran, und was sehe ich da? Da ist ja die Frühlingssonate aufgeschlagen! Welch schöne Erinnerungen knüpfen sich daran! Noch lange liege ich wach im Bett und kann es gar nicht fassen, dass ich in der Schweiz bin.

Am nächsten Morgen, am 14. Dezember 1943, werde ich um fünf Uhr von Frau Piguet geweckt. Ach, wie gut habe ich geschlafen! Gegen sechs Uhr geht unser Zug nach Lausanne. Es gibt noch furchtbar viel Glatteis, und es ist auch ganz schön kalt. Noch immer fühle ich mich nicht ganz frei. Vor Gendarmen und Kontrolleuren habe ich stets einen gewissen Respekt, ausserdem habe ich noch schrecklich Angst vor einem eventuellen Zurückschicken, denn ich bin noch keine 25 Kilometer im Land drin (im Schloss wurde erzählt, dass man mindestens 30 Kilometer tief in der Schweiz sein müsse, um nicht zurückgeschickt zu werden).

Nun sind wir in Lausanne eingetroffen. Ich sehe Studenten mit bunten Mützen; ich glaube endlich an die Wirklichkeit. Nun nehmen wir den Zug, der uns nach Zürich bringen soll. Ich fühle mich froher; ich komme an bekannten Städten vorbei, an Aarau und Olten. Idm zeh'n Uhr haben wir Zürich erreicht. Ich lasse mein Gepäck auf der Gepäckannahme, und dann wollen wir Peter Salz und Hans Garfunkei aufsuchen, denen die Flucht in die Schweiz auch gelang. Frau Piguet erklärt mir die Stadt ganz genau. Jetzt gehen wir die Bahnhofstrasse entlang. Halt, da kommt ja meine Uhr her: ‚Türler‘, wie interessant! Und dann geht es weiter zum Paradeplatz. Wir nehmen die Elektrische. Man könnte die Stadt Zürich mit dem schönen Wien vergleichen! Jetzt sind wir an der Manessestrasse, und ich werde Hans und Peter wiedersehen. – Na, leider habe ich Pech! Niemand ist zu Hause. Ich bin untröstlich. Dann wird es eben ein andermal sein. Wir gehen in ein Restaurant und bestellen uns ein Mittagessen, nachher wollen wir Herrn Pfarrer Vogt in der Streulistrasse aufsuchen.

Eine Dame öffnet uns die Tür. Nachdem Frau Piguet ihr meinen Fall erklärt hat, will sie mich zuerst nicht hineinlassen, weil ich nicht evangelisch sei – aber Frau Piguet bezieht sich auf ihre Tochter und auf Edith Moser und Manfred Kammerer. Daraufhin geleitet sie uns ins Büro hinauf. Ein freundlicher Pfarrer kommt uns entgegen, und jetzt fängt die Fragerei schon an, denke ich, aber das ist noch gar nichts gegenüber dem, was noch kommen soll. Nachher soll ich auf die Polizei kommen. Das kann ja noch heiter werden! Vor dem Zurückschicken habe ich noch immer Angst, und deswegen wird vor meinen Augen und Ohren die Polizei angerufen: Es sei ein ‚Töchterchen‘ da; ob man es zurückschicken würde? Hoch und heilig wird am anderen Ende der Leitung versprochen, dass man mich hierlassen wird. Ich bin beruhigt.

Mit der Sekretärin, Fräulein Saladin, und Frau Piguet werde ich auf die Polizei geführt. Das Zimmer 36 im dritten Stock wird uns angewiesen. Ein sehr sympathischer Herr empfängt uns. Ich

bin ja bereits angemeldet worden, so dass mein Name schon bekannt ist. Von dem Vornamen Edith ist er ganz begeistert! Er bedauert, die beiden Damen wegschicken zu müssen, und so muss ich leider von Frau Piguet Abschied nehmen. Sie drückt mir noch fünf Franken in die Hand und verabschiedet sich recht herzlich. Ich kann mich, zum erstenmal, vor fremden Leuten nicht mehr zurückhalten: Die Tränen laufen mir nur so die Wangen runter. Alle versuchen, mich zu trösten, auch der Polizeibeamte, aber da ist bei mir nichts zu machen, ich weine nur um so stärker. Fräulein Saladin verspricht, morgen wiederzukommen, und so gewinne ich meine Fassung wieder. Die Damen entfernen sich, und ich werde meinem Schicksal überlassen. Ich setze mich. Der Herr Beamte spannt ein Blatt in die Maschine ein, und langsam beginnt er mich auszufragen. Ich muss auf der Hut sein und darf nicht von meiner Führerin und dem Schloss erzählen. Ich erkläre, erst am 14. Dezember in die Schweiz gekommen zu sein; wo, wüsste ich nicht, fetzt kommen vier andere Beamte in das Büro, bewaffnet mit unheimlichen Landkarten. Ich suche krampfhaft, erinnere mich aber nicht an die Stadt, wo ich in die Schweiz eingetreten bin. Ich verhalte mich ganz ruhig, keine Spur von Aufregung ist bei mir zu bemerken.

Mein Rucksack ist inzwischen von der Bahn abgeholt worden. Der Handtasche, die ich bei mir habe, wird aller Inhalt entnommen. Alles wird kontrolliert. Meine goldene Uhr und mein Ring werden mir abgenommen; überhaupt alles, selbst mein Taschentuch. Unterdessen ist es schon acht Uhr abends geworden, und der Beamte hat sechs Seiten Protokoll vor sich. Er liest es mir vor, und ich muss es der Richtigkeit entsprechend unterzeichnen. Dann holt mich ein Wärter und führt mich in eine Zelle. Schrecklich, ich bin sehr unglücklich. Bin ich denn eine Schwerverbrecherin, dass man mich an solch einen Ort steckt? In der Zelle befinden sich ein Bett mit Matratze und ein Tischchen, das mit einer Bank an der Wand festgemacht ist. Der Schlüssel rasselt in der Eisentür, der Wärter erscheint und sagt in barschem Ton: ‚Holen Sie Ihr Essen!‘ Ich nehme eine Riesentasse Kaffee und ein grosses Stück Brot in Empfang. Ich vermag es kaum aufzuessen.

Jetzt habe ich Zeit zum Nachdenken. Was habe ich alles getan und warum bin ich hier? Ich studiere die Wände, die von oben bis unten bekrizelt sind. Oft steht ‚Heil Hitler‘ oder Ähnliches drauf. Später lege ich mich auf das harte Bett. Ich bin wohl harte Lager geioöhnt und bin gar nicht so empfindlich, aber nach diesen Strapazen fühle ich mich gar nicht wohl und verspüre besonders Schmerzen an der Stelle, wo ich gefallen bin. Ich mache die ganze Nacht hindurch kein Auge zu. Am nächsten Morgen kommt wieder der ‚freundliche‘ Wärter, und ich nehme mir wieder Brot und Kaffee. Dann holt mich mein Beamter ivieder ab, und mir werden noch einige Fragen gestellt. IIm halb zehn besteige ich ein graues Polizeiauto und werde in eine Klinik gebracht. Na, das gibt ja eine Konsultation! Angefangen vom Kopf bis zu den Zehenspitzen. Ich glaube aber, das Resultat ist gut ausgefallen, denn die Ärztinnen nicken mir lächelnd zu. Erneut steige ich in das Auto. Es geht zurück zur Polizei, zurück in meine Zelle. Das Mittagessen nehme ich dort ein. Gegen drei Uhr verlasse ich die Polizei und werde in eine Kaserne in Zürich überführt.

Zuerst werde ich wieder ganz gründlich untersucht, und danach muss ich ellenlange Fragebogen ausfüllen. Wenn das beendet ist, leuchtet mir wieder eine herrliche Zelle entgegen. Aber diese ist schon besser: ein schönes Bett mit weissen Leintüchern und eine Waschschüssel nebst Handtüchern. Aber ich bleibe nicht lange allein. Ein junger Mann bringt mir fünf Listen à je sechs Seiten, die ich alle ausfüllen muss. Na, beschäftigt bin ich! Später besucht mich eine recht freundliche Wärterin und bringt mir Kartoffeln. Ich habe ja keine Uhr, aber ich nehme an, es wird gegen zehn Uhr abends sein, und so lege ich mich ins Bett. Es ist die erste Nacht, in der ich richtig schlafen kann.

Beim ersten Glockenschlag springe ich auf und beeile mich, die Zelle so herrlich wie möglich aufzuräumen, denn an der Tür steht die präzise Weisung, wie man sie zu säubern hat: Die Decken sind ordentlich zusammenzulegen, die Zelle ist zu wischen. Ich meine, es sei alles in Ordnung, als auch schon die Wärterin eintritt. Sie bringt mir Brot und Kaffee, sieht sich die Zelle an und ist zufried-

den. Dann verlässt sie mich und verschliesst die Türe gut. Bald danach höre ich, wie sich wieder Schritte meiner Tür nähern. Ich warte geduldig.

Die Tür wird tatsächlich geöffnet, und ein Offizier – oder so was Ähnliches muss es schon sein – tritt ein und blickt mit kritischen Blicken im Zimmer herum. Er scheint alles gut zu finden – doch nein, jetzt schreit er mich an: ‚Legen Sie die Decken anständig zusammen!‘ und verlässt meine Zelle. Ich bleibe verblüfft zurück und bin trostlos. Ich kann ja meine Decken nicht mehr besser falten, bla, wir werden ja sehen. Ich sitze auf meinem Bänkchen – und weine. Ich bin schrecklich unglücklich. Was will man denn von mir? Was habe ich denn verbochen, dass man so mit mir umspringt?

Wieder geht die Tür auf. Meine liebe Wärterin, die mir manchmal einen lächelnden Blick zuwirft, tritt ein. Ihr folgt ein Herr. Was will denn der wieder von mir, denke ich. Aber da erfahre ich auch schon, wen ich da vor mir habe: Es ist der Arzt! Zum x-ten Mal werde ich untersucht. Er erklärt mich für gesund. Dann geht er. Die Wärterin sagt mir, dass ich vielleicht schon heute, am 15. Dezember 1945, entlassen werden kann. Ich sehe daher die Zukunft schon etwas rosiger.

Und tatsächlich muss ich nicht lange warten. Ein Soldat holt mich und teilt mir mit, dass ich jetzt in ein Auffanglager komme. Ich ziehe mich an, und ein Herr in Zivil schnallt sich meinen Rucksack um. Dann geht es zur Strassenbahn, wie er mir erklärt. Ungefähr eine Stunde dauert die Fahrt, und dann haben wir noch einen Weg von zehn Minuten vor uns, bis ich eine Reihe von kleinen Häuschen sehe; fast wie eine kleine Stadt. Ich erblicke viel Militär. Mein Begleiter übergibt mich einem Soldaten, und ich muss erneut meine Personalien angeben. Dann werden mir zwei Decken in die Hand gedrückt, die ich wie meinen Augapfel hüten muss. Wieder von einem Soldaten begleitet, werde ich in eines dieser ‚kleinen Häuschen‘ – es sind Holzbaracken – geführt. Eine Schar von etwa fünfzig Männern und Frauen, junge und alte, sitzen an Tischen und nehmen ihr Mittagessen ein. Es herrscht hier ein Geschrei – unsere ‚Mickys‘ waren leise dage-

gen! Man hört sämtliche Sprachen, vor allen Dingen italienisch, russisch, polnisch und auch deutsch. Ich habe fast keinen Appetit. Nach dem Essen frage ich endlich, wo ich mich denn befinde. Die Antwort lautet: Im Flüchtlingslager Ringlikon bei Zürich. Meine Schlafstelle wird mir gezeigt – kein so schönes Bett wie in der Kaserne, sondern ein Strohlager. Ein unglaublicher Schmutz herrscht hier!

Es ist unheimlich. Ich setze mich sofort hin und schreibe an Peter, Familie Piguet und Frau Goldschmidt. Mein erster Gedanke ist, einen Brief ins Schloss zu schicken. Da wird mir gesagt, dass es verboten sei, ins Ausland zu schreiben. Das gibt mir direkt einen Schlag. Solange ich also im Eager sein werde, kann ich nicht schreiben! – Ich bin einen Tag im Lager und erhalte auch schon Post, aber von wem? Es ist die israelitische Flüchtlingshilfe, die durch Frau Schragenheim erfahren hat, dass ich in der Schweiz bin.»

59. Onze in der Schweiz

Egon hatte ein riesiges Furunkel an der Wade des linken Beines. Ich konnte ihn abends nicht mehr mit den anderen behandeln – er nahm zuviel Zeit in Anspruch. So pflegte ich ihn am Vormittag in der Zehn-Uhr-Pause.

Wenn ich auch bei allen bis dahin vorgekommenen Furunkeln eine glückliche Hand gehabt hatte und sie nach ihrer Reifung wie eine heisse Herdplatte erloschen waren, so war das bei Egon nicht der Fall. Zuerst wurde sein Furunkel langsam immer grösser, farbiger und schrecklicher zum Ansehen, und als es reifte und sich während Tagen öffnete, entstand eine grossflächige, furchteinflössende Wunde, die mich jeden Tag zwanzig Minuten und länger beschäftigte.

Egon verstand sich gut mit Onze, und oft kam er mit ihm in die Krankenstube herauf. Während ich mich um Egon bemühte, hatte er viel zu erzählen und grinste dazu, wie es seine Gewohnheit war. Als wir einmal auf die Schweiz zu sprechen kamen – er wollte wissen, wo ich herkomme –, überraschte er mich mit seiner Erklärung: «Ich war schon einmal in der Schweiz, aber nur einige Stunden!» Er schilderte darauf seine Reise in die Schweiz. Auch Egon, den ich mit einem schönen Verband entlassen wollte, hörte interessiert zu, obwohl er die Geschichte bereits auswendig kannte. Onze hatte sie schon so oft erzählt! Es war eben *das* Erlebnis seines Lebens!

Ende Dezember 1942 waren sie zu zweit losgezogen. Kurt Moser war mit von der Partie. Sie marschierten, wie die anderen vor ihnen, nach St. Jean de Verges bei Foix, nahmen dort den Zug nach Toulouse – Eugen Lyrer hatte jedem 2000 anciens Francs gegeben – und fuhren über Lyon nach Annemasse. Bei St. Cergues, im Nordosten von Annemasse, wollten sie über die Grenze. Dort gab es, direkt an der Schweizer Grenze, eine Rotkreuzkolonie des ‚Secours Suisse aux enfants‘, die als ‚Picd-ä-terre‘, als Absteigequartier, diente. Sie warteten dort die Nacht ab. Hans Garfunkel, Peter Salz und andere waren vor ihnen bereits hier vorbeigekommen. Sie hatten alle Glück; warum sollten Kurt und Onze nicht auch Glück haben? Vom tragischen Schicksal der Fünfergruppe von Walter Strauss konnten sie zu dem Zeitpunkt noch nichts wissen.

Doch folgen wir Onzes Erzählung: «Wir bekamen in der Kolonie genaue Anweisungen und konnten die Schweiz nicht verfehlen. Durch einen kleinen Wald gelangten wir zum Grenzzaun, stiegen darüber und kamen zu unserem Erstaunen zu einem zweiten Stacheldraht...» Onze grinste wie die Cheshire-Cat, obwohl es nichts zu lachen gab, und fuhr mit seiner Erzählung fort: «Wir standen ratlos vor diesem zweiten Zaun und wussten nicht, ob auf der anderen Seite wieder Frankreich war. Kurt hatte dann die Idee, dass ein Zaun französisch, der andere schweizerisch sein musste. Seine Erklärung war so einleuchtend, dass wir ohne Bedenken über den zweiten Stacheldrahtzaun stiegen und uns freuten, so leicht in

die Schweiz gelangt zu sein. Dreissig Kilometer mussten wir jetzt zurücklegen (diese Meinung wurde im Schloss vertreten), um nicht wieder zurückgeschickt zu werden. Wir schritten tüchtig aus und kamen gut vorwärts. Die furchtbare Angst, die uns anfänglich fast umgebracht hatte, war verflogen. Die Deutschen konnten uns jetzt nichts mehr anhaben. Wir waren gerettet! Am liebsten hätten wir gesungen, so froh waren wir. Aber plötzlich wir trauten unseren Augen kaum! – sahen wir uns umzingelt von Soldaten, die uns mit ihren Stablampen ableuchteten! Wir erschrakten gewaltig!

„Was macht ihr da?“ schrie einer der Soldaten. Wir waren wie erschlagen und antworteten nicht. Erst als sie uns klarmachten, dass wir wieder nach Frankreich zurückmüssten, kam Leben in uns: Wir waren also in der Schweiz, und die Soldaten waren Schweizer Soldaten!

„Wir sind Juden!“ schrie ich. „Lasst uns in der Schweiz! In Frankreich töten uns die Deutschen! Ich bin erst vierzehn Jahre alt. Wir haben tausend Kilometer zurückgelegt, lasst uns hier!“ bat auch Kurt.

Umsonst! Alles Bitten und Jammern half nichts: Die Schweizer Soldaten waren unbittlich: „Wir haben Befehl von Bern, alle jüdischen Flüchtlinge zurückzuschicken, erklärten sie uns und führten uns wie auf frischer Tat erappte Verbrecher zu einem nahen Lastwagen mit Verdeck. Sie stiessen uns hinein, und fort ging's, zurück zur Grenze. Bei einer scharfen Strassenbiegung sprangen wir ab.“

Onze machte eine Pause. Er wirkte jetzt sehr niedergeschlagen. „Leider bemerkten sie es“, bedauerte er. „Sie stoppten, stiegen aus und liefen uns nach. Sie schossen einmal in die Luft und schrien wie verrückt...“

„Aber in der Dunkelheit“, unterbrach ihn Egon, „hättet ihr doch verschwinden können!“

„Sie hatten starke Scheinwerfer“, antwortete Onze. „Sie fingen uns ein wie entlaufene Kaninchen und brachten uns zurück auf den Lastwagen. Ein Soldat setzte sich zu uns. Errichtete das Gewehrauf Kurt und sagte: ‚Beim nächsten Fluchtversuch wird geschossen!‘“

An der Grenze angelangt, mussten wir aussteigen. Sie wiesen auf den Stacheldraht – auf eine winzige Öffnung, die sie wohl immer wieder an derselben Stelle benutzten, um Flüchtlinge in Todesnot herauszuschaffen. ‚Kehrt nach Frankreich zurück!‘ sagten sie, so wie man ‚Guten Tag‘ sagt, und richteten ihre Gewehre unerbittlich auf uns. Ich schrie: ‚Die Deutschen töten uns!‘ Kurt warf sich vor die Füße eines Soldaten und heulte: ‚Sie töten uns dort drüben, lasst uns hier!‘ Es half nichts! Sie kannten kein Erbarmen. Wir mussten zurück, durch den Zaun. In den sicheren Tod, wie mir schien.»

Onze blickte gedankenverloren vor sich hin. So niedergeschlagen hatte ich ihn noch nie gesehen. Nach einer Weile des Schweigens fragte ich: «Und dann, was geschah dann?»

«Ich hatte die Nase voll», antwortete Onze gereizt. «Ich sah, dass ein Grenzübertritt aussichtslos, ja völlig sinnlos war. Ich gab auf und hatte nur den einen Wunsch, so schnell wie möglich ins Schloss zurückzukehren. Wo hätte ich auch sonst hingehen sollen?»

«Und Kurt?» fragte ich.

«Kurt wollte es noch einmal versuchen. Ich riet ihm ab, er liess sich aber nicht umstimmen, und wir trennten uns. Bei seinem zweiten Versuch, in die Schweiz zu kommen, wurde er von den Franzosen verhaftet, fast zur gleichen Zeit wie Walter Strauss. Beide kehrten, nachdem sie vierzehn Tage im Gefängnis abgesessen hatten, wieder ins Schloss zurück...»

«Und dann kamen die Gendarmen», ergänzte Egon, «und holten Walter, Elkan und Herrn Schlesinger.»

«Ja, so war's. Das war furchtbar für uns! Kurt beschloss daraufhin, mit Charles, Werner, Addi, Edgar und Fritz nach Spanien zu flüchten. Diese schreckliche Geschichte kennt ihr ja!»

Wir schwiegen. Dann stellte ich fest: «Eigentlich haben die Schweizer Soldaten Kurt in den Tod geschickt...»

«Und beinahe auch mich!!» Onze schien die Szene an der Schweizer Grenze nochmals zu erleben. Sein Gesicht zeigte einen ungewohnten Ernst. In Gedanken versunken schwiegen wir längere Zeit, bis Egon unvermittelt fragte: «Onze, warum bist du

nicht mit Kurt Moser, mit Werner und all den anderen nach Spanien geflohen?»

Onze zuckte leicht zusammen. «Grenzen!» antwortete er und schrie fast. «Seit der Schweiz sind Grenzen mein tödlicher Schrecken...»

«Und wie bist du von der Schweizer Grenze zum Schloss zurückgekommen?»

«Ich lief so schnell ich konnte nach St. Cergues zurück, und von dort nach Annemasse», antwortete er. «Es war eine unheimlich finstere Nacht, und ich spürte, wie das Unglück auf mich zukam. Plötzlich standen zwei SS-Männer vor mir und versperrten mir den Weg. Ohne ein Wort zu sagen packten sie mich und führten mich zum Gestapo-Hauptquartier. Dort begannen sie gleich mit dem Verhör: ‚Was machst du so spät auf der Strasse?‘ – ‚Ich gehe zum Bahnhof und hole meinen Onkel ab.‘ – ‚Wie heisst du?‘ – ‚Jean Petit‘ – ‚Wie alt bist du?‘ – ‚Vierzehn Jahre!‘ – ‚Zeig deine Papiere!‘ Darauf hatte ich gewartet, ich hatte keine...

Ich war verloren! Ich durchsuchte meine Hosentaschen und sagte schliesslich: ‚Ich habe sie verloren oder zu Hause vergessen...‘ Ich war aufs Schlimmste gefasst. Einer der SS-Männer fragte mich noch: ‚Wo wohnst du?‘ – ‚An der Rue du Marché 39‘, antwortete ich. Dann liessen sie mich allein. Nach etwa einer halben Stunde – ich hatte schon mit dem Leben abgeschlossen – kamen diese schwarzen Gestalten mit drei neuen Opfern und schickten mich heim! Ich konnte es zuerst gar nicht fassen! Ein Wunder! Ich war gerettet!

Nach einer schlimmen Nacht im überfüllten Wartesaal fuhr ich nach Lyon, und dort schnappten mich die Deutschen wieder. Ich hatte ja inzwischen Erfahrung! Wieder musste mein Onkel herhalten. Zum Glück sprachen sie ein mieses Französisch (wie die SS-Männer in Annecy), hatten einen schlimmeren Akzent als ich und merkten darum nichts von meiner schlechten Aussprache. Wieder hatte ich mächtig Glück, und sie liessen mich laufen. Völlig ausgehungert, aber lebendig, kam ich ins Schloss zurück. Zwei volle Tage schlief ich. Von nun an konnte mich keine Grenze mehr locken. Kurt begriff einige Monate später nicht, warum ich nicht

mitgehen wollte. Hätte ich an der Schweizer Grenze nicht eine so böse Erfahrung gemacht, wäre ich mit Kurt, Werner, Charles und Fritz an der spanischen Grenze der Gestapo in die Hände gefallen, nach Drancy gekommen und deportiert worden!»

60. Der Alltag im Schloss

Der Midi ist nicht die Schweiz! Unglaublich, wie schnell es plötzlich wärmer wurde. Gegen Ende Januar konnte man sich im Hof bereits ohne Pullover – hemdsärmelig! – sonnen. Ich erholte mich zusehends von einem unangenehmen, hartnäckigen Darmkatarrh, der mich sehr geschwächt hatte. Es war so angenehm an der Sonne, dass wir – ich erinnere mich noch genau an das Datum: Es war der 26. Januar! – alle Tische und Bänke vom Speisesaal in den Hof trugen und im Freien zu Mittag assen.

Ein Glück für uns, dass der Winter so kurz war und die Temperaturen praktisch nie unter null Grad sanken. Nur einmal hatten wir ein wenig Schnee, der aber im Laufe des Nachmittags dahinschmolz. Wir hatten auch sonst Glück: Trotz der Kälte im ungeheizten Schloss wurde kein Kind ernstlich krank. Es gab nur immer viel zu pflegen. Die Bettnässer hielten sich zufriedenstellend. Meine Schüler arbeiteten gut. Conchita, Rose, Guy und Josette lernten lesen und waren stolz wie Gymnasiasten, die soeben die Matur gemacht hatten.

Eine Neuerung gab's immerhin: Aus Toulouse war ein Ersatz für Fräulein Tobler gekommen: eine verschlossene Frau, die sich absonderte und mit der wir auch nicht viel Kontakt hatten. Sie verstand sich schlecht mit den ‚Mickey's' und blieb nicht lange bei uns. Dann kam Annelies, Heiris Braut. Sie kam gerade rechtzeitig und löste die andere Frau ab.

Die politische Lage stellte sich nun folgendermassen dar: An allen Fronten wurde erbittert weitergekämpft, doch nirgends waren die Alliierten zu einem grösseren Durchbruch gekommen. Der Krieg konnte noch lange dauern...

Das schöne Wetter hielt an. Der Frühling hielt seinen triumphalen Einzug, überall begann es zu grünen und zu blühen. Am schönsten war der Magnolienbaum in Marimons Pflanzenland auf der Südseite des Schlosses. Noch nie hatte ich einen so prachtvollen blühenden Baum gesehen!

Mit den ‚Mickys‘ zog ich wieder in die schöne Natur hinaus – ohne die Holzschuhe; die liessen wir nur allzu gern zu Hause! Wir schauten nach der Rollwagenbahn, die ich mit den ‚Mittleren‘ gebaut hatte. Fahren durften sie darauf aber nicht, das wäre viel zu gefährlich gewesen.

Auch die ‚Mittleren‘ waren mit Heiri öfters unterwegs. Heiri hatte sie in der ‚Petite Classe‘ den ganzen Winter über unterrichtet.

Zwei neue ‚Mittlere‘ waren zu uns ins Schloss gekommen: Jean Pedrini, ein Italiener, und Daniel Reingold. Daniel war ein kleiner Gelehrter. Er erzählte seinen Kameraden keine Geschichten, sondern dozierte wie ein Professor. Einmal referierte er in der Küche über ‚le sex faible‘, das ‚schwache Geschlecht‘ (wie man Frauen zuweilen bezeichnet). Das gefiel einem Mädchen gar nicht. Es nahm einen Blechteller in die Hand, schlug ihn Daniel über den Kopf und sagte ruhig und überlegen: «Voilà pour le sex faible!» («Da hast du dein schwaches Geschlecht!»).

Daniel sass im Esssaal neben mir, zusammen mit all den anderen ‚Mittleren‘. Dieser Speisesaal! Mich schaudert immer noch, wenn ich daran denke, wie wir hier an den eisigkalten Tischen und auf den Eisklötzen von Bänken den Winter über gefroren hatten. Doch das war jetzt vorbei!

An einem Abend erschien Daniel mit Verspätung zum Essen. Er hinkte. Er hatte eine Magnolienblüte in der Hand und legte sie neben sich. Während der ganzen Mahlzeit roch er immer wieder daran, war sehr still und sagte nichts. Der Geruch war betäubend. Die Knaben reklamierten und empörten sich. Pierre wollte ihm die Blüte entreissen. Daniel verteidigte sie aber hartnäckig. «Lasst mich in Ruhe!» schrieen

«Lasst ihn!» beruhigte ich die ‚Mittleren‘. «Wir wollen jetzt in Ruhe essen!» Daniel aber fragte ich: «Was willst du eigentlich mit dieser Blüte machen?»



Bild 27: Pierre Costeseque aus Pamiers beim Spiel mit den Marmeln!



Bild 28: Alle hundert Kinder, die 1940 nach dem deutschen Angriff auf Belgien in einer einwöchigen Bahnfahrt von Brüssel nach Frankreich flohen. In Seyre bei Toulouse verbrachten sie einen sehr harten Winter ohne jede Heizung. Im Frühjahr kamen sie ins Schloss La Hille.





Bild 29: Josette Mendes und Daniel Mendes aus Besançon, Lucien Crue aus Boulogne.



Bild 30: Ich schreibe einen Brief und genieße die Sonne im Hof des Schlosses.



Bild 31: Guy Perry aus Foix, ein Erstklässler, Bruder der kleinen Mireille und des grossen Raoul, einem ‚Mittleren‘. Guy sitzt auf dem Trittbrett des Rotkreuz-Lastwagens mit dem Signet des ‘Secours aux enfants’, das zwei Kinderköpfe unter den Strahlen des Roten Kreuzes zeigt.

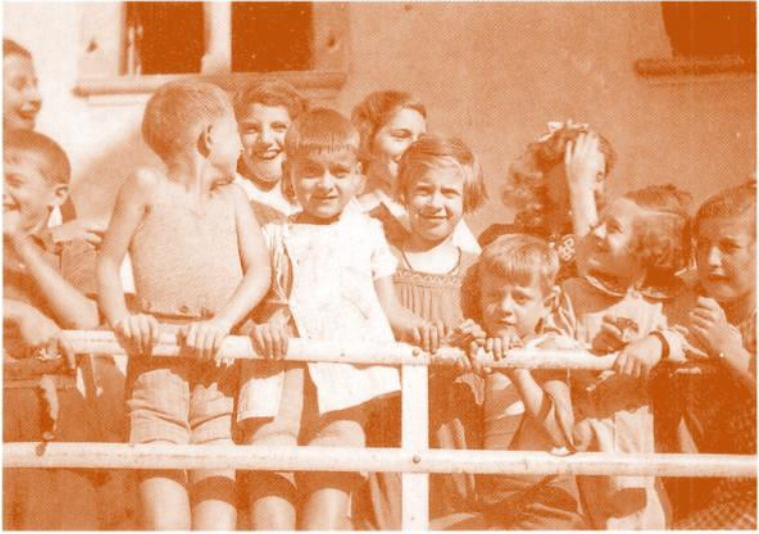


Bild 32: Und wieder der Rotkreuz-Lastwagen mit den Kindern auf der Rampe. In der Mitte René Baumgart (Kapitel 24).



Bild 33: Alle Schweizer von Schloss La Hille! Von links: Die Directrice, Fräulein Groth, S. Steiger, das Hochzeitspaar Annelies und Heinrich Kägi, Anne-Marie Piguet und Eugen Lyrer.



Bild 34: Es war eine absolute Glanzidee von Heinrich Kägi, diese Bauernwagen für seine Hochzeit zu mieten!



Bild 35: Unterwegs nach Gabre, einem protestantischen Dorf, wo in einem kleinen Saal die Hochzeit stattfand (Kapitel 62). Ein Bauer aus der Umgebung führte das Pferd.



Bild 36: Heimkehr von Paulette und Maria auf der Plattform des Lastwagens.



Bild 37: Anfang 1944 kam der Rotkreuz-Lastwagen von Toulouse öfters und brachte manchmal Schweizer Lebensmittel, zuweilen aber auch neue Kinder.

«Ich schläferne mich damit ein!» erwiderte er, machte eine Pause und erklärte zögernd: «Ich muss nämlich zu Ihnen kommen, zum Pflegen. Ich habe eine Wunde am Fuss und kann fast nicht mehr gehen! Ich weiss, dass Sie mir weh tun werden, deshalb muss ich mich zuvor einschläfern!» Sagte es und tat einen kräftigen Lungenzug an der Magnolienblüte...

61. Herr Kempfs Tod

Der Magnolienbaum verblühte. Alles wurde grün. Die Natur entfaltete tausend Wunder rings um das Schloss, und mitten in dieser herrlichen Frühlingszeit tauchte Herr Kempf auf. Er brachte mir meinen in Montluel zurückgelassenen Koffer mit und besuchte das Grab seiner Frau in Gabre. Er blieb nur kurze Zeit. Einige Wochen nach seiner Abreise erhielten wir die Kunde von seinem Tod.

In der Haute Savoie gab es sehr viele Untergrundkämpfer; viel mehr als in unserer Gegend. Man nannte sie ‚Maquisards‘, weil sie sich im ‚Maquis‘ versteckten. Diese ‚Maquisards‘ griffen deutsche Soldaten überall dort an, wo sie auf sie trafen. Sie zerstörten telephonische Verbindungslinien, sprengten Schienen, brachten Züge zum Entgleisen, kurz: Sie schufen überall Verwirrung. Die Deutschen ergriffen massive Gegenmassnahmen. Es gab Razzien und Massenverhaftungen. Die Gestapo arbeitete verheerend: Erschreckend viele Widerstandskämpfer wurden gefasst, gefoltert und erschossen.

Nach einem Überfall auf Deutsche in Montluel hatten sich alle Männer von siebzehn Jahren an aufwärts auf jenem Dorfplatz zu versammeln, auf dem mir seinerzeit ein Kollaborateur die Koffer durchwühlt hatte. Die Gestapo drohte, jeden zu erschiessen, der dem Befehl nicht Folge leisten würde.

Herr Kempf glaubte sich in der Kolonie in Sicherheit. Schliess-

lich war am Eingang der ‚Colonie de la Croix Rouge Suisse‘ auf einer weissen Tafel ein grosses, rotes Kreuz angebracht. Das mussten die Deutschen doch respektieren!

Unglücklicherweise begleitete Herr Kempf an diesem verhängnisvollen Tag – als sich schon alle Männer auf dem Dorfplatz eingefunden hatten – eine Besucherin durch den Park zum Ausgang. Er öffnete das Eisentor und war eben im Begriff, der Frau den Weg zu erklären. Er machte zwei, drei Schritte auf die Strasse hinaus – da zerrissen Schüsse die Stille, und Herr Kempf stürzte tödlich getroffen zu Boden. François hatte jetzt auch den Vater verloren. Ein Jude mehr hatte in diesem mörderischen Krieg sein Leben verloren...

62. Die Hochzeit

Heiri war glücklich, seine Annelies im Schloss zu haben. Schon einige Tage nach Weihnachten sprach er von einer baldigen Heirat, und Ende Januar legte er das Datum der Hochzeit auf den 22. März fest.

Wir hatten jetzt viele geheime Besprechungen. Wir wollten Heiri und Annelies überraschen und planten ein grosses Hochzeitsfest, einen bunten Abend mit vielen Darbietungen, mit Theater, Klavierkonzert und Tänzen. Wir stellten ein schönes Programm zusammen, und an jedem Tag wurde geübt und geprobt und sehr darauf geachtet, dass weder Heiri noch Annelies etwas davon merkten. Im Schloss herrschte eine fieberhafte Tätigkeit, und wir konnten den Festtag kaum erwarten.

Einige Tage vor der Hochzeit war die zivile Trauung in der ‚Mairie‘, dem Bürgermeisteramt, im Schulhaus von Montégut-Plantaurel. Der Dorflehrer und die Dorflehrerin waren Zeugen (es mussten Franzosen sein!).

Der Hochzeitstag, wenige Tage später, war ein Höhepunkt in unserem Alltag. Bauern der Umgebung, die sich sonst nie um uns gekümmert hatten, liehen uns freundlicherweise ihre hohen Wagen mit den zwei riesigen Rädern. Sie kamen mit uns und führten die Pferde. Heiri (im dunklen Anzug, gross und stattlich) und Annelies (klein und zierlich) sassen strahlend vor Glück im vordersten Wagen. Es folgte der nächste Wagen mit Luise Groth und Anne-Marie Piguet, dann die Spanier, Frau Marimon, Frau Palau und Frau Nadal. Ihre Männer gingen im Sonntagsstaat nebenher. Mit Walter Kammerer, der sich eine Krawatte zugelegt hatte, folgte ich in meinem besten Anzug hinter dem ersten Wagen. Die ‚Grossen‘ bildeten mit einigen wenigen ‚Mittleren‘ den Schluss des Zuges.

Die protestantische Feier in dem winzigen Gabre – in einem kleinen, schmucklosen Raum, der nur mit einigen Holzbänken und einem Tisch ausgestattet war – verlief sehr einfach, aber unter diesen ungewöhnlichen Umständen ergreifend.

Was waren wir doch für eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft! Die Spanier, Opfer des blutigen Bürgerkriegs; die jüdischen Kinder und Jugendlichen aus Deutschland und Österreich, Opfer der todbringenden Verfolgung der Nazis; die Franzosen, Opfer der deutschen Besetzung; und schliesslich wir wenigen Schweizer, die wir als einzige keine Opfer des Krieges waren.

Vor uns sassen Heiri und Annelies. Ich bewunderte sie, dass sie in ihrem Glück nach der Verlobung noch an die Not der Kinder in Frankreich gedacht hatten und in diesen verlorenen Winkel in der Ariège gekommen waren.

Nachdem sie sich Treue bis ans Lebensende gelobt hatten, übergab ihnen der Pfarrer die Ringe, sprach ein Gebet und entliess uns.

Im Schloss war grosse Feststimmung. Frau Schlesinger hatte ein gutes Essen zubereitet, und nach dem Essen kam der Höhepunkt: der bunte Abend. Im Schlafsaal der Mädchen im ersten Stock hatten wir alles festlich hergerichtet. Walter Kammerer spielte zu Beginn eine Beethoven-Sonate. Dann folgte als weiterer Programmpunkt unser erstes Theaterstück, ein Akt aus Bernard Shaws ‚Jeanne d'Aro. Anne-Marie spielte die Hauptrolle. Dann

folgte ein wohleinstudierter Tanz der ‚Grandes filles‘. Mit Leintüchern hatten sie sich schöne Roben zusammengesteckt. Nach einigen weiteren kleinen Produktionen kam zum Abschluss unsere zweite Aufführung. Ich trat in der Rolle eines Betrügers auf. Anne-Marie verkörperte meine besorgte Mutter, und Walter Kammerer spielte das Opfer. Auch Onze hatte eine wichtige Rolle. Leider waren ihm bei seinem Auftritt alle Worte entfallen, und da er sich nicht zu helfen wusste, grinste er aus Verlegenheit, bis man ihn von der Bühne holte. So war das Stück verpatzt!

Nach der Hochzeit fuhren Heiri und Annelies nach Nizza und holten Monique Evrard, ein auffällig hübsches, zwölfjähriges Mädchen, das Heiri bei seinen Eltern in Zürich kennengelernt hatte. Mit einem Transport erholungsbedürftiger Kinder, organisiert vom Roten Kreuz, war Monique seinerzeit in die Schweiz gekommen.

63. In der Moulin Neuf

Im Mai schien die Sonne fast jeden Tag, und es wurde schon so warm, dass es uns oft nicht mehr im Schulzimmer hielt und wir uns nach dem Mittagessen und einer kurzen Siesta zu unserem Badeparadies aufmachten, der Moulin Neuf. Über den Weiler Borda Bianca waren wir immer schnell auf der ‚Route Blanche‘, und in weniger als zwanzig Minuten gelangten wir zur ‚Source du Seigneur‘, die wir noch von den ‚Mittleren‘ her kennen. Dort bei der ‚Quelle des Herrn‘ zogen sich die Kinder jeweils rasch aus, und wie der Rattenfänger von Hameln ging ich durch das Stückchen Wald zu den Felsen voraus, die ganze Kinderschar hinter mir her ziehend.

Bei den Felsen angekommen, warf ich Steinchen nach allen Seiten, um die Vipern, die sich dort gerne sonnten, zu vertreiben.

Dann waren die Kinder frei wie die Vögel unter dem blauen Himmel. Ihr Erfindergeist und ihre Spiele kannten keine Grenzen. Mit ihrem ‚schönsten‘ Spiel schossen die Knaben den Vogel ab: Sie suchten, ich weiss nicht wo, kleine Häuschen-Schnecken. Sie fanden eine ganze Menge davon. Dann legten sie sich mit ihnen auf jene Felsen, die einigermaßen flach waren, und setzten sich die Schnecken, eine nach der andern, auf Brust und Bauch. Alsbald rührten sie sich nicht mehr und sangen mit geschlossenen Augen unermüdlich und mit monotoner Melodie: «Escargot, escargot, montres-moi tes cornes!» – «Schnecke, Schnecke, zeig‘ mir deine Fühler!» Es brauchte allerdings viel Geduld: Erst nach längerer Zeit kamen die Schnecken langsam und vorsichtig aus ihren Häuschen und krochen auf den ausgestreckten Körpern herum – manchmal bis ins Gesicht! Alle hatten ihre helle Freude daran. Die Mädchen klatschten dabei zwar vor Vergnügen in die Hände, liessen sich aber selber keine Schnecken aufsetzen; sie fanden das «dégoûtant», ganz einfach «ekelhaft». Sie badeten lieber in den ausgehöhlten Steinen und den kleinen Gletschermühlen, die die Natur in der Eiszeit geschaffen hatte, oder sonnten sich lässig und geniesserisch auf den flachen Felspartien.

64. Ein Blitz aus heiterem Himmel

Der 24. April war ein Tag wie jeder andere. Ich unterrichtete meine ‚Mickey’s‘ wie gewohnt, rechnete, las und schrieb mit ihnen. Um zehn Uhr sah ich Fräulein Groth über den Hof gehen; sie ging wie jeden Tag nach Montégut, um dort die Post zu holen. Um zwölf Uhr läutete Frau Schlesinger die Hofglocke zum Mittagessen. Nach dem Essen verteilte die Directrice, etwas nachlässig und unbeteiligt wie immer, die wenigen Briefe. Die ‚Grossen‘ bekamen nie Post – sie wussten nicht, wo ihre Eltern waren und

ob sie noch lebten. An diesem Tag aber begab sich Fräulein Groth zu ihnen. Sie reichte Walter einen Brief, kehrte zu ihrem Tisch zurück und sagte: «Vous pouvez disposer!» Die ‚Mickys‘ und die ‚Mittleren‘ verliessen den Saal, die ‚Grossen‘ blieben sitzen. Walter hatte von der Gestapo in Pamiers einen Brief mit Hakenkreuzstempeln erhalten. Bald wussten auch wir, was darin stand. Es war eine Vorladung: «Pamiers, le 19 avril. Présentez-vous vendredi, le 26 avril, à 17.00 h pour une affaire vous concernant» – «Erscheinen Sie hier am 26. April um fünf Uhr in einer Sache, die Sie betrifft. Gestapo Toulouse, Zweigstelle Pamiers.»

Wir waren entsetzt, buchstäblich wie vom Blitz getroffen! Wir sahen bereits die Deutschen mit umgehängtem Maschinengewehr anmarschieren. Unter den ‚Grossen‘ im Schloss herrschte Panik.

Wir wünschten mit der Directrice eine Besprechung der Lage – für Fräulein Groth aber gab es wie gewöhnlich nicht viel zu besprechen. Zwischen Tür und Angel erklärte sie: «Walter hat nach Pamiers zu gehen, etwas anderes gibt es nicht.» Ohne mit der Wimper zu zucken konnte sie einen der Unsrigen ausliefern. Aus Unwissenheit? Sie sah die Realität nicht, nur die Pflicht. Sie lebte ihr eigenes Leben in einem Gehäuse, in das niemand eindringen konnte. Es blieb uns nichts anderes übrig: Wir mussten ohne die Directrice handeln. Heiri unternahm noch einen letzten Versuch und suchte Fräulein Groth in ihrem kleinen Büro auf. Sie blieb aber hartnäckig bei ihrem Beschluss: «Walter geht», sagte sie, «sonst holen ihn die Deutschen – und die ‚Grossen‘ mit ihm!»

Wir waren ratlos.

Doch dann gab es eine kleine Verschwörung: Hinter dem Rücken der Directrice trafen wir uns: Heiri, Eugen, Anne-Marie und ich. Von Anfang an stand fest, dass wir Walter nicht preisgeben konnten. Wir mussten ihn verstecken. Das Schloss kam dafür aber nicht in Frage.

Glücklicherweise kannte sich Eugen bei den Bauern der Gegend gut aus. Wir hatten eine Galgenfrist! Er ging von einem Hof zum anderen und stieg schliesslich über den hohen, langgestreckten Bergrücken, der sich im Osten dahinzieht. Dort fand er in einem kleinen, hochgelegenen Tal einen Bauern, der bereit war, Walter

aufzunehmen. ‚La Coste‘ hiess sein Hof, den wir in der Folge oft aufsuchen sollten.

Ein Problem war glücklich gelöst! Das Problem der ‚Grossen‘ aber war damit nicht aus der Welt geschafft. Sie durften auf keinen Fall im Schloss bleiben – die Deutschen würden sie mitnehmen.

Onze, Egon, Ruedi Oelbaum, Joseph Dortort und Georges Herz beschlossen, im Wald bei der Moulin Neuf eine Hütte zu bauen.

Der verhängnisvolle, mit Spannung erwartete Freitag kam rasch. Nach dem Morgenessen wurde Eugen von der Directrice beauftragt, Walter nach Pamiers zu begleiten. Mit einem grossen Rucksack machten sie sich gegen zehn Uhr auf den Weg, nachdem Walter sich von den ‚Grossen‘ verabschiedet hatte. Fräulein Groth zeigte sich nicht.

Der Tag verlief ruhig. Am Morgen unterrichtete ich wie gewohnt. Am Nachmittag spazierte ich mit den ‚Mickey’s‘ zur Moulin Neuf. Spät abends – es mag gegen elf Uhr gewesen sein – war ich gerade daran, die Griffel meiner Schüler zu spitzen, als Egon auf den Zehenspitzen bei mir in der ‚Grande Classe‘ erschien. Er war furchtbar aufgeregt. «Wir gehen!» flüsterte er und schaute sich ängstlich um. «Wir haben eine Hütte auf dem Berg rechts von der Moulin Neuf.» Er wollte gleich wieder verschwinden. Ich hielt ihn zurück:

«Ich besuche euch, ich bringe euch zu essen», sagte ich leise. «Wie finde ich euch?» – Ich überlegte einen Moment, dann hatte ich eine Idee: «Wenn ihr eine Eule hört, spät nachts, dann antwortet mir!»

Egon nickte. So leise, wie er gekommen war, schlich er wieder davon. Fräulein Groth hatte noch Licht in ihrem Büro.

Sehr früh am nächsten Morgen verliess Heiri mit Frau Schlesinger und ihrem Sohn Pauli das Schloss in Richtung Tambouret. Um acht Uhr läutete Annelies zum Morgenessen. Sie hatte jetzt die Küche übernommen. Die Directrice war ahnungslos. Als letzte kam sie in den Speisesaal. Sie schaute sich um und stellte gleich fest, dass der Tisch der ‚Grossen‘ halbleer war.

«Où sont les Grands?» – «Wo sind die ‚Grossen‘?» fragte sie.

Die grossen Mädchen waren alle da. Sie wollten sich beim Anrücken der Deutschen dem Zwiebelkeller anvertrauen. Aber niemand gab der Directrice Antwort.

«Irma, wo sind die ‚Grossen‘?» wiederholte sie ihre Frage.

«Sie sind fortgegangen!» antwortete Irma Seelenfreund zögernd. Fräulein Groth liess sich nichts anmerken. Hatte sie übersehen, dass auch Heiri nicht da war?

«Bon appétit!» sagte sie und setzte sich.

65. Das Boccerini-Menuett und der Eulenkuck

So weit, so gut. Die Deutschen konnten kommen. Frau Schlesinger und Pauli, Walter und die ‚Grossen‘ waren in Sicherheit, und die grossen Mädchen Irma Seelenfreund, Gerti Lind, Trude Desauer, Rosa Goldmark, Martha Storosum, Irene und Guita Kokotek waren bereit, im Zwiebelkeller zu verschwinden.

Es herrschte eine seltsam gespannte Atmosphäre im Schloss. Den ganzen Samstag über waren wir auf der Hut, hörten auf jedes Geräusch, waren still und gefasst wie Soldaten vor einem feindlichen Sturmangriff. Ich weiss nicht, weshalb wir so überzeugt waren, dass die Barbaren uns ihre Aufwartung machen würden. Wie alle, die unter einer Besatzungsmacht zu leiden haben, überschätzten wir ihre Stärke gewaltig: Uns ergriff sofort Furcht und Schrecken, wenn wir sie bis an die Zähne bewaffnet in Toulouse oder Pamiers aufmarschieren sahen.

Wir warteten den lieben langen Tag – aber sie kamen nicht. Die Directrice erschien mit finsterem Gesicht zu den Mahlzeiten und verschwand dann wieder, ohne ein Wort zu sagen. Wir unseerseits wichen ihr aus. Dass wir Walter der Gestapo hätten ausliefern sollen, konnten wir so leicht nicht vergessen, obwohl wir ihr

für ihre Argumente (unter anderem auch Gehorsam dem Roten Kreuz gegenüber, das nichts ‚Illegales‘ oder den deutschen Vorschriften Zuwiderlaufendes erlaubte) ein gewisses Verständnis entgegenbrachten. Die SS konnte in den nächsten Tagen wohl über uns herfallen und uns die restlichen jüdischen Kinder holen, Friedel Kriegstein, Isi Bravermann, Mane und Gustav Manasse, Pierre Bergmann und andere mehr. Doch rechtfertigte das, Walter zu opfern? Und wenn sie nun nicht kommen sollten, die Mörder? Das bedeutete für uns, dass wir Walter umsonst in den Tod geschickt hätten, und für Fräulein Groth, dass sie gut daran getan hatte, Walter den Deutschen zu überantworten – denn damit waren ihrer Ansicht nach alle jüdischen Kinder im Schloss gerettet worden! Sie konnte sich nicht erklären, warum Frau Schlesinger mit Pauli verschwunden war und weshalb die grossen Jungen scheinbar geflohen waren. Für sie gab es nichts weiter zu befürchten, denn Walter hatte sich ja – so meinte sie – in Pamiers bei der Gestapo gemeldet. Sie konnte somit nicht wissen, dass wir in einer furchtbaren Angst die Gestapo erwarteten...

Im Grunde genommen war es sehr gut, dass sie nichts von unseren Vorkehrungen hinter ihrem Rücken wusste. So konnte sie, falls die Deutschen kommen sollten, frei und unbelastet Rede und Antwort stehen und brauchte überhaupt nicht zu lügen, was fatale Auswirkungen hätte haben können.

Auch am Sonntag blieb es still im Schloss. Selbst die ‚Mickey’s‘ verhielten sich ungewohnt ruhig und spielten kaum im Hof, obwohl sie nicht wussten, was vorging. Annelies, der die Küche viel zu schaffen machte, übernahm am Nachmittag meine Schüler, und ich machte mich auf zu einem Besuch bei Walter. «Du steigst einfach über den Berg», erklärte mir Eugen, «den La-Coste-Hof kannst du nicht verfehlen!»

Es wurde ein harter Aufstieg. Zuweilen gab es so etwas wie einen Pfad, der sich aber im Dickicht und in den niedrigen Bäumen immer wieder verlor. Mühsam schlug ich mich durch die Büsche und umging undurchdringliche Hecken. «Wie leicht wäre diese ‚Bergbesteigung‘ in einem Schweizer Wald gewesen!» dachte ich – hier in den Pyrenäen schien sie beinahe unmöglich.

Auf dem Bergkamm angelangt, stiess ich auf einen schmalen Weg, der mich direkt zum La-Coste-Hof führte. Walter war nicht da.

«Il est dans la forêt!» – «Er ist im Wald!» sagte der Bauer. Wo, das wusste er nicht. Glücklicherweise hatte ich mit Walter eine Abmachung getroffen: Ich pfiiff das bekannte Thema aus dem Boccerini-Menuett, während ich die nähere und weitere Umgebung des Hofes absuchte. Ganz unvermutet kroch Walter plötzlich aus einem Gebüsch hervor. Er freute sich sehr über meinen Besuch. «Sind sie gekommen?» war seine erste Frage. Ich fand ihn sehr niedergeschlagen, in einer hoffnungslosen, verzweifelten Stimmung. Er wusste keinen Ausweg mehr und gab sich verloren. Von der Schweiz wollte er nichts wissen. «Zu gefährlich», sagte er, «ich habe keine Papiere und keine Kleider. Schauen Sie sich einmal meine Hosen an!» Er stand auf – und ich war verblüfft: Solche Hosen hatte ich noch nie gesehen! Sie waren mit allen möglichen vielfarbigen Stoffresten geflickt. Als Bettler in den Strassen von Toulouse wäre er einzig wegen seiner schwarzen, gepflegten Haare aufgefallen! Die dickrandige Brille aber unterstrich noch die markanten Züge eines heruntergekommenen, hungernden Studenten.

Ich versuchte unserem Pianisten neue Hoffnung zu geben. «Kleider sind kein Problem», bedeutete ich ihm, «die meinen zum Beispiel passen dir bestimmt! Wir haben die gleiche Statur... Papiere lassen sich fälschen... Anne-Marie kann dich in die Schweiz bringen... So einfach ist das!»

Walter aber sah unüberwindliche Schwierigkeiten: «Die Papiere ...», wandte er ein.

«Kein Problem», fiel ich ihm ins Wort. «Meine Identitätskarte, versehen mit deiner Photographie – was sagst du dazu?» Walter sagte nichts mehr. Allmählich wurde er zuversichtlicher und sah wohl ein, dass die Schweiz seine einzige Rettungsmöglichkeit darstellte.

Am Abend kam ich gerade rechtzeitig zum Nachtessen. Die Deutschen waren noch immer nicht gekommen. Nach der allabend-

lichen Pflege der Kinder hatten wir eine Besprechung in der ‚Grande Classe‘ – ohne die Directrice (sie war ja anderer Meinung als wir). Anne-Marie war bereit, Walter Kammerer, Frau Schlesinger und Pauli in die Schweiz zu bringen. Mein Vorschlag, meine grüne Identitätskarte für Walter zu fälschen, fand Zustimmung. Die Frage war nun, ob wohl Frau Schmutz vom Tambouret bereit wäre, ihre Identitätskarte Frau Schlesinger zur Verfügung zu stellen. Das musste noch abgeklärt werden.

Auch am Montag kamen die Deutschen nicht. Der Tag blieb ruhig. Noch immer waren wir sicher, dass sie kommen würden.

Die ‚Grossen‘ in ihrer Hütte brauchten jetzt dringend Nahrung und Woldecken. Die Nächte waren noch kalt.

Bei der Directrice brannte kein Licht mehr, als ich mich mit Heiri davonschlich, Richtung Moulin Neuf. Über Borda Bianca gelangten wir wie immer zur ‚Route Blanche‘, die dunkel vor uns lag und sich in der schwarzen Landschaft verlor. Es war kurz nach Neumond; der Mond war nicht zu sehen. Die dichtbewaldeten Berge, auf die wir zgingen, zeichneten sich kaum vom Himmel ab.

Auf Heiris Frage, wo sich denn die ‚Grossen‘ versteckt hielten, antwortete ich mit einer vagen Bewegung zum langgestreckten Höhenzug rechts von der Moulin Neuf. «Irgendwo auf jenem Berg!» sagte ich.

Unsere Schritte hallten unheimlich durch die Stille der Nacht – so wie es im Lied heisst, das wir oft sangen: «Seul nos pas en cadence font des trous dans le silence» – «Allein unsere Schritte machen im Takt Löcher in die Stille.» Wir kamen schnell vorwärts. Bald liess sich die Felswand hoch über unserem Badeplatz gut erkennen. Wir fanden einen Feldweg, der nach rechts abbog, längere Zeit ebenerdig durch Büsche und Sträucher führte, dann langsam anstieg und plötzlich am Waldrand des Berges, den wir besteigen sollten, aufhörte. Undurchdringliches Gestrüpp verhinderte jegliches Weiterkommen.

Ach, ich verwünschte diese Wälder! Auf der Suche nach einem gangbaren Weg stiessen wir bald auf einen Kahlschlag. Ein vielleicht vierzig Meter breiter Streifen Wald war hier von der Höhe

des Berges bis zu uns hinunter geschlagen worden: Rechts und links lag das unbrauchbare Geäst in hohen Haufen, in der Mitte die Äste, die auf ungefähr einen Meter Länge zugeschnittenen Rundhölzer, welche die Köhler kunstgerecht zu Holzkohle verbrannten. Grössere Bäume waren stehengelassen worden. Diese alle zwölf Jahre regelmässig durchgeführten Kahlschläge verwandelten die Wälder in Dickichte, in den sogenannten ‚Maquis‘ – ein idealer Zufluchtsort für Widerstandskämpfer!

Wir mussten jetzt unbedingt auf den Berg hinauf! Es blieb uns nichts anderes übrig, als über diese Rundhölzer in die Höhe zu steigen. In der Dunkelheit konnten wir allerdings nicht sehen, wo wir hintraten. Die Hölzer rollten ständig unter unseren Füßen weg, so dass wir dauernd stürzten. Kaum standen wir wieder auf den Beinen, fielen wir erneut hin. Ein Wunder, dass wir uns nicht die Glieder brachen! Nach langen Mühen gelangten wir schliesslich auf der Höhe in eine Wiese mit hohen Baumgruppen. Der Moment war gekommen: Ich warnte Heiri und stiess einen lauten, heiseren, langgezogenen Schrei aus, der schaurig in der Nacht hängenblieb und weitherum widerhallte. Wir warteten, horchten in die Nacht – keine Antwort. Ich schrie wieder und wieder – und da, plötzlich, ganz nah, ein lautes Zischen!

Wir erstarrten vor Schreck und horchten weiter in die Nacht hinaus. Nichts regte sich. «Schrei nicht mehr!» bat Heiri nach minutenlangender Regungslosigkeit, «dein Geheul geht mir durch Mark und Bein!»

Ich schrie nicht mehr und fragte leise: «Was mag das wohl gewesen sein, dieses Zischen?»

Heiri antwortete nicht.

«Es muss hier irgendwo jemand sein», überlegte ich. «Ich schreie noch ein allerletztes Mal!» Mein phantasievoller Eulenschrei, den ich noch durch meine zu einem Trichter geformten Hände verstärkte, drang wieder tief in die Finsternis hinein, stiess irgendwo an Berge und Felsen und kehrte als schauerliches Echo zu uns zurück. Das Zischen kam jetzt aus nächster Nähe: Von einer Baumgruppe löste sich ein schwarzer Schatten und kam auf uns zu. Es war Egon! An seiner Stimme erkannten wir ihn:

«Nicht schreien!» rief er leise und beschwörend, als er einige Schritte von uns entfernt war. Bei uns angelangt, flüsterte er: «Wir müssen leise sein. Hier schlafen Köhler – ganz in der Nähe!»

Egon führte uns zur nicht weit entfernten Hütte der ‚Grossen‘.

Da waren sie alle: Ruedi Oelbaum, Joseph Dortort, Georges Herz und Onze. Mit Egon zusammen waren sie zu fünft. Sie standen bei der kleinen Hütte, die sie mit Zweigen gebaut hatten. Ein ideales Versteck, in das sie sich verkriechen konnten. Sie begrüßten uns freudig mit einem stummen Händedruck. Wir konnten sie kaum sehen; die schmale, fahle Sichel des aufgehenden Mondes war eben hinter einer Wolke verschwunden. Wir übergaben ihnen die Wolldecken und die bescheidenen Nahrungsmittel: Brot, Kartoffeln zum Braten und Tomaten.

Eine unheimliche Stille herrschte in der finsternen Nacht. Einige Minuten standen wir schweigend beisammen. Fernab sah ich über den Wäldern eine Leuchtrakete aufsteigen. Was mochte sie wohl bedeuten? Wie viele verfolgte und gehetzte Leute mochten wohl hier im ‚Maquis‘ versteckt sein? Viele waren auf der Flucht, so wie unsere ‚Grossen‘, die Tausende von Kilometern von ihrem Zuhause entfernt einem unbestimmten Schicksal entgegengingen.

Der Rückweg gestaltete sich äusserst schwierig. Der Abstieg über das frisch geschlagene Holz war ein Abenteuer: Eine Art dramatische Skifahrt ohne Skis! Die kurzgeschnittenen dicken und dünnen Äste und Bengel rollten wie von unsichtbaren Händen bewegt fortwährend unter unseren Füßen weg. Wir fielen, kaum aufgestanden, laufend wieder hin.

Gegen zwei Uhr nachts kamen wir zum Schloss zurück. Ein schrecklicher Hunger plagte mich. Ich hoffte, in der Küche einen Rest Brot zu finden. Durch die kleine Tür in der Schlossmauer beim Westturm trat ich in den Hinterhof. Von dort gelangte ich mit wenigen Schritten zum Eingang des Treppenturmes, der früher einmal für die Angestellten bestimmt war. Ich öffnete mit einiger Mühe die baufällige Türe mit ihrem verrosteten Schloss

und befand mich alsbald im engen Vorraum zur Küche. Es war stockfinster. Rauch schlug mir entgegen, und plötzlich sah ich rechter Hand kleine, züngelnde Flämmchen. Nach einigem Suchen fand ich den Schalter und machte Licht. Zwei Harasse brannten. Das halbverbrannte Holz mit der Asche der beiden Kochkessel in der Küche hatte sich entzündet und war im Begriff, das ganze Schloss in Brand zu setzen. Ich kam gerade rechtzeitig! Im grossen Kessel in der Küche gab es Wasser. Mit einer Blechkanne hatte ich den Brand bald gelöscht. Um ganz sicher zu gehen, riss ich die Harasse noch auseinander und übergoss jede rauchende Stelle. Es gab eine schöne Überschwemmung; Asche vermischt mit Wasser. Eine schöne Bescherung für Annelies, als sie morgens um sechs Uhr in die Küche kam! Ich überwachte noch eine Weile die Brandstelle, suchte längere Zeit, ohne Erfolg, nach einem Stückchen Brot und schlich dann davon – zum Umfallen müde, aber sehr befriedigt. Endlich konnte ich mich ins Bett fallen lassen (ich hatte mein Zimmer ja nun wieder oben im Schloss; Annelies wohnte seit der Hochzeit bei Heiri in der ‚Menuiserie‘).

66. Die Spiegeleier

Am folgenden Tag waren wir müde und abgespannt. Ich unterrichtete meine ‚Mickey’s‘ lustlos, und der Tag zog sich endlos dahin. Die Deutschen kamen nicht.

Am späteren Nachmittag, nach der Schule, fielen mir plötzlich die Passbilder ein, die wir unbedingt für die geplante Fälschung benötigten. Ich suchte Heiri auf und machte ihn darauf aufmerksam. Erjagte mir einen nicht geringen Schrecken ein: Mit seinem Photoapparat konnte man keine Porträtbilder machen – dazu benötigte man eine Vorsatzlinse!

Gleich am folgenden Tag stand ich um vier Uhr früh auf und fuhr mit dem 5-Uhr-Autobus von Pailhès nach Toulouse. Ich

hatte unwahrscheinliches Glück: Noch am Vormittag fand ich die passende Linse. Am frühen Abend war ich wieder zurück im Schloss.

Ich weiss nicht mehr, wie wir dazu kamen, Frau Schlesinger (die bekanntlich bei Familie Schmutz auf dem Tambouret weilte) zu photographieren. Hingegen erinnere ich mich noch haargenau an die Expedition mit Heiri zu Walter Kammerer. Es war gerade Essenszeit, als wir im La-Coste-Bauernhof ankamen. Wir wurden freundlich empfangen und in die Küche geleitet. Auf einer kleinen Bank neben der Türe wurde uns Platz angeboten. Ein Feuer brannte uns gegenüber in der Ecke des Zimmers unter einem grossen Schornstein. Ein dampfender Kessel hing an einer Kette darüber. Rechts neben uns stand ein grosser, gedeckter Tisch. Ein mächtiger, braungebrannter Brotlaib stach mir in die Augen, und mein Magen knurrte...

Die Familienmitglieder – auch Walter, der uns nur flüchtig begrüsst – rückten langsam an und nahmen Platz am Tisch. Der kleine Jean erschien als letzter. Er lief zum Feuer, stellte sich breitbeinig davor und pinkelte in die Flammen, so dass es zischte und rauchte. Zu meiner Verwunderung beachtete ihn niemand. Auch sprang in diesem Augenblick die Türe auf: Heisse Spiegeleier wurden hereingebracht. Uns lief das Wasser im Mund zusammen! Seit wir in Frankreich waren, hatten wir noch nie ein Ei zu Gesicht bekommen. Wir waren total ausgehungert. Mit Stielaugen sahen wir der Bäuerin zu, wie sie ein Spiegelei nach dem anderen austeilte. Ich hatte die verrückte Hoffnung, dass eines für uns übrigbleiben würde. Es gab aber nichts für uns, nicht einmal ein Stückchen Brot. Bis in mein Innerstes war ich frustriert, und mit gequältem Blick sah ich zu, wie mit grösstem Appetit gegessen wurde.

Nach diesem zutiefst enttäuschenden Nachtessen kam Walter zu uns, und wir begaben uns vor das Haus. Es war glücklicherweise noch genügend hell, und Heiri konnte die für Walter und uns so wichtigen Photos machen.

Wir hielten uns nicht länger auf, verabschiedeten uns und sagten Walter, dass wir ihn bald abholen würden...

67. Wir holen Walter ins Schloss

Am Dienstag fuhr Fräulein Groth wie gewohnt mit dem Bus nach Pamiers, um dort Lebensmittel für die Küche einzukaufen. Wir übergaben ihr unseren Film mit den lebenswichtigen Aufnahmen, verbunden mit der Bitte, ihn unserem Photographen zu übergeben, der uns bisher immer sehr zuvorkommend bedient hatte. (Dieser Geschäftsmann bekam regelmässig Photomaterial, das eigentlich für deutsche Soldaten bestimmt war – und wir profitierten davon!)

Eine Woche später begleitete Heiri Fräulein Groth nach Pamiers – vorsichtshalber! Er half ihr beim Einkaufen und holte dann die beim Photographen bestellten Passbilder ab.

In dieser einen Woche war schon viel geschehen: Walter war zurück im Schloss – aber nur Eingeweihte wussten davon. Ausserdem hatten sich die ‚Grossen‘ in ihrer Hütte den ‚Maquisards‘ im Dickicht angeschlossen; ein gefährliches Unternehmen, das zu einem fatalen, tragischen Ende führen sollte.

Doch ich will alles der Reihe nach erzählen: Zuerst war Anne-Marie Piguet nach Toulouse gereist, um dort die winzigen Ringlein zu finden, die gebraucht wurden, um Passbilder auf einer Identitätskarte am vorgesehenen Platz zu befestigen. Mit Eugen Lyrer zusammen holte ich sie am Abend bei der Autobushaltestelle der Gendarmerie Nationale in Pailhès ab. Auf direktem Weg begaben wir uns durch ein Seitental zum La-Coste-Hof. Wir hatten die verrückte Idee, Walter in dieser Nacht in die freigewordene Hütte der ‚Grossen‘ zu bringen.

Nach einem langen, anstrengenden Marsch im strömenden Regen gelangten wir zum Bauernhof. Die Freunde des Bauern – zwei Gendarmen aus Pailhès – waren zum Glück nicht anwesend. (Beim vorhergehenden Besuch waren sie nämlich da und bildeten eine grosse Gefahr für uns.) Über eine Leiter hatte der Bauer Walter damals aus der Wohnstube im ersten Stock holen

müssen, während die Bäuerin sich mit der Polizei in der Küche unterhielt. Diese Gendarmen waren mit ein Grund, weshalb wir Walter hier wegholen wollten.

Diesmal war die Luft rein. Wir erklärten den guten Bauersleuten, dass wir Walter mitnehmen würden und dass wir für ihn ein anderes Versteck gefunden hätten. Wir bedankten uns herzlich für ihre Hilfe und verabschiedeten uns.

Es goss noch immer wie aus Kübeln. Man sah kaum die Hand vor dem Gesicht. Wir stiegen hinauf zum Bergkamm und verließen uns. Wir irrten ratlos umher, und als ich mit Eugen endlich den vermeintlich richtigen Weg gefunden hatte, überraschte uns Anne-Marie mit der Bemerkung: «Die Richtung, in die ihr wollt, führt uns wieder direkt zum La-Coste-Hof!» Wir glaubten ihr nicht, aber sie war sich ihrer Sache ganz sicher, obwohl man ja kaum etwas sehen konnte. Anne-Marie ging voraus, und wir folgten ihr. Sie fand ein Zickzackweglein, das uns tatsächlich durch dichtes Gestrüpp auf der richtigen Seite des Berges hinunterführte.

Bis auf die Haut durchnässt gelangten wir ohne weitere Schwierigkeiten zum Schloss. Noch mehr als eine Stunde hätten wir jetzt weitergehen müssen, um Walter in die verlassene ‚Cabane‘, die Hütte der ‚Grossen‘, zu bringen. Das war bei diesem Regen einfach unmöglich. Wir gaben auf. Ausserdem war es spät; es ging gegen Mitternacht.

Wir begaben uns zur ‚Menuiserie‘. Ich warf Steinchen an Heiris Fenster, das wegen des Unwetters geschlossen war – sonst schlief er ja immer bei offenem Fenster. Es dauerte längere Zeit, bis er aufwachte. Wir erklärten ihm unsere Situation. Er war sogleich einverstanden damit, dass Walter die Nacht in Nadals Werkstatt verbringen sollte. Wir verabschiedeten uns flüchtig; durchnässt wie wir waren, hungrig und halb erfroren beeilten wir uns, in unsere Betten zu kommen.

68. Die Fälschung: Grosse Sorgen, kleine Ringlein

Ein Glück, dass Annelies die Küche unter sich hatte! Während unserer Mahlzeiten konnte sie unbemerkt und unauffällig Walter Kammerer mit Nahrung versorgen. Niemand sollte doch um seine Anwesenheit wissen. Den Plan, ihn zur Hütte der ‚Grossen‘ zu bringen, gaben wir bald auf; er schien uns undurchführbar. Wir wollten ihn bis zu seiner bevorstehenden Flucht in die Schweiz bei uns im Schloss behalten, obwohl das für uns ein sehr grosses Risiko war. Tagsüber hielt er sich im Zimmer von Heiri und Annelies auf. Da konnte ihn Fräulein Groth nicht entdecken. Und nachts stand ihm die Werkstatt zur Verfügung.

Die Deutschen kamen weiterhin nicht. Noch immer standen wir unter einem enormen psychischen Druck. Der dauernde Spannungszustand in Erwartung der Deutschen wurde einzig durch unsere Aktivitäten etwas gelockert. Wir durften an die ständige Bedrohung, in der wir standen, gar nicht denken – trotzdem hatten wir beim Gedanken an Walter, der wieder unter uns weilte, ein bedrückend ungutes Gefühl, mehr noch: eine beklemmende innere Angst. Wir wussten: Wenn die Deutschen kämen, um ihn zu holen, würden sie ihn sofort finden. Das wäre eine Katastrophe mit unabsehbaren Folgen: Verhaftung der Directrice, des Personals und der jüdischen Kinder, Schliessung der Rotkreuzkolonie. ..

Auf jeden Fall war es unbedingt notwendig, Walter so schnell wie möglich in die Schweiz zu bringen!

Der erste Tag mit unserem Pianisten im Schloss verlief nicht anders als die vorhergehenden Tage auch. Ich unterrichtete meine ‚Mickeys‘ am Vor- und am Nachmittag. Es regnete immer noch. Nach dem Nachtessen pflegte ich die grossen und kleinen Kinder, so wie ich es seit vielen Monaten täglich tat. Noch während ich am Pflegen war, trat Edgar zu mir in die ‚Infirmierie‘. Er brachte uns

die Identitätskarte von Frau Schmutz. Auf diesen Ausweis, der uns von Ruedi Schmutz versprochen war, hatten wir sehnlichst gewartet. Von ihm hing ab, ob Anne-Marie mit Frau Schlesinger, deren Sohn Pauli und Walter bald die riskante Reise in die Schweiz antreten konnte. Ohne Papiere wollte sie nichts unternehmen: Es gab zu viele Kontrollen auf der tausend Kilometer langen Strecke zur Schweizer Grenze.

Ich war hocheifrig über den Besuch von Edgar, doch der verabschiedete sich gleich wieder. Er fühlte sich im Schloss nicht sicher.

Sobald ich das letzte Kind mit einem ‚Pansement du Dimanche‘ (einem winzigen Leukoplast-Pflasterchen mit einem Pölsterchen) beglückt hatte – das war eine besondere Vergünstigung! – und es sich zufrieden davongetrollt hatte, machte ich mich auf die Suche nach Heiri. Jetzt konnten wir uns gleich daranmachen, die beiden grünen Identitätskarten von Frau Schmutz und von mir zu fälschen. Ich fand Heiri in der Küche bei Annelies, die noch Vorbereitungen fürs Frühstück traf. Ich zeigte ihm die Identitätskarte, und wir beschlossen, noch am selben Abend unsere Fälscher-Tätigkeit aufzunehmen. Die Photos hatten wir ja.

Um elf Uhr, als wir von der Directrice nichts mehr zu befürchten hatten, trafen wir uns in der ‚Grande Classe‘. Heiri brachte allerlei Utensilien mit: ein Taschenmesser, einen Bleistift, ein Lineal und eine Stricknadel von Annelies, um den Druckstempel nachzuahmen.

Das ungenügende Licht war ein Problem, aber damit mussten wir uns abfinden. Abwechselnd arbeiteten wir an der schadlosen Entfernung des vertrackten Ringleins, welches das Passbild von Frau Schmutz festhielt. Wir verloren damit sehr viel Zeit. Wir mussten überaus sorgfältig vorgehen. Schliesslich verschoben wir unsere Bemühungen auf den nächsten Tag.

Anderntags war das Wetter wieder schön. Ich hatte den Nachmittag mit meinen Kindern in der Moulin Neuf verbracht, als ich Frau Schlesinger vor dem Salon wild gestikulierend antraf. Sie fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und schrie verzweifelt: «Es ist alles aus! Es ist alles aus! Fräulein Groth ist zur ‚Menuiserie‘ hinübergewandert!» Ich erschrak und konnte es kaum

glauben. In der ‚Menuiserie‘ musste sie ja mit absoluter Gewissheit Walter entdecken!

Ich stieg beunruhigt wieder in den Hof hinunter, und da kam mir Fräulein Groth schon entgegen. Sie nickte nur mit dem Kopf und ging wortlos an mir vorbei. Ich begab mich nun meinerseits zur Werkstatt Nadals. Im Zimmer von Heiri und Annelies traf ich auf Walter. «Ich habe unglaubliches Glück gehabt!» erklärte er mir auf meine stürmischen Fragen. «Ich musste austreten und war draussen hinter dem Strohstapel, als ich die Directrice rein zufällig kommen sah. Ich wartete, bis sie wieder wegging, und kehrte dann in mein Zimmer zurück.» So war alles gut abgelaufen. Hätte Fräulein Groth ihn gefunden, hätte es recht unangenehme Folgen haben können.

Am späten Abend nach dem Pflegen – einige Kinder hatten jetzt die ‚Impetigo‘ (eine ansteckende Hautkrankheit) – sassen wir wieder in der ‚Grande Classe‘ über den Identitätskarten. Mit grosser Mühe bogen wir rundum das kleine Ringlein auf, das uns schon so viel Kopfzerbrechen verursacht hatte, entfernten das Passbild von Frau Schmutz und setzten die Photographie von Frau Schlesinger ein. Das Zurückbiegen der winzigen, aufgeboenen Teilchen war dann ein Problem für sich. Schlecht und recht schafften wir es. Während Heiri anschliessend den Druckstempel mit Annelies' Stricknadel genau nachzeichnete, nahm ich meine Identitätskarte hervor. Als ich daran war, mein Passphoto herauszulösen, hörten wir Schritte im Gang. Wir erschrakten gewaltig und liessen die grünen Karten verschwinden. Wir wussten, dass das Fälschen von Ausweisen mit ‚travaux forcés à perpétuité‘ (lebenslänglicher Zwangsarbeit) gebüsst wurde. Die Tür öffnete sich – und herein trat Edgar mit Rosa Goldmark.

«Ich habe sie in der Nähe von Pailhès aufgelesen», sagte er, nachdem er kurz gegrüsst hatte, und deutete auf das eingeschüchterte Mädchen im grauen Rock, das sich wie ein Igel in sich selbst zusammenzuziehen schien und mit ihren grossen, hinter runden Brillengläsern versteckten Augen völlig verwirrt zu uns aufblickte.

Wir sagten ihr ein paar freundliche Worte, dann brachte sie

Edgar in den Mädchenschlafraum, kehrte aber gleich danach zurück in mein Klassenzimmer. Ich bot ihm auf einer Bank Platz an und fragte ihn: «Wie geht es auf dem Tambouret?»

«Zur Zeit haben wir Schwierigkeiten», antwortete er. «Heute kamen zwei Gendarmen. Sie wollten die Identitätskarte von Frau Schmutz sehen. Hans und Ruedi suchten überall; die beiden taten so, als wären sie furchtbar zornig, schimpften und fluchten über diese ‚insolence‘, diese ‚Unverschämtheit‘, bis die Vichy-Leute sagten, sie würden morgen wiederkommen, und sich davonmachen.»

«Und jetzt brauchst du wohl die Karte von Frau Schmutz – jetzt, gerade jetzt, wo wir sie gefälscht haben?» fragte Heiri. Edgar nickte.

Es gab nichts zu überlegen; wir mussten die Photos wieder austauschen. Wir nahmen ein neues Ringlein von Anne-Marie... Was nun herauskam war schlimm! Mit einer Spezialzange hätten wir kein Problem gehabt... Edgar kehrte jedenfalls mit einer schon auf weite Distanz erkennbar manipulierten Identitätskarte aufs Tambouret zurück.

Schon am nächsten Abend war er wieder da und gab uns die grüne Karte zurück. «Wie war's mit den Gendarmen, was sagten sie?» fragte ich gespannt und konnte die Antwort kaum erwarten.

«Sie kreuzten schon am Vormittag auf», antwortete er und setzte sich, müde von der anstrengenden Fahrt auf dem Fahrrad, auf die Bank uns gegenüber. Er deutete auf die Identitätskarte, die vor uns auf dem Tisch lag und sagte: «Diese Karte konnten wir ihnen ja nicht zeigen! Ruedi half uns meisterhaft aus der Patsche. Er empfing den unangenehmen Besuch mit wütendem Schimpfen, nahm die Identitätskarte vom Küchentisch, fuchtelte damit in der Luft herum und schrie: ‚Eine ganze Stunde lang haben wir sie gesucht. Meine Mutter hat sich furchtbar aufgeregt. In ihrem kleinen Koffer fanden wir die Karte endlich. Es ist unglaublich, eine alte Frau für nichts und wieder nichts so zu belästigen!‘ Die erschrockenen Gesichter der Polizisten hättet ihr sehen sollen!» Edgar lachte. «Die Gendarmen waren so überrascht über Ruedis Zorn», schloss er seine dramatische Darstellung, «dass sie die Iden-

titätskarte, die er ihnen vor die Nase hielt, gar nicht anzusehen wagten. ‚Ça va! C'est bien!‘ sagten sie, winkten ab und machten sich davon. Wir lachten uns den Rücken krumm!»

Heiri und ich bewunderten Ruedis schlaues Vorgehen. Das war ja nochmals glimpflich abgelaufen!

Edgar erhob sich. «Ich habe einen langen Heimweg vor mir», sagte er. Wir hätten ihm gerne etwas angeboten, hatten aber nichts. Er verabschiedete sich, und wir nahmen unsere unterbrochene Arbeit wieder auf. Es kam sehr darauf an, dass wir die grünen Karten einwandfrei fälschten und die Photos möglichst ohne sichtbare Spuren vertauschten; Frau Schlesingers und Walter Kammerers Leben konnte davon abhängen. Auf Grund unserer schlechten Erfahrung mit dem Ausweis von Frau Schmutz und unseren Versuchen mit den Ersatzringlein fanden wir heraus, dass wir das ominöse Ringlein, welches das Passbild jeweils festhielt, nicht antasten durften. Die Lösung des Problems war, in die untere linke Ecke des Passbildes ein kleines, rundes Loch zu schneiden, das mit der Photographie haargenau auf das Ringlein passte und so angeleimt werden konnte. Eine heikle, aber befriedigende Aufgabe, die wir einwandfrei lösten.

Es blieb uns die beschädigte Identitätskarte von Frau Schmutz. Wir zerbrachen uns den Kopf darüber. Sie kostete uns unzählige von Anne-Maries Toulouser Ringlein, die ohne Zange praktisch unbrauchbar waren. Trotz all unserer Bemühungen brachten wir nur eine ziemlich mangelhafte Fälschung zustande. Wir hatten ein ungutes Gefühl, als wir zwei Tage später unser Elaborat Frau Schlesinger übergaben. Sowohl sie als auch wir gingen damit ein grosses Risiko ein. Wie gesagt: Die Strafe für jede Manipulation der grünen Karten war lebenslange Zwangsarbeit...

Ein Trost für uns war, dass wenigstens Walter kein Risiko eingehen musste. Er hatte bloss meine Personalien gut auswendigzulernten!

69. Anne-Maries zweite illegale Reise in die Schweiz

Zwei Tage nach unserer verbotenen Fälscherarbeit war alles bereit zum Aufbruch. Frau Schlesingers nochmaliger Besuch im Schloss, diesmal mit ihrem Sohn Pauli, machte die Directrice wohl stutzig. Sie ahnte, dass hinter ihrem Rücken etwas vorging, ihr Stolz liess es aber nicht zu, eine entsprechende Frage an uns zu richten. Von Walters Anwesenheit im Schloss wusste sie nichts. Sie erkundigte sich auch nie nach ihm. Das war gut so.

Die Directrice war in jeder Beziehung unbelastet. Sollten die Deutschen oder die Gendarmen von Pailhès doch noch kommen, so konnte sie mit ruhigem Gewissen Rede und Antwort stehen. Hätte sie von unserem Plan gewusst, würde sie eine so gefährliche, illegale Expedition niemals erlaubt haben! Das Rote Kreuz hatte sich bedingungslos der Besatzungsmacht unterzuordnen.

Anne-Maries erste Reise in die Schweiz mit Addi Nussbaum war bereits schlimm genug gewesen für die leitenden Herren in Toulouse, für Monsieur Gilg und den Spanier Parera (auf diese Herren werde ich später noch zu sprechen kommen). Auf den Knien musste Anne-Marie damals um Verzeihung bitten und hoch und heilig versprechen, dass so etwas nie mehr vorkommen würde. Und jetzt waren wir daran, hinter dem Rücken dieser Herren dasselbe noch einmal zu tun...

Gegen zwölf Uhr nachts war Anne-Maries Gruppe abmarschbereit. Heiri hatte sich entschlossen, sie als ‚Pfadfinder‘ auf dem mühsamen und schwer zu findenden Weg nach St. Jean de Verges zu begleiten. Es war der Weg aller La-Hille-Kinder, die sich in die Schweiz retten wollten; ein strapaziöser Marsch von gut fünf Stunden.

Auf leisen Sohlen – auch ich war anfangs noch mit dabei – schlichen wir davon. Vor dem Schloss gesellte sich Walter zu uns. Wortlos und in Gedanken versunken gingen wir nebeneinander

her, nach Montégut, wo wir links abzweigten und auf einer schmalen, ungeteerten Strasse einem Hügelzug entgegensteuer-ten. Es war eine dunkle, mondlose Nacht. Heiri trug Frau Schle-singers Rucksack und ging voraus. Er kannte sich gut aus; Heiri hatte überhaupt ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen.

Ein Hund bellte wütend, als wir uns einem Bauernhaus näher-ten. Es war unheimlich. Wir fürchteten die Hunde dieser Gegend sehr. Sie waren gefährlich. In einem grossen Bogen umgingen wir den einsamen Hof und machten dann den ersten Halt.

Ich musste zurück zum Schloss. So verabschiedete ich mich von Anne-Marie, von Frau Schlesinger, von Pauli und von Walter Kammerer und wünschte allen viel Glück. In entgegengesetzten Richtungen machten wir uns wieder auf den Weg. Noch gute drei Stunden hatten sie vor sich. Um fünf Uhr ging ihr Zug nach Toulouse. Von da an lagen immer noch tausend lebensgefährliche Kilometer bis zur Schweizer Grenze vor ihnen – mit brutalen Razzien und den Kontrollen der eisenharten, gestiefelten und ge-spornten deutschen Soldaten.

Am Morgen war Heiri gerade rechtzeitig zum Frühstück wieder zurück im Schloss. Als letzter trat er in den Speisesaal, setzte sich an seinen Platz bei den ‚Grossen‘ und schlief, völlig erschöpft, ein.

Er hatte eine Meisterleistung vollbracht!

70. Gefährliches Leben ohne Papiere

Wenige Tage nach der abenteuerlichen Flucht Anne-Maries mit ihren Schützlingen erhielt ich von der ‚Direction de la Police Nationale‘ in Pamiers ein Aufgebot: ‚Présentez-vous avec toutes les pièces d'identité le 20 mai 1944, à quatre heures de l'après-midi. L'inspecteur Principal, Pamiers.‘ (Erscheinen Sie mit all Ihren Aus-weispapieren am 20. Mai 1944 um vier Uhr nachmittags bei der Po-lice Nationale, Zweigstelle Pamiers.)

MINISTÈRE DE L'INTÉRIEUR

ÉTAT FRANÇAIS.

DIRECTION
de la Police Nationale

RENSEIGNEMENTS GÉNÉRAUX
DE L'ARIÈGE

Pamiers, le 15 Mai 1944

Monsieur Sébastien STEIGER

Rue Montégut Plantaurel

Vous êtes prié de vous présenter à mon

Bureau (Mairie de Pamiers), le Samedi

20 Mai 1944, de 11 heures

à 16 h. pour une affaire qui vous
concerne, avec toutes pièces d'identité

L'Inspecteur Principal,

Rapportez la présente Convocation

Pamiers, imp. DELAYE

Das gefährliche Aufgebot der ‚Police Nationale‘ in Pamiers vom 20. Mai 1944.

Hatte mich etwa jemand verraten, der wusste, dass ich meine Identitätskarte weggegeben hatte? Das war unvorstellbar. Wer wusste das schon? Doch was war jetzt zu tun? Die Polizei in Pamiers konnte ich unmöglich aufsuchen; die hätte mich sogleich der Gestapo übergeben.

Zu meiner grossen Erleichterung erschien wie gerufen Ruedi im Schloss. Ich zeigte ihm das Aufgebot der Police Nationale. Nach kurzer Überlegung sagte er: «Überlass *mir* das! Ich gehe zur Gendamerie und erzähle den Polizisten, dass du schwer krank seist und nicht kommen kannst. Schliesslich bist du Schweizer, und sie können dir nichts anhaben...»

«Und was sagst du, wenn sie erklären, ich hätte Juden versteckt und wir hätten überhaupt das ganze Haus voller Juden?»

Ruedi erschrak sichtlich, dachte eine Weile nach und antwortete dann, ein wenig unsicher: «Ich werde ihnen sagen, dass das nicht stimmt und dass im Haus, das vom Schweizerischen Roten Kreuz geführt wird, spanische und französische Kinder betreut werden.»

Ruedi hielt sein Wort. Er machte seine Sache gut, und die Police Nationale liess mich in Ruhe. Bald kam auch die Invasion, und damit gab es für die Polizei ganz andere Sorgen...

Jetzt wäre es geradezu lebenswichtig gewesen, mich um eine neue Identitätskarte zu bemühen. Ich hatte aber keine Gedanken dafür, da mich schon über viele Tage hinweg ein lästiges Zahnweh plagte. Es blieb mir schliesslich nichts anderes übrig, als einen Zahnarzt in Pamiers aufzusuchen. Kurz entschlossen fuhr ich – es mochte Ende Mai gewesen sein – mit dem Dienstag-Autobus in unsere Einkaufsstadt.

Während ich dort auf der Suche nach einem Zahnarzt gemütlich durch eine Strasse bummelte, fiel mein Blick plötzlich auf drei Gendarmen, die mir entgegenkamen. Schlagartig wurde mir bewusst, dass ich keine Papiere hatte. Ein gewaltiger Schreck fuhr mir in die Glieder, und ich dachte einen Moment lang an Flucht. Kein gesuchter Übeltäter konnte sich vor der Polizei mehr fürchten als ich! Ich muss mich sehr verdächtig benommen haben, doch die gefürchteten Khakifarbenen mit ihren frechen Képis gingen an

mir vorbei, ohne mich zu beachten. Ich gratulierte mir zu meinem Glück, nicht angehalten worden zu sein, doch schon tauchten erneut zwei Männer in Khaki-Uniform vor mir auf. «Diesmal hat's mich», dachte ich resigniert, und es wurde mir ganz elend zumute – aber auch diese zwei gingen achtlos an mir vorbei. Ich wechselte aufs andere Trottoir, stiess aber gleich wieder auf ein paar dieser verhassten Uniformierten! Ich begriff nicht, was da vorging. Die Stadt war wie verhext! Überall Polizei!

Zu meinem Glück stand ich plötzlich vor dem Photogeschäft, das unsere Photoarbeiten besorgte. Das war meine Rettung. Ich zitterte immer noch, als ich rasch eintrat. Der Photograph erkannte mich sogleich und brachte mir die bestellten Kopien. Ich kaufte noch drei für die Weihnachtszeit bestimmte Filme, und bevor ich mich verabschiedete, fragte ich beiläufig, warum wohl überall in der Stadt Gendarmen zirkulierten.

«Die haben heute frei», bekam ich zur Antwort. «Die Polizei-Schule ist nicht weit von hier!»

Ich atmete auf. Sehr erleichtert ging ich wieder auf die Strasse hinaus, kehrte aber gleich darauf zum Photographen zurück und fragte nach einem Zahnarzt.

Monsieur Dupont, der Zahnarzt, war sehr nett und zuvorkommend. Er behandelte meinen Eiterzahn, ohne mich warten zu lassen, als Notfall, und forderte mich freundlich auf, in einer Woche wiederzukommen. Von einer grossen Sorge befreit trat ich nach der Behandlung auf die Strasse hinaus: Es war ein wunderbares Gefühl, die Zahnschmerzen plötzlich los zu sein!

Auf einer Bank in einer kleinen, vernachlässigten Gartenanlage ass ich das mitgebrachte Stück Brot und eine Portion Schweizer Käse, den Annelies für mich aufgetrieben hatte. Der Nachmittag wurde mir furchtbar lang. Ich fühlte mich hier verloren und sehnte mich zurück ins Schloss und zu meinen Kindern. Ich war froh, am Abend wieder im Autobus zu sitzen – ohne zu ahnen, dass mir nochmals ein gewaltiger Schrecken bevorstand.

Mit Verspätung und bis auf den letzten Platz besetzt verliess der Autobus Pamiers. Nachdem wir eine grössere Ortschaft, Varilhes,

passiert hatten, wurden wir von einem deutschen Armee-Lastwagen gestoppt. Auf der Plattform des Fahrzeuges sassen ringsum Soldaten, die Maschinenpistolen auf den Knien. Ein grosses Maschinengewehr war auf der Kabine des Führerstandes montiert, ein anderes war zwischen den Soldaten aufgestellt. Das Ganze sah äusserst bedrohlich aus. Wir befürchteten das Schlimmste! Auf den Befehl eines Vorgesetzten hin sprangen die Deutschen vor uns auf die Strasse. Uns krampfte sich das Herz zusammen. «Jetzt kommt die Kontrolle», dachte ich. «Ohne Ausweis werde ich gleich als ‚Terrorist‘ (so nannten die Deutschen die Widerstandskämpfer) erschossen...»

Zwei Offiziere kontrollierten den Busfahrer, während die Soldaten, die ‚Mitraillette‘ im Anschlag, dastanden. Wir warteten, starr vor Entsetzen, auf den Befehl zum Aussteigen. Er kam nicht... In zwei Eimerkolonnen marschierten die Deutschen auf der rechten und der linken Strassenseite dem Dorf zu, das wir soeben verlassen hatten. Wir alle atmeten auf, niemand sagte ein Wort. Ein Mann wischte sich den Schweiss von der Stirn.

Später hörten wir, dass in Varilhes fünf Leute aus den Häusern geholt und auf freiem Feld erschossen worden waren; fünf Widerstandskämpfer ...

71. Arme Rosa!

Schon mehr als vierzehn Tage war Anne-Marie nun mit ihrer kleinen Gruppe fort. Waren sie wohl gut in der Schweiz angekommen? Nachrichten hatten wir keine – es würde auch keine mehr geben, denn die Postverbindung mit der Schweiz war längst unterbrochen.

Von den fünf ‚Grossen‘ in der Hütte auf dem Bergkamm hörten wir, dass sie sich dem ‚Maquis‘ angeschlossen hatten. Ein gehöriger Schreck für uns, denn das Leben im ‚Maquis‘ war äusserst

gefährlich. Überall lauerten Verräter... Aber was blieb ihnen schon anderes übrig?

Der Alltag hatte sich bei uns langsam wieder eingestellt, und wir gingen meist zu einer halbwegs vernünftigen Zeit ins Bett. Vorbei war die Aufregung um Walter. Aus unerfindlichen Gründen machte uns die Gestapo von Pamiers ihre Aufwartung nicht. Um so besser! (Sollten sie trotzdem noch kommen, so waren wir bereit, sie zu empfangen.)

Ich mied die Directrice. Sie machte den Eindruck, als würde sie etwas beschäftigen. Wusste sie wirklich nichts von dem, was wir hinter ihrem Rücken aufs sorgfältigste geplant und ausgeführt hatten? Frau Schlesingers Besuch und Anne-Maries Verschwinden hätten sie eigentlich stutzig machen können.

Eines Morgens lag ein Zettel mit einer kurzen Notiz auf dem Personaltisch: «Ich bin heute morgen mit Rosa nach Toulouse gefahren! L. G.»

Überrascht waren wir nicht. Es kam zuweilen vor, dass die Directrice nach Toulouse fuhr. Warum aber hatte sie bloss Rosa Goldmark mitgenommen? Irgend etwas stimmte da nicht.

Und so war es in der Tat. Die Directrice kam ohne Rosa zurück. Auf unsere Fragen antwortete sie: «Rosa konnte nicht mehr länger bei uns bleiben. Ich habe sie nach Lannemezan gebracht.»

«Und wo ist sie in Lannemezan? Bei einer Familie?» fragte ich ahnungslos.

«Nein», sagte sie hart, «es gibt dort eine grosse psychiatrische Klinik.»

Uns verschlug es den Atem! Das durfte doch nicht wahr sein: Rosa in einer Irrenanstalt! «Sie haben sie...», brachte ich mit Mühe hervor.

«Es blieb mir nichts anderes übrig!» unterbrach sie mich und liess uns stehen.

Wir hatten nie eine Besprechung mit der Directrice. Nie sassen wir zusammen, um irgendein anfallendes Problem erzieherischer oder organisatorischer Art zu erörtern. So wurde auch nie über Rosa Goldmark gesprochen. Das ist aber nicht allein der Fehler von Fräulein Groth: Wir hätten leicht eine Besprechung mit ihr

verlangen können – taten es aber nicht. Leider! Das war ein nicht wiedergutzumachender Fehler; eine grosse Schuld, die uns alle trifft.

Für uns war Rosa kein schwerwiegendes Problem: Sie ordnete sich gut ein und störte niemanden. Es gab keine Klagen über sie. Einzig, dass sie von Zeit zu Zeit (vielleicht alle zwei, drei Wochen einmal) davonlief, war eine Schwierigkeit, mit der wir aber leicht fertig werden konnten. Rosa wurde jeweils schnell wieder gefunden!

Wir hatten nicht im Traum geahnt, was die Directrice mit ihr vorhatte, sonst hätten wir uns zusammengesetzt und uns beraten, wie wir das auch bei Walter Kammerer getan hätten. Alles wäre dann anders herausgekommen. Noch beim Pflegen zitterte ich vor Wut! Wie konnte Fräulein Groth auf die Idee kommen, Rosa Goldmark in eine Klinik zu bringen?

Rosa hatte in Wien ihre Eltern, ihre Geschwister und ihr Zuhause verloren. Nach Jahren ständiger Gefahr, auf einer Irrfahrt durch Deutschland, Belgien und Frankreich, fand sie ihr neues Zuhause im Schloss La Hille. Viele ihrer Kameradinnen und Kameraden verliessen das Schloss wie ein brennendes Haus. Rosa jedoch blieb stets zurück und verstand die Welt nicht mehr. Niemand hatte Zeit für sie. Auch ich nicht... Unter irgendeinem Vorwand wurde sie morgens um vier Uhr von der Directrice nach Toulouse mitgenommen und in Lannemezan in der psychiatrischen Klinik abgegeben. Jetzt hatte sie alles verloren.

Nach dem Pflegen durchstreifte ich das Schloss. Fräulein Groth war unauffindbar. Ich setzte mich zu den Spaniern in den Salon und hörte mit halbem Ohr dem englischen Nachrichtensprecher zu. An der ganzen russischen Front mussten die Deutschen zurückweichen, sie verloren eine Stellung nach der anderen. Auch die Alliierten in Italien kamen vorwärts. Gut so. Aber von der schon so lange angekündigten Invasion war nicht die Rede...

Spät abends stiess ich auf der Treppe vor dem Salon doch noch auf Fräulein Groth. Ohne Gruss wollte sie an mir vorbeigehen. Ich konnte mich kaum beherrschen, so sehr ärgerte ich mich. Ich hielt sie an und fragte in lautem, barschen Ton (ohne dass ich mir mei-

ner Schreierei bewusst war): «Kann ich am kommenden Montag Rosa Goldmark besuchen? Rosa kennt keinen Menschen dort in der Klinik. Wir können sie doch nicht einfach so im Stich lassen. Sie gehört doch zu uns!»

Fräulein Groth nickte nur gleichgültig und verschwand im grossen Schlafsaal der Mädchen. Ich stieg langsam hinauf zum Dachboden. Seit Heiris Hochzeit wohnte ich wieder in der Nähe meines alten Zimmers, nur hatte meine neue Behausung jetzt ein kleines Fensterchen. Während ich mich anschickte, ins Bett zu gehen, und an meine bevorstehende Fahrt nach Lannemezan dachte, fiel mir plötzlich mit Schrecken ein, dass ich ja gar keine Identitätskarte mehr hatte. Ohne Papiere konnte und durfte ich nichts unternehmen, wenn mir mein Leben lieb war.

Anderntags schon nahm ich am Abend nach der Schule den höchst peinlichen Weg zur Gendarmerie in Pailhès unter die Füsse. Ich traf all die gefährlichen Polizisten in einem schmucklosen, weissgestrichenen Aufenthaltsraum. Mir schlug das Herz bis zum Hals. Gendarmen regten mich immer auf. Sie waren für mich die Verkörperung des Bösen.

Die Gendarmen sassen in ihren Khakiuniformen lässig an einem Tisch und blickten mich gespannt und voller Erwartung an. Noch nie war jemand aus dem Schloss La Hille zu ihnen gekommen. Von den Geschichten, die ich mir ausgedacht hatte, wählte ich die kürzeste. «Ich habe keine Identitätskarte mehr», sagte ich, «ich habe sie auf einem Spaziergang mit meinen Schülern verloren.»

«Explicuez-vous!» forderte mich einer, vielleicht der Ranghöchste, nach einer Weile auf. «Erklären Sie das!»

«Wir machten auf den Steinen in der Moulin Neuf ein Feuer», erklärte ich. «Die grüne Karte fiel mir, als ich mich bückte, aus der kleinen Tasche meines Hemds, ins Feuer...» Ich erschrak: Das hörte sich ja so unwahrscheinlich an, dass ich fürchten musste, die ganze Gendarmengesellschaft würde in schallendes Gelächter ausbrechen. Es geschah aber nichts dergleichen, obwohl mir offensichtlich keiner ein Wort glaubte. Die Gendarmen sassen da, rieben sich die Hände und sagten nichts. Eine Weile war's ganz still, dann rückte sich der Dickste und Unsympathischste von allen

das ‚Képi‘ in den Nacken und fragte hämisch: «Haben Sie nicht zufällig versucht, die Karte aus dem Feuer zu holen? Wenigstens die angebrannte Identitätskarte sollten Sie doch haben!»

Ich war verlegen: «Ich... Ich hatte nichts, um sie herauszuholen ...»

Der Polizist lachte. Dann lachten alle – ausser mir. Sie berieten sich eine Weile miteinander und kamen zum Schluss, dass diese Angelegenheit untersucht werden müsse. Ich würde eine Vorladung bekommen, sagte der Mann mit dem ‚Képi‘ im Nacken unwirsch. Überraschenderweise erlaubte man mir, in Montégut ein provisorisches Identitätspapier, ein sogenanntes ‚Récépissé‘, zu holen.

Erleichtert kehrte ich ins Schloss zurück. Gleich am Nachmittag des folgenden Tages spazierte ich mit meinen Schülern nach Montégut-Plantaurel, das keine hundert Einwohner zählte und zu dem – wie wir wissen – das weit abgelegene Schloss La Hille gehört. Zum erstenmal war ich hier. Im Dorfladen, einer Bauernstube, in der ausser Papierschnüren und alten, vergilbten Ansichtskarten kaum noch etwas Brauchbares zu kaufen war, erkundigte ich mich nach dem ‚Maire‘, dem Bürgermeister. Er wohnte im Haus nebenan und empfing mich freundlich. Er grüsste auch die Kinder und hiess mich eintreten. Bei einem Glas Wein brachte ich mein Anliegen vor und – o Wunder! – er stellte mir sogleich mit Hilfe meines Passes das so begehrte und lebenswichtige ‚Récépissé‘ aus. Er wusste, dass wir Schweizer neben spanischen und anderen Flüchtlingskindern auch französische Knaben und Mädchen aus kriegsgeschädigten Familien betreuten. Es ist anzunehmen, dass er auch etwas über unsere jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich wusste. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, was die Bevölkerung in Montégut eigentlich über uns dachte und erzählte. Aus welchen Gründen brachten uns die Bauern wohl nie etwas von ihrer Ernte? Wieso gaben sie uns (meines Wissens) nie von ihrem Obst? War es Gleichgültigkeit? Ich wusste es damals nicht, und ich weiss es auch heute nicht.

Jedenfalls hatte ich nun mein ‚Récépissé‘. Ich war gerettet. Der Reise zu Rosa Goldmark stand nichts mehr im Wege.

77. Der Besuch in der psychiatrischen Klinik

Wenige Tage später, es ging schon gegen Ende Mai, kämpfte ich mich an einem Montagmorgen um vier Uhr durch Sturm und Regen nach Pailhès und wartete dort vor der für uns so gefährlichen Gendarmerie Nationale auf den Autobus. Er kam erst um sechs Uhr, als ich schon längst bis auf die Haut durchnässt war und vor Kälte zitterte. Eine lange Autobusfahrt lag vor mir...

Gegen Mittag gelangte ich halberfroren zum ‚Secours Suisse‘ an der Rue du Taur. Im Büro des Roten Kreuzes wurde ich von einer Schweizerin freundlich empfangen. Herr Gilg, der ‚Chef‘ und Nachfolger von Herrn Dubois, welcher an Tuberkulose erkrankt war, hatte das Haus bereits verlassen. Auch Herr Parera, ein spanischer kleiner Franco, ein unsympathischer, überaus dicker Mann, der alle Angestellten dominierte und schikanierte (im besonderen seine Landsleute), war glücklicherweise nicht mehr anwesend. Hingegen traf ich auf Herrn Salvide, im Gegensatz zu Parera ein sehr netter Spanier. Er war der Fahrer des Rotkreuz-Lastwagens, der uns zuweilen Kinder und auch Schweizer Lebensmittel (Pulvermilch und Schachtelkäse) ins Schloss gebracht hatte. Er begrüßte mich herzlich und sah gleich, dass ich vollkommen durchnässt war. Er lieh mir seine blauen Arbeitshosen und einen Pullover. Während ich mich umzog und meine Kleider beim elektrischen Ofen zum Trocknen aufhängte, bereitete uns eine Schweizerin – ich habe ihren Namen vergessen – eine kleine Mahlzeit zu.

Am frühen Nachmittag hatte ich Glück! Ich erwischte den einzigen Zug nach Lannemezan. Meine Freude war aber nur von kurzer Dauer. Der Zug kam nicht vorwärts und blieb an allen Stationen eine halbe Stunde und länger stehen. Mitreisende erklärten mir, dass es kein Schmierfett für die Räder des Zuges gäbe und dass sich die heissgelaufenen Achsen an den Bahnhöfen abkühlen müssten.

Ich stand mit vielen Leuten, auch mit zwei deutschen Soldaten, im Korridor meines Waggons. Während eines langen Aufenthaltes stieg eine Gruppe von Deutschen ein, an der Spitze ein Leutnant. Er sah seine Landsleute stehen und schrie: «Mir nach! Wir werden gleich Platz kriegen!» Er trat ins nächste Coupé und brüllte: «Raus!»

Alle – darunter auch einige alte Leute – verliessen fluchtartig das Abteil. Die zwei Deutschen im Gang aber rührten sich nicht und wollten sich nicht setzen. War ihnen bewusst geworden, dass ihr grausamer Krieg mit solchen Methoden nicht gewonnen werden konnte? Jedenfalls war ich froh, an diesem Beispiel sehen zu können, dass es auch ‚andere Deutsche‘ gab. Aber eben: Anständige Deutsche waren nur wenige in Frankreich...

Erst gegen halb acht Uhr lief der Zug in Lannemezan ein. Ich blieb sitzen. Es war zu spät für einen Besuch in der Klinik. Ich fuhr weiter nach Tarbes. In der Nähe jener Stadt, in Laloubère, wohnte mein Cousin mit seiner Frau und den Kindern. Vor drei Jahren schon waren sie bei der Besetzung des Elsass in den Süden Frankreichs geflohen.

In stockfinsterner Nacht fuhr der Zug in den fast unbeleuchteten Bahnhof von Tarbes ein. Wir wurden von deutschen Soldaten empfangen. Irgend etwas stimmte hier nicht.

Eine Stimme aus dem Lautsprecher verkündete, dass die Stadt unter ‚couvre feu‘ (Ausgehverbot) stehe und dass jedermann ohne ‚laissez-passer‘ erschossen würde. Ein Reisender erklärte mir, dass in der Stadt offenbar ein Deutscher erschossen worden sei.

An einem kleinen Tisch auf dem Bahnsteig stellten zwei Gendarmen Passierscheine, sogenannte ‚laissez-passer‘, mit einer lächerlichen halben Stunde Gültigkeitsdauer aus... Nach stundenlanger Wartezeit – eine riesige Schlange hatte sich gebildet – wurde mir endlich das lebenswichtige Papier ausgestellt.

Ich verliess den Bahnhof und blieb in der undurchdringlichen Finsternis stehen. Nirgends war auch nur der kleinste Lichtschein zu entdecken. Es regnete noch immer. Zum Glück kannte ich von

einem früheren Besuch her den Weg nach Laloubère. Ich brauchte bloss den Bahnhofplatz zu überqueren und dann immerzu geradeaus durch die Stadt zu gehen. So lief ich kurz entschlossen über den Bahnhofplatz und fand mit Glück die gesuchte Strasse. Ich konnte sie nicht sehen; ich orientierte mich lediglich nach dem weniger dunklen Himmelsstreifen zwischen den Häuserfronten. Nachdem ich die Strassenmitte ausgemacht hatte – Verkehr gab es hier keinen – marschierte ich los. Ich lief und lief; ich glaubte, so weniger nass zu werden. Plötzlich prallte ich völlig unerwartet gegen ein Gitter, das quer über die Strasse gezogen war! Ich war wie betäubt!

Ich tastete mich an den Eisenstäben entlang von einer Hauswand zur anderen: Es gab keine Öffnung. Dieser Zaun sperrte offensichtlich die Strasse ab! Ich verstand das nicht. Verwirrt und verzweifelt begann ich in der Finsternis der toten Geisterstadt herumzuirren, bis mir plötzlich ein rettender Gedanke kam:

Hinter irgendeinem geschlossenen Fensterladen musste doch ein Licht sein! Ich suchte – und ich fand! Aber auf mein Klopfen hin ging das Licht sofort aus. Die Bewohner hatten Angst! So lief ich weiter, noch einiges durchnässter als am Morgen – und immer verzweifelter. Das einzige Geräusch kam von meinen Schritten und vom Regen. Ich sah keine Rettungsmöglichkeit mehr...

Da hörte ich plötzlich den Taktschritt einer deutschen Patrouille, zuerst weit entfernt, dann immer näherkommend. Die Schritte hallten furchteinflössend und schaurig in den leeren Strassen wider. Aber vielleicht war das die Rettung? Ich konnte doch die Nacht nicht unter freiem Himmel im strömenden Regen verbringen! Ausserdem lief mein ‚laissez-passer‘ ab...

Ich ging den Deutschen entgegen, blieb stehen und wartete. Als sie ganz nahe herbeigekommen waren, traf mich der Lichtkegel einer Stablampe. Ich schwenkte mein ‚laissez-passer‘ wie eine Fahne. «Halt!» schrie ein Offizier, und mit dem lauten Knallen der genagelten Stiefel blieben die Deutschen stehen. Zwei Soldaten lösten sich aus der Patrouille und kamen auf mich zu; der eine

den Lichtstrahl der Lampe auf mich gerichtet, der andere sein Gewehr. Als sie bei mir angelangt waren, erklärte ich ihnen auf französisch, dass ich vom Bahnhof käme und mich komplett verlaufen hätte. Sie verstanden mich und wiesen mir den Weg nach Laloubère: «Zwei Strassen geradeaus, dann rechts und immer geradeaus!»

Während die Schritte der Soldaten verhallten, kam ich zur zweiten Strasse, bog nach rechts – immer schön in der Mitte der Strasse – und begann zu laufen, als sei soeben ein Startschuss abgegeben worden! Doch nicht lange: Ich prallte wieder mit voller Wucht gegen den schon bekannten blödsinnigen Zaun. Ich stiess einen durchdringenden Schrei aus. Eine Art Wahnsinn packte mich jetzt: Kopflos rannte ich in irgendeine Richtung davon, blieb von Zeit zu Zeit stehen, um Luft zu schnappen, und horchte in die Nacht hinein... Plötzlich vernahm ich Schritte, weit weg. Ich folgte dem Geräusch und traf auf ein Ehepaar unter einem Regenschirm. Es kam vom Bahnhof. Dank seiner Angaben fand ich aus der Stadt heraus und gelangte nach Laloubère.

Im Restaurant beim Dorfeingang reservierte ich ein Zimmer und begab mich – es war spät! – zu meinem Cousin Hans. Ich blieb nur wenige Minuten unter der Türe, tropfnass wie ich war, und eilte wieder zurück. Plötzlich sah ich nichts mehr, denn ich litt als Folge meines Vitaminmangels an Nachtblindheit. Ich verfehlte den richtigen Weg und stürzte in einen Wasserkanal. Hier muss ich einfügen: Laloubère ist ein kleines Venedig! Überall in diesem Dorf, auf beiden Seiten der Strassen, fliesst Wasser. Ich fiel gleich ein zweites Mal in einen Bach und verletzte mich dieses Mal ernstlich an einem Kilometerstein. Ich war wütend und schimpfte wie ein Rohrspatz. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu meinem Cousin zurückzukehren. Dank einem erleuchteten Fenster konnte ich ihn leicht finden. Er brachte mich auf den richtigen Weg, und nur noch einmal stürzte ich vor dem Restaurant ins Wasser. Die Wirtsleute waren sehr nett zu mir. Sie hatten auf mich gewartet. Die Wirtin brachte mir ein Frottiertuch, der Wirt gab mir Kleider zum Wechseln.

Am folgenden Morgen fühlte ich mich zerschlagen und konnte

mich kaum mehr rühren. Alles tat mir weh. Die Stürze hatten mich am ganzen Körper verletzt. Wie ein alter Mann wankte ich zu meinen Verwandten. Ich beschloss, einen Ruhetag einzulegen und erst am nächsten Tag Rosa aufzusuchen.

Es mochte elf Uhr gewesen sein, als ich anderntags in Lannemezan anlangte. Ich fragte mich durch bis zur Klinik. Ich fand einen hochmodernen Komplex mit vielen Pavillons, die alle mit überdachten Wegen untereinander verbunden waren. Mitten unter den Pavillons befand sich das Hauptgebäude. In einem freundlichen Empfangsraum liess man mich auf Rosa Goldmark warten. Sie kam auch bald. Sie trug ein schwarzes, pelerinenähnliches Kleid und sah beinahe aus wie eine Nonne. Ihr Gesichtchen war schmal und hübsch geworden. Das Fehlen ihrer altmodischen Brille wirkte sich vorteilhaft aus. Mit einem Schrei stürzte sie auf mich zu: «Herr Steiger, Herr Steiger!» rief sie, «Sie holen mich!»

Ich erschrak, war verwirrt und konnte nichts sagen. Ihr Verzweiflungsschrei traf mich ins Innerste. Ja, ich hätte sie ins Schloss zurücknehmen sollen! Ich fühlte irgendwie, dass das für sie lebenswichtig gewesen wäre... Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich nicht daran gedacht hatte, sie zurückzuholen. Jetzt aber, so mir nichts dir nichts, konnte ich sie unmöglich mitnehmen; ich hatte keine Ermächtigung dazu.

«Kann ich wohl so...» – sie zupfte an ihrer Pelerine – «kann ich wohl so mitkommen?» fragte sie und sah mich bittend an.

Ich befand mich in einer unglücklichen Verlegenheit. Wenn ich ihr nur hätte sagen können: «Ja, selbstverständlich kommst du so mit mir zurück ins Schloss!» Aber ich war machtlos. «Liebe Rosa», brachte ich mit Mühe hervor, «ich kann dich jetzt nicht mitnehmen...» Sie schaute mich lange mit grossen Augen an, ohne mich zu verstehen.

«Sie holen mich doch?» wiederholte sie kläglich, mit einer dünnen, fast tonlosen Stimme. Dann brach es wie ein Gewitter aus ihr heraus: «Es ist ein Versehen, dass ich hier bin. Wie ein ‚Packerl‘ hat man mich in den falschen Bus geworfen. Statt ins Schloss fuhr er in die Irrenanstalt mit mir! Ich bin doch nicht verrückt», schrie

sie verzweifelt, «holen Sie mich hier heraus, bitte, bitte!» Sie brach in Tränen aus. Mir tat das Herz weh. Auch ich war verzweifelt – und ich war wütend: Warum musste man dieses Mädchen hierherbringen?

«Bitte nehmen Sie mich mit», schluchzte Rosa, «ich habe solchen Hunger...» Sie vergrub ihr Gesicht in ihren Händen und zitterte am ganzen Leib. Zu allem Elend hatte sie also auch noch Hunger! Das brachte mich auf eine Idee: «Schau, Rosa», sagte ich und öffnete meine Mappe, «was man mir im Schloss für dich mitgegeben hat!» Ich stellte eine Büchse gezuckerter Kondensmilch vor ihr auf den Tisch und legte eine Schachtel Käse dazu. Auch eine Kochschokolade hatte ich dabei.

Rosa blickte, noch mit Tränen in den Augen, ganz verklärt auf diese seltenen Leckerbissen. Sie griff gleich zu. Sie hatte wirklich Hunger! Sie verschlang den Käse und die halbe Schokolade, gleich so. Brot gab's ja nicht. Dann trank sie in einem Zug die ganze Büchse Kondensmilch aus.

Nachdem ich mir in einem nahen Restaurant für einen Mahlzeiten-Coupon ein bescheidenes Mittagmahl genehmigt hatte, kehrte ich gegen zwei Uhr wieder in die psychiatrische Klinik zurück.

Ich fand Rosas Pavillon ohne Mühe. Ich kam vor eine Glastür und blickte in einen grossen Saal. Das Herz blieb mir fast stehen, so erschrak ich über das, was ich hier sah: Ich tat einen Blick in die Hölle. Frauen mit hässlich verzerrten Gesichtern gingen da herum, gestikulierten und schrien... Eine stand auf einem Tisch, hielt einen Blechteller in der Hand, brüllte und fuchtelte damit in der Gegend herum. Sie sah aus wie ein schreckliches, furchterregendes Wesen aus einer anderen Welt. Alle schrien, tobten, gestikulierten und liefen wie besessen herum, kletterten auf die Tische und Bänke – und mitten in diesem verrückten Treiben spazierte Rosa auf und ab. Ich wagte mich nicht in diese Hölle hinein, ein wahres Irrenhaus! Ich suchte den Direktor auf. Ich beschrieb ihm Rosas Situation. Er entschuldigte sich und sagte: «Wissen Sie, wir haben viel zu viele Patienten hier. Von einer psychiatrischen Be-

treuung kann nicht mehr die Rede sein. Erst vor einigen Wochen bekamen wir mehr als fünfzig schwergeschädigte Kinder. Wir mussten einen ganzen Pavillon für sie leeren. Doch kommen Sie mit mir, sehen Sie selbst, in welcher unmöglicher Lage wir sind!»

Er führte mich zum Pavillon 5, nicht weit vom Hauptgebäude entfernt. Wir traten in einen grossen Raum; vielleicht diente er früher einmal als Turnhalle. Ein furchtbarer Lärm empfing uns: Gellende Schreie, ungewohnte, schreckliche Töne, unartikulierte Sprachfetzen drangen in unsere Ohren. Was ich sah, erfüllte mich mit Grauen! Auch diese Kinder schienen aus einer anderen Welt zu kommen. Noch nie hatte ich derart hässliche Wesen erblickt, spindeldürr oder aufgedunsen, mit zu kleinen oder grotesk grossen Köpfen. Sie gingen oder rannten herum, tierische Laute von sich gebend. Einige krochen im Schmutz ihrer Exkreme und Urinlachen herum, andere lagen regungslos in ihren Betten.

«Sie sehen», meinte der Direktor, «wie schmutzig hier alles ist. Der Gestank ist unerträglich. Wir stehen vor unlösbaren Problemen. Wir haben zu wenig Personal, um alles zu reinigen – ausserdem haben wir keine Putzmittel. An allem fehlt es, auch am Platz und an Nahrungsmitteln. Kranke Kinder und Patienten haben wir hingegen übergenug, so dass wir nicht mehr wissen, wo uns der Kopf steht!»

Ich atmete auf, als wir diesen stinkenden Pavillon wieder verliessen. Mir war ganz schlecht. Der Direktor versprach mir, Rosa zu versetzen, und entschuldigte sich dafür, dass sie durch einen Irrtum oder ein Missverständnis in ein falsches Haus geraten war. Durch eine Pflegerin liess er Rosa holen und verabschiedete sich von mir.

Im Sprechzimmer traf ich unser in die Irrenanstalt verschicktes Mädchen wieder. Wir unterhielten uns lange. Sie machte mir einen vollkommen normalen Eindruck. Immer wieder kam sie aber darauf zurück, dass sie aus Versehen hierher ‚zu den Verrücktem‘ geraten sei und dass man sie wie ein ‚Packerl‘ in den falschen Autobus geworfen habe... Sie kam auch dauernd wieder aufs Essen zu sprechen und bemerkte, dass sie so Hunger habe und dass «das Essen so schön sei». Dass sie all meine Leckerbissen wie-

der erbrechen musste, weil sie diese so rasch verschlungen hatte, davon sagte sie mir nichts. Das vernahm ich erst, als ich mit einer Pflegerin sprach. Diese Pflegerin sagte mir auch, dass Rosa überhaupt nicht rede, und zwar mit niemandem – und sie war sehr erstaunt darüber, dass sich Rosa mit mir unterhielt.

73. François und die Gendarmen

Der Unterricht machte mir viel Freude. Die Kinder waren sehr lieb und lernten gut. Die vier Erstklässler, Guy, Rosa, Conchita und Josette, hatten mit meinen auf Wellkarton geschriebenen Buchstaben prima lesen gelernt. Violette, René und François machten mir noch ein wenig Mühe. Die Viertklässler hingegen – vor allem Peggy und Friedel – entwickelten sich zu ausgezeichneten Schülerinnen. Wir benutzten immer noch die Schiefertafeln; Papier war nirgends aufzutreiben, nicht einmal im ‚Capitol‘ in Toulouse.

Die Tage wurden schöner und wärmer. Wir wanderten oft in die prächtige Natur hinaus. Die ganze bezaubernde Landschaft gehörte uns. Wir trafen auf unseren Spaziergängen nie jemanden – nur einmal fielen wir den ‚Maquisards‘ in die Hände, doch davon im nächsten Kapitel.

Wie man es sich leicht vorstellen kann, waren wir auch wieder oft in der Moulin Neuf. Stundenlang konnten sich die Kinder dort mit Baden und Spielen verweilen.

Wiederholt kam es vor, dass sich ein Kind verletzte, besonders auf dem Heimweg, wenn wir von der Borda Bianca auf dem schmalen Fussweg durch die dornigen Gebüsche zum Schloss hinunterstiegen: Da drangen den Kindern immer wieder Dornen in die nackten Füße. Wir nannten sie ‚Picots‘. Die Kinder versuchten, sie selber herauszuholen oder kamen nach dem Abendessen zum Pflegen. Nur der wehleidige, empfindliche François fürchtete sich zu kommen, bis sein Bruder André eine riesige ‚Cloche‘, eine

mit eitrigem Wasser gefüllte Blase, an seinem Fuss entdeckte und es mir meldete. «Diesen Abend wirst du dich pflegen lassen!» befahl ich ihm.

So erschien er abends – als letzter! – und schrie lauthals, als ich ihn behandelte: «Aux gendarmes! Aux gendarmes!» («Hilfe! Hilfe! Gendarmen!»)

«Es gibt keine Gendarmen hier!» erklärte ich ihm.

«Doch, doch, es hat!»

Am nächsten Abend kam François als erster. Wieder schrie er: «Aux gendarmes! Aux gendarmes!» Da wurde heftig an die Türe geklopft – und herein kam André. Er trat auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: «Monsieur Steiger, je vous arrête!» («Herr Steiger, ich verhafte Sie!»)

François triumphierte: «Sie sehen, Herr Steiger, es hat Gendarmen!»

74. Der schreckliche Marsch (,La promenade terrible')

Alles begann gut. Annelies stellte uns ein Picknick zusammen: Für mich und für jedes Kind gab es ein Stück Brot und eine Portion von einem fast bis ins Innerste verdorbenen Schweizer Schachtelkäse. Dazu wollten wir eine ‚Hügli-Suppe‘ (eine Art Maggi-Suppe) kochen und schlepten deswegen den grossen, schweren Pfadfinder-Kessel mit uns, der uns schon einmal gute Dienste geleistet hatte.

Wir machten uns vergnügt auf den Weg, barfuss wie immer, und kamen gut vorwärts. Langsam wurde es aber so warm, dass wir unsere Hemden auszogen. Ich hatte im Sinn, mit den Kindern auf einem grossen Umweg den hohen, zackigen Felsen zu besteigen, der bei der Moulin Neuf die ganze Gegend beherrscht. Ein

schmaler Weg führte uns nach längerem Marsch zum undurchdringlichen Dickicht, dem Wald, und dann allmählich ansteigend zum Bergkamm, wo aus der schmalen Strasse ein Pfad wurde. Gegen Mittag erreichten wir unseren Felsen, den wir immer nur von unten her gesehen hatten. Die Kinder waren begeistert: Eine grossartige Aussicht bot sich uns: Wir sahen weit über die ganze Gegend, nach Pailhès und Montégut bis hin zu den Pyrenäen, die noch ein wenig Schnee trugen. Das Schloss konnten wir links hinter den Häusern von der Borda Bianca entdecken.

Nach einer längeren Rast auf unserem prächtigen Aussichtspunkt begannen wir den Abstieg zur Moulin Neuf. Wir waren hungrig und freuten uns auf eine gute Suppe. Bei der Abzweigung des Fussweges, der uns, so vermutete ich, zu unserem Badeplatz hinunterführen sollte, trafen wir auf zwei unheimliche Gestalten: Wild aussehende Männer mit Stoppelbart versperrten uns den Weg. Der eine hatte ein Gewehr umgehängt, der andere trug ein abgegriffenes, broschiertes Buch in der Hand, als ob es eine Waffe gewesen wäre. «Schickt die Kinder weg!» befahl der Mann mit dem Gewehr. Ich schickte meine Schüler weg.

«Man sagt», zischte mich der andere mit dem Buch wütend an, «dass die Deutschen immer wieder Lehrer mit Kindern in die Wälder schicken würden, um uns aufzuspüren. Sie sind so ein Lehrer! Montrez-nous vos papiers! Zeigen Sie uns Ihre Papiere!»

Ich hatte nichts bei mir, trug nur Hemd und Hose. Was sollte ich auch sagen? Ich erklärte ihnen, dass ich Schweizer sei, fürs Rote Kreuz arbeite und nichts mit den Deutschen zu tun hätte. Sie glaubten mir nicht. «Und die Kinder? Was bedeuten die?» fragten beide.

«Das sind Kinder vom Roten Kreuz, arme, kriegsgeschädigte Kinder, Flüchtlingskinder aus Spanien. Wir machen einen Ausflug ...»

«Lügen! Lauter Lügen!» Der ‚Maquisard‘ mit dem Buch zitterte am ganzen Leib. «Sie haben sich diese Antworten nett ausgedacht!» Sein Kamerad richtete sein Gewehr auf mich und sagte mit gedämpfter Stimme: «Wenn die Kinder nicht wären, würde ich Sie auf der Stelle erschliessen!»

«Aber ich bin doch Schweizer! Ich bin Mitarbeiter des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe!»

«Bon», meinte der Mann mit dem Buch, der jetzt etwas ruhiger geworden war. «Nehmen wir an, Sie lügen nicht und wir lassen Sie laufen. Die Kinder kommen nach Hause und erzählen von uns. Irgend jemand wird uns dann für viel Geld todsicher den Deutschen verraten.»

«Die Kinder kehren nicht nach Hause zurück», antwortete ich. «Alle wohnen im Chateau de La Hille bei Montégut. Soll ich Ihnen das Schloss auf dem Felsen dort zeigen?»

Sie wollten es nicht sehen. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich mit den rauen Widerstandskämpfern diskutierte. Langsam beruhigten sie sich. Ich versprach ihnen, dass kein Kind irgend jemandem etwas über diese Begegnung erzählen würde. Bevor sie mich gehen liessen, musste ich noch meinen Namen und die Adresse auf den Deckel des schmutzigen Buches schreiben. «Wenn uns etwas geschieht», drohte sein Besitzer, «wenn wir verraten werden, dann werden Sie erschossen!»

Sie erlaubten mir nicht, den kleinen Fussweg zu benützen, der unterhalb des Felsens zur Moulin Neuf führte. Dort wären wir direkt ins Lager der ‚Maquisards‘ gelaufen. Sie zwangen mich, gegenüber, auf der anderen Seite, durchs Dickicht hinunterzusteigen.

Die Männer verschwanden, und ich holte meine Schüler zurück. Friedel zitterte. Sie hatte Angst gehabt, dass ich erschossen würde. Jedes Kind musste mir nun in die Hand versprechen, dass es niemandem, wirklich keinem einzigen Menschen ein Sterbenswort von diesem Erlebnis erzählen würde. Es war ein sehr ernster, beinahe feierlicher Akt: Jedes Kind gab mir zu seinem Versprechen die Hand.

Der anschliessende Abstieg war ein beinahe unmögliches Unterfangen. Der Wald mit den undurchdringlichen Sträuchern und Gebüschern glich der Hecke um Dornröschens Schloss. Wie ein Schneepflug durch hohen Schnee musste ich jeden Meter Weg durch das Gehölz für die Kinder gangbar machen, die Zweige, Äste und Dornen auseinanderreißen, abbrechen und zertreten. Dabei

ist zu beachten, dass wir alle barfuss waren! Im Gänsemarsch folgten mir die Kinder über die freigelegte Strecke. Den Rucksack mit dem Picknick für alle Kinder musste ich jeweils zurücklassen und dann wieder nachholen. Nur sehr mühsam kamen wir vorwärts, da wir dauernd an den Dornen hängenblieben. Der schreckliche Wald schien kein Ende zu nehmen. Als die kleinen Mädchen erschöpft waren und kaum mehr weiterkamen, machten wir an einer günstigen, weniger dichten Stelle Halt. Ich liess Friedel den Käse und Peggy das Brot verteilen. Auf die Suppe mussten wir verzichten; wir hatten kein Wasser. Während die Kinder assen und ausruhten, kletterte ich auf einen der wenigen hohen Bäume, um Ausschau zu halten. Enttäuscht stellte ich fest, dass wir noch einen langen Weg vor uns hatten. Kurze Zeit ruhte auch ich mich aus. Friedel brachte mir Brot und Käse, dann ging's wieder los.

Gegen vier Uhr, nach einem gut dreistündigen Kampf gegen ein Gewirr aus Zweigen und Dornen, traten wir ans Sonnenlicht. Endlich waren wir erlöst. Das war ein Fest! Die Mädchen jubelten, die Knaben warfen sich ins Gras. Aber wie sahen wir aus? Zerkratzt, wie wenn wir mit hundert Katzen gespielt hätten!

In der Moulin Neuf erholten wir uns. Alle sprangen ins Wasser und vergassen für eine Weile, was sie durchgemacht hatten.

Dieser Ausflug wurde von den Kindern später «la promenade terrible», «der schreckliche Spaziergang», genannt. Sie hielten Wort und erzählten niemandem von der unheimlichen Begegnung. Nachts aber hatte ich oft Angstträume: Auf dem Weg zur Moulin Neuf trat ein Mann mit einem Gewehr aus einem Gebüsch hervor und schoss auf mich. Mehrere Nächte hintereinander wurde ich totgeschossen... Das Erlebnis steckte noch lange tief in meiner Seele.

75. Die Hilferufe

Bei dieser kleinen, nicht alltäglichen Begebenheit muss ich vorausschicken, dass ich, nachdem ich in Toulouse das Glück hatte, für Heiris Photoapparat eine Vorsatzlinse für Porträtaufnahmen zu finden, mit der Zeit auch Bauern der näheren Umgebung photographierte. Dafür bekam ich jeweils ein paar Eier, von denen ich aber leider selbst nicht profitieren konnte. Ich gab sie Annelies in die Küche. Wie ich aber doch einmal, durch einen sonderbaren Zufall, zum Genuss eines halben Eies kam, erzählt folgende Geschichte:

René Baumgart hatte die Krätze, ‚la gale‘. Seine Haare waren total verfilzt und verkrustet. Meine Mittel hatten bis dahin nichts ausgerichtet; den hartnäckigen Milben, diesen mikroskopisch kleinen Tierchen, welche diese Hautkrankheit verursachten, war nicht beizukommen. Ich entschied mich, René die Haare ratzekahl abzuschneiden, um eine wirksamere Behandlung versuchen zu können.

Während ich noch am Haareschneiden war, klopfte es, und Herr Palau trat aufgeregt ins Zimmer. «Haben Sie es gehört?» fragte er. «Es ruft jemand um Hilfe, unten bei der Lèze. Ich gehe und sehe nach. Kommen Sie mit?»

«Gehen Sie voraus. Ich komme gleich nach!» antwortete ich, und nachdem Conchitas Vater die Türe hinter sich geschlossen hatte, entliess ich den kahlköpfigen René mit dem eindringlichen Befehl, ja nicht am Kopf zu kratzen.

Pierrette hatte eine ähnliche Krankheit wie René, die Impetigo. Bei ihr waren die Übeltäter allerdings die Streptokokken. Ihre ganze Brust bis hinunter zum Bauch hatte sich schon in eine einzige Wundfläche verwandelt. Auch bei Pierrette halfen meine Desinfektionsmittel und die sonst so wirkungsvollen Salben wenig. Einzig Monsieur Pic konnte hier noch helfen. Schon eine

Woche lang wartete ich auf diesen unsympathischen Arzt, den Fräulein Groth längst benachrichtigt hatte.

Ich entliess auch Pierrette und versprach ihr, sie am Morgen noch vor der Schule neu zu verbinden. Danach zog ich die Schürze aus und verliess im Sturmschritt, alles liegenlassend, das Krankenzimmer. Schon beim Eingangstor kam mir Herr Palau mit einem kleinen, dünnen Mann entgegen. Wir führten den seltsamen Besuch in den Speisesaal. Er sagte uns, dass er gekommen wäre, um seine Kinder Josette und Daniel zu besuchen. Er hätte das Schloss nicht gesehen und die Brücke nicht gefunden...

Ich wusste von den Personalien der Kinder, dass Josettes Vater Astronom war – und genau so sah er aus: schmal, hager, nach vorn gebeugt, sich kurzsichtig-tastend bewegend.

Als Annelies auf einem Blechteller ein Spiegelei von der Küche hereinbrachte, erschien auch Heiri im Speisesaal. Annelies stellte das Ei auf den Tisch, an dem unser Gast auf unser Geheiss hin Platz genommen hatte, und wünschte guten Appetit.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Ein so schönes Spiegelei! Ein Wunschtraum! Auch ich wünschte guten Appetit, doch der Mann rührte sich nicht. Etwas Ausserordentliches geschah: Er zeigte keine Lust, das Ei zu essen! Ich war platt vor Erstaunen und blickte Heiri gross an. Wir insistierten: «Bitte, greifen Sie doch zu, Sie müssen doch sehr hungrig sein!» Der Astronom schüttelte den Kopf. Es war nichts zu machen, er wollte kein Ei!

«Ich trag's in die Küche zurück», sagte ich und machte mich damit auf den Weg. Völlig unnötigerweise begleitete mich Heiri. Kaum war die Küchentüre hinter uns richtig geschlossen, war das Ei auch schon verschwunden! Ich stellte den leeren Blechteller an den Platz auf dem unbenutzten Herd, wo Heiri einmal mit einer Hand 27 Fliegen totgeschlagen hatte – und zusammen kehrten wir in den Speisesaal zurück. Wie Unschuldslämmer...

76. Die Invasion

Seit drei oder vier Monaten hatte ich keine Nachrichten mehr von zu Hause bekommen. Das beunruhigte mich nicht so sehr, weil auch Heiri und Eugen seit einiger Zeit keine Post mehr aus der Schweiz erhalten hatten. Es war ja vorauszusehen gewesen, dass die Deutschen einmal die Verbindungen über die Grenze unterbrechen würden.

Die Lage der deutschen Armee spitzte sich überall zu. Nach der Landung einer Heeresgruppe der Alliierten bei Rom wurde erbittert um die Hauptstadt gekämpft. Auch in Russland ging's den Deutschen denkbar schlecht: Rückzug, ja Flucht an allen Fronten.

Wir hörten jetzt täglich die ‚Nachrichten‘ von ‚BBC London‘. Wir warteten auf die Invasion. Die ‚Nouvelles personelles‘ wurden immer länger und ausführlicher. An einem Abend, es war Anfang Juni, nahmen sie kein Ende mehr: «La pomme est rouge», «Grand-papa est malade, deux fois!», «Le chocolat est bon, trois fois», «Le garçon joue avec le ballon, deux fois». So ging es immer weiter, vielleicht eine Viertelstunde lang. «Du», sagte ich zu Heiri, «ich glaube, sie kommen. Das ist die Invasion!» Anderntags landeten die Alliierten um fünf Uhr mit einer Armada von 4'000 Schiffen in der Normandie. Es war der 6. Juni. Heiri hatte seine Wette, Pâtisserie und Gebäck à discrétion, gewonnen!

Bei uns änderte sich deswegen nichts. Das Leben ging weiter wie zuvor, doch wir waren übergelukkig! Endlich waren die Alliierten gekommen. Unsere zurückgebliebenen jüdischen Kinder brauchten nichts mehr zu befürchten.

Einige Tage nach der Invasion betrat die Directrice mit einem Päckchen den Speisesaal. Ich erinnere mich nicht, dass bis anhin auch nur ein einziges Kind jemals mit der Post ein Päckchen erhalten hatte. Wem mochte dieses kleine Paket gehören? Alle waren gespannt.

Nach dem Essen stand die Directrice auf und brachte das Päck-

chen zum Tisch der ‚Mickey’s‘. Friedel war die glückliche Empfängerin. Sie erhielt es von ihren in Nizza untergetauchten Eltern. In grosser Vorfreude schaute sie es sich von allen Seiten an und packte dann, zitternd vor Aufregung, im Kreise der vor Neugierde platzenden ‚Mickey’s‘ ein schönes, hellblaues Badkleid aus! Friedel war begeistert: Als einzige hatte sie jetzt ein Badkleid! Alle Kinder bewunderten es, auch das Personal, die Spanier und die Schweizer. Ich sah, dass es so bald als möglich ausprobiert werden musste! Das Wetter war schön und warm. Ich schenkte meinen Schülern die Mittagsruhe, und wir machten uns auf den Weg zur Moulin Neuf.

Friedel war vor Erwartung ganz aufgeregt. Sie lief voraus wie ein Hündchen und musste immer wieder stehenbleiben, um auf uns zu warten. Bei der ‚Source du Seigneur‘ angekommen, machten wir unseren üblichen Halt: Die ‚Mickey’s‘ zogen sich aus und legten die Kleider neben die Quelle. Friedel schlüpfte in ihr blaues Badkleid. Es war zwar ein bisschen eng, doch es passte. Sie tänzelte damit herum und liess sich von allen Kindern bestaunen.

Zusammen gingen wir daraufhin durch das Stückchen Wald zum Flüsschen, das sich vor Tausenden von Jahren einen Weg durch die Felsen gebahnt und einen kleinen, aber tiefen See gebildet hatte. Der Leser wird sich noch daran erinnern, wie die ‚Mittleren‘ von den hohen Felsen in diesen See sprangen! Wir umklettern diese für meine Schüler doch recht gefährliche Stelle der Moulin Neuf. Ich ging voraus, wie ich das immer tat, und warf kleine Steinchen in die Felsen, um die Vipern zu vertreiben, die sich dort möglicherweise sonnten. Die Knaben und Mädchen folgten mir auf dem Fuss und stürzten sich dann in das rasch dahinfließende Wasser der Lèze, spritzten sich gegenseitig an, schrien, lachten und vergnügten sich.

Und dann geschah es: Nur einen Moment lang liess ich mich durch André, der mir eine Handvoll Schnecken zeigte, ablenken – und schon war das auffällige Blau von Friedels Badkleid aus meinem Blickfeld verschwunden. Ich erschrak und sprang auf. Mit meinen Augen durchforschte ich die ganze Moulin Neuf. Nirgendwo war auch nur die kleinste Spur von blau zu entdecken.

«Wo ist Friedel?» rief ich beunruhigt und lief zu den Kindern ans Wasser – da kam sie mir auch schon entgegen, nackt, in der rechten Hand ihr nasses Badkleid schwingend.

«Ich suchte dich!» sagte ich leicht vorwurfsvoll. «Ich sah dich nicht mehr, weil du das Badezeug ausgezogen hast... Ist es dir denn zu eng?»

«Nein, ich muss es waschen, es ist schmutzig geworden», antwortete sie. Sie lief zum Bach, kauerte sich nieder und begann, das Badkleid darin zu schwenken. Aber nur kurz, dann rief sie:

«Boudy! Mein Badkleid schwimmt davon!» Sie lief ihm nach und sah es plötzlich nicht mehr. Ich kam ihr zu Hilfe, aber auch ich konnte es nirgends mehr entdecken. Es blieb spurlos verschwunden. Ich suchte das ganze Löze-Flüsschen ab, bis zum See. Umsonst! Und so war es aus mit Friedels Herrlichkeit.

Ich kehrte zu meinem Stein zurück und wollte eben François zum Haareschneiden holen, da sah ich Friedel ganz allein zur verbotenen tiefen Stelle, dem kleinen See, gehen. Ich traute meinen Augen nicht und stand auf. Richtig, es war Friedel. Sie ging zum gefährlichen See! Was hatte sie wohl vor? Hatte der Verlust des Badkleids ihr den Verstand geraubt? «Friedel, Friedel!» schrie ich.

Sie drehte sich kurz um und rief: «Ich gehe schwimmen!»

«Du kannst aber nicht schwimmen! Bleib stehen!»

Sie ging trotzig weiter, sie, die liebste und gehorsamste Schülerin! Jetzt hiess es laufen! Ich sprang über Steine und Felsen – und kam zu spät! Friedel versank lautlos im tiefen Wasser.

Zum Glück kannte ich mich hier gut aus. Am Rand des tiefen Seebeckens liess ich mich auf einen Felsvorsprung hinunter, der mir in etwa einem Meter Wassertiefe Halt gab. Kaum stand ich dort, tauchte Friedel neben mir auf. Ich packte sie am Arm und zog sie zu mir. Sie klammerte sich an mich, und ich stieg mit letzter Anstrengung – Friedel, die Zehnjährige, war gross und schwer! – mit ihr aus dem Wasser. Ich trug sie zur Lieblingsfelsplatte der langen, dünnen Pierrette, legte sie sorgsam auf den Felsen, kniete neben ihr nieder und strich ihr die schwarzen, nassen Haarsträhnen aus dem Gesicht. Sie atmete schwer, war wie

gelähmt vom Schrecken und kreidebleich. Sie blickte zu mir auf und hauchte: «Sie haben mich gerettet!»

Jetzt kam Guy angerannt und mit ihm alle Knaben und Mädchen. «Est-ce qu'elle est morte?» – «Ist sie tot?» schrie er.

«Nein, sie bewegt sich!» antwortete Peggy trocken.

Die ganze Kinderschar stellte sich um uns herum auf. «Es gibt nichts zu sehen!» rief ich erzürnt. «Macht, dass ihr fortkommt!» Ich erhob mich und alle stoben davon.

Peggy nahm sich Friedels an, die sich rasch erholte. Zum Glück hatte sie kein Wasser geschluckt. Ich kehrte wieder zu meinem Stein zurück und rief François ein zweites Mal zum Haareschneiden zu mir. Er kam mit René. Dieser René bot mir doch tatsächlich zwei Fische zum Essen an; sie zappelten noch in seiner Hand! Ich bedankte mich und sagte: «Weisst du, das ist nicht gut!»

«Aber doch!» antwortete er strahlend, schob sich die beiden zappelnden Fischchen in den Mund und ass sie mit sichtlichem Wohlbehagen, als wären sie aus Schokolade.

77. Onzes und Egons Tod

Ich weiss nicht, wie die furchtbare Nachricht ins Schloss gelangte. An einem Abend jedenfalls war sie da: «Onze und Egon sind tot!» Wir konnten es nicht glauben, nicht fassen. «Im Maquis sind sie ums Leben gekommen...» So leicht liess sich das sagen, und so schrecklich hörte es sich an. Es war einfach unvorstellbar, dass wir diese beiden uns so wohlbekanntesten Gesichter nicht wiedersehen sollten: Onze mit seinem breiten Lachen und Egon, mein Ofenspezialist mit seiner schwarzen Haarsträhne in der Stirn... Sie konnten doch nicht tot sein!

Man sah sich ja täglich so oft im Schloss und kannte jede Geste, jede Bewegung voneinander. Onze stand vor meinen Augen – wie damals in Pailhès mit dem schweren Koffer und dem Fahrrad.

Und Egon sah ich, als wenn es gestern gewesen wäre: Er sass am Tisch in der ‚Grande Classe‘ und erzählte mir mit blitzenden Augen von der Kristallnacht. Und nun sollten diese beiden jungen, lebensfrohen Menschen, die ihr ganzes Leben noch vor sich hatten, tot sein? Nein, das durfte, das konnte nicht wahr sein!

78. Die Directrice rettet Frau Weinberg

In die Zeit der schrecklichen Nachricht vom Tode Onzes und Egons fiel der Besuch von Frau Weinberg, der Mutter des kleinen Percy, der temperamentvollen Peggy und des treuen Robert, meines ehemaligen Fliegentöters. Nach einem langen Aufenthalt im Krankenhaus von Toulouse hatte sie sich dazu aufgerafft, ihre Kinder im Schloss La Hille aufzusuchen. Ich begrüßte sie im Hof und bot ihr einen Sitzplatz am vorderen der beiden Tische an. Sie setzte sich, erschöpft vom weiten Fussmarsch, und fragte mich sogleich, ob sie wohl im Schloss übernachten dürfe; sie wolle ihren Kindern unbedingt ‚Gute Nacht‘ sagen. Ich verwies sie an die Directrice, die allein darüber zu entscheiden hatte. Platz gab es ja genug im Schloss!

Percy, der mit Mireille spielte, entdeckte seine Mutter zuerst und stürzte herbei; dann kamen Peggy und Robert. Welch ein Wiedersehen nach so langer Trennung!

Ich hatte angenommen, es sei selbstverständlich, dass Frau Weinbergs Wunsch, im Schloss übernachten zu dürfen, erfüllt würde. Besonders jetzt, wo es bereits Abend war! Doch ich täuschte mich: Frau Weinberg erhielt von Fräulein Groth eine abschlägige Antwort. Unsere Directrice hielt sich auch diesmal streng an die Vorschriften des Roten Kreuzes: Niemand – keine Eltern, keine fremden Personen und schon gar keine Leute aus dem Widerstand – durfte im Schloss aufgenommen werden!

Auch Heiri hatte Frau Weinberg an die Directrice verwiesen. Uns fuhr der Schreck in die Glieder, als wir von deren Entscheid hörten. Was konnten wir tun? Wo sollte die kranke, geplagte Frau Weinberg übernachten? Robert löste das Problem: Er fand im Stall beim benachbarten Bauern einen geeigneten Schlafplatz für seine Mutter.

Am späteren Abend, zur Zeit der Neun-Uhr-Nachrichten, kamen wir alle im Salon zusammen. Die Directrice und Frau Weinberg waren bereits da, als ich vom Pflegen kam. Sie saßen auf dem wackeligen Sofa und unterhielten sich miteinander. Die Spanier hatten es sich wie gewöhnlich auf den alten Stühlen beim Fenster bequem gemacht. Auch Eugen war schon da. Gleich nach mir erschien Heiri mit Annelies. Ich stellte das Radio ein, das fürchterlich krachte, bis ich den richtigen Sender gefunden hatte. Ich erwischte gerade noch den letzten der drei Gongschläge. Wir waren sehr gespannt auf die Nachrichten von der Invasionsfront: Die Alliierten kamen nicht so schnell vorwärts, wie wir uns das vorgestellt hatten. Die Deutschen verteidigten sich hartnäckig. In Caen wurde erbittert gekämpft. Die Übermacht der Alliierten aber war gewaltig. Ohne Flugzeuge konnten die Deutschen nicht mehr lange durchhalten.

Eine Weile saßen wir nach den ‚Nachrichten‘ noch schweigend da, tief versunken in unsere Gedanken. Wie ich mich so im Salon umsah, fiel mein Blick auf unseren Besuch. Frau Weinberg sah erschreckend schlecht aus. Hatte sie wohl ihren Kindern, als sie im Bett waren, ‚Gute Nacht‘ gesagt? Ich rückte ein wenig in ihre Nähe und fragte sie.

«Sie haben alle drei ihren Gutenachtkuss bekommen», antwortete sie glücklich und fragte ihrerseits, ob ihre Kinder sich gut in die Gemeinschaft mit den anderen Kindern eingefügt hätten. Ich zerstreute ihre Befürchtungen und lobte besonders Peggy, eine meiner besten Schülerinnen. Es bot sich jetzt eine gute Gelegenheit, Näheres über die Familie Weinberg zu erfahren. «Wir schätzen Ihre Kinder sehr», sagte ich, «aber wir wissen überhaupt nichts von ihnen...» Als wenn Frau Weinberg darauf gewartet hätte, begann sie sogleich zu erzählen; zuerst stockend, dann im-

mer fliessender – in ihrem Französisch mit dem starken deutschen Akzent. Rundherum merkte man auf, und den Blick auf Frau Weinberg gerichtet, lauschten nun alle atemlos gespannt der packenden, ergreifenden Schilderung ihres Lebens, die ich hier nur mangelhaft und bruchstückhaft wiedergeben kann.

«Ich wuchs mit meiner Familie in Wien auf», begann sie, «meine Mutter war protestantische Schottin, mein Vater polnischer Jude. Anfänglich waren wir von Schwierigkeiten verschont. Ich konnte ungestört alle Schulen durchlaufen. Mit zwanzig Jahren wurde ich in einer Advokatur als Sekretärin angestellt. Ein Advokat mit Namen Doktor Weinberg hatte oft bei uns zu tun. Er war immer sehr nett zu mir und hielt bald um meine Hand an. Dass er Jude war, störte mich wenig; schliesslich war mein Vater auch Jude. Nacheinander kamen Robert und Peggy zur Welt.

Eine arge Judenhetze griff jetzt um sich. Überall waren plötzlich Hakenkreuze zu sehen. Ganz Wien vibrierte vor Begeisterung für den deutschen Führer. In die Zeit von Percys Geburt, meinem dritten Kind, fiel dann der Einmarsch der Deutschen in Österreich im März 1938; eine Katastrophe für uns – aber Österreich jubilierte! Schon bald wurde mein Vater geholt. In einem Lieferwagen, in den von aussen die Abgase des Motors eingeführt wurden, fand er einen furchtbaren Tod. Meiner Mutter gelang die Flucht nach England. Auch wir mussten fliehen. Es war höchste Zeit: Mein Mann war Schuschniggs Rechtsanwalt, und dieser Schuschnigg war Österreichs Ministerpräsident! Wir liessen alles stehen und liegen und begaben uns mit den Kindern in die Schweiz, nur mit dem Allernötigsten versehen. An der Grenze hatten wir grosses Glück, nur nützte uns das wenig, denn wir wurden nach kurzer Zeit schon wieder ausgewiesen. Man stelle sich das vor: Man wagt mit drei kleinen Kindern eine überstürzte Flucht in ein fremdes Land – und kaum ist man in diesem fremden Land, folgt gleich die Ausweisung!»

Familie Weinberg fuhr nach Athen. Ein Verwandter von Herrn Weinberg wohnte dort und war ihnen behilflich. Sie konnten eine schöne Wohnung mieten und verlebten eine ruhige Zeit in dieser

Stadt. Warum sie nach mehr als einem Jahr wieder wegzogen, weiss ich nicht. Vielleicht aus finanziellen Gründen. Sie verliessen Athen und fuhren ausgerechnet nach Paris. Dort erlebten sie gerade den triumphalen Einzug der Deutschen (am 14. Juni 1940)!

«Kaum angekommen in Paris», erzählte Frau Weinberg, «mussten wir unsere wenigen Habseligkeiten wieder zusammenpacken. Wir fuhren nach Marseille. Mit dem letzten Geld mieteten wir eine schäbige Mansarde in einem verlotterten Haus. Wenn es regnete, tropfte das Wasser von der Decke auf das Bett, in dem mein Mann und die drei Kinder schliefen. Ich selbst schlief auf zwei Stühlen. Wir lebten jetzt in bitterster Armut. Dazu kam noch, dass wir einen grossen Hund hatten, der genau wie wir immer hungrig war und oft winselte. Mein Mann liebte ihn über alles. In der Cannebière, einer bekannten Strasse in Marseille, stand ich jeden Tag mit den Bettlern Schlange für eine Suppe, mit der ich meine Kinder vor dem Ärgsten retten wollte. Doch dann kam mein Mann dahinter: Als ich mit der Suppe heimkehrte, nahm er sie mir weg und gab sie dem Hund. ‚Zuerst bekommt Rex zu essen‘, schrie er, ‚und dann erst die Kinder!‘ Die traurigen Verhältnisse hatten meinen Mann böse gemacht!»

Frau Weinberg fuhr fort, von den traurigen Begebenheiten jener Zeit «auf den Stühlen» zu erzählen. Unter anderem hatte ihr einmal ein Bettler seinen guten Platz an einer belebten Strasse angeboten... – Robert und Peggy wurden in einer Schule angemeldet und bekamen dort ihr Mittagessen; das war eine Sorge weniger. So hatten sie wenigstens einmal am Tag ein richtiges Essen. Im Herbst kam dann die Rettung: Frau Weinberg wurde in der ‚Berlitz-School‘ als Englisch-Lehrerin angestellt. Damit waren sie aus der grössten Not heraus, aber es kam der Winter, und es wurde sehr kalt. In der Mansarde gab's keine Heizung. Die Familie fror entsetzlich.

Ich überspringe hier einen grossen Teil von Frau Weinbergs erschütternden Ausführungen. Es würde viel zu weit führen, auf alles, was sie und ihre Familie durchzumachen hatten, im einzelnen einzugehen. Den Abschluss ihres Lebensberichts aber will ich

noch erzählen: «Im November 1942 kamen die Deutschen nach Marseille – eine erneute Katastrophe für uns! Meinem Mann gelang noch knapp die Flucht auf einem Fährschiff. Der Hund, den er zurücklassen musste, starb bald danach. Er fiel einfach um und war tot.

Robert, Peggy und Percy ging's gesundheitlich nicht gut. Sie waren bleich und sehr mager. Ich fürchtete, sie könnten auch umfallen, und machte mir grosse Sorgen. Ich suchte und fand Hilfe. Eine Kollegin von der ‚Berlitz-School‘ kannte eine Mitarbeiterin vom Schweizerischen Roten Kreuz, Kinderhilfe, die in Marseille Dienst tat. Ich suchte sie auf, und sie erzählte mir vom Schloss La Hille und seinen Kindern. Auf ihre Veranlassung hin wurden Robert und Peggy in La Hille aufgenommen. Ich war glücklich. Das Schweizerische Rote Kreuz bot mir darüber hinaus eine Stelle in Toulouse an der Rue du Taur an, und ich zog mit Percy nach Castelnau-dary.»

Margaret Weinberg schwieg, und wir schwiegen auch. Wir waren tief bewegt vom Schicksal dieser Frau, die fern von ihren Kindern leben musste.

Noch einmal wandte sich Frau Weinberg an uns und dankte uns für all das, was wir für ihre Kinder taten. Tränen liefen ihr über die Wangen. Im Korridor schlug die Uhr. Es war zwölf geworden. Wir erhoben uns alle und verabschiedeten uns still. Frau Weinberg machte sich auf zu ihrem Stall, und Fräulein Groth begleitete sie. Ich blickte ihnen nach. Sie gingen in die finstere Nacht hinaus. Ich war verzweifelt, stieg in mein Dachzimmer hinauf und weinte bitterlich.

Als ich mich endlich dazu aufraffte, mich hinzulegen, zerrissen plötzlich grässliche Schreie die Stille des Schlosses. Ich sprang auf und stand eine Weile wie gelähmt da; dann lief ich, so schnell mich meine Füsse trugen, über die Treppe hinunter – dem Klang der Schreie nach – zum Salon. Ich öffnete die Türe und knipste das Licht an: Da lag Frau Weinberg auf dem Sofa – anscheinend in den letzten Zügen und schnappte nach Luft. In panischem Schrecken machte ich kehrt, um Hilfe bei der Directrice zu holen.

Auf der Treppe stiess ich beinahe mit ihr zusammen. «Sie stirbt!» brachte ich mit Mühe hervor. Fräulein Groth antwortete nicht und verschwand im Salon.

Kurze Zeit hallten die Schreie noch durchs Schloss, aber in immer grösseren Abständen. Gut, dass Fräulein Groth Frau Weinberg ins Schloss zurückgebracht hatte! Im Stall, auf dem Stroh, hätte sie möglicherweise einen schlimmen Tod gefunden. So hatte ihr die Directrice das Leben gerettet.

Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht war Frau Weinberg mehr tot als lebendig; die lebensgefährlichen Anfälle schienen aber überstanden zu sein. Fräulein Groth plazierte sie im ‚Chambre Sacrée‘, einem geheimnisvollen Raum hinter ihrem Büro, den niemand betreten durfte, weil da noch eine Menge Gegenstände, grosse Vasen, Tische, Schränke, Betten, Stühle und allerlei sonstiger Krimskrams von den vorhergehenden Schlossbewohnern verwahrt wurden.

Nun hatten wir eine kranke Frau im Schloss, doch nach den Bestimmungen des Roten Kreuzes durfte auch eine kranke Frau nicht beherbergt werden – das machte uns die Directrice gleich am folgenden Morgen nach dem Frühstück klar. Wir waren perplex: «Eine schwerkranke Frau kann man doch nicht fortschicken!» empörten wir uns.

«Vorschrift ist Vorschrift», erwiderte sie uns.

Was sollten wir tun? Wir setzten uns zusammen, Heiri, Eugen und ich, und verfassten einen Brief, adressiert an das Büro in Toulouse. Im Brief teilten wir unseren Vorgesetzten mit, dass wir unseren Dienst aufkündigen würden, falls die kranke Frau Weinberg nicht bis zu ihrer Genesung im Schloss bleiben dürfte. In Kenntnis seines Inhalts brachte Fräulein Groth unser Schreiben sogleich zur Post. Zwei Tage später schon kamen die Toulouser mit dem weissen Rotkreuz-Lastwagen. Am Steuer sass Salvide. Monsieur Parera, der gefürchtete Spanier, dieser eklige, kleine Franco, der sich wie ein dicker, alles dominierender Chef aufführte, und sein kläglich-schweizer Gehilfe, Monsieur Gilg, der eigentliche Leiter und Nachfolger des erkrankten Herrn Dubois, betraten frech und grusslos das Schloss. Monsieur Parera schnüffelte überall herum

und fragte dann hämisch: «Sagen Sie, hat es viele kranke Frauen in diesem Schloss?»

Ich platzte fast vor Wut, antwortete aber nicht. –

Frau Weinberg blieb, bis sie sich erholt hatte. Dann fuhr sie zurück nach Castelnaudary. Ihre Kinder begleiteten sie nach Pailhès, allen voran die vor Lebenslust sprühende Peggy.

Mein Herz weint, wenn ich daran denke: Sechs Jahre später wurde sie in einer engen Strasse von Castelnaudary von einem Lastwagen überfahren. Ich habe noch das Telegramm von Frau Weinberg vor Augen: «Peggy est morte» – «Peggy ist tot.»

79. Rosa Goldmarks Tod

Seit meinem ersten Besuch bei Rosa waren einige Wochen vergangen; ein zweiter Besuch drängte sich auf. Wie mochte es ihr wohl gehen?

Diesmal war es ein wolkenlos schöner Tag, als ich mich morgens um vier Uhr nach Pailhès zur Autobus-Station aufmachte. Alles verlief nach Wunsch. In Toulouse erwischte ich sogar einen früheren Zug. Um zwei Uhr nachmittags war ich bereits in Lanne-mezan. Ich begab mich sogleich zur psychiatrischen Klinik. Im Besuchszimmer liess man mich wie bei meinem vorhergehenden Besuch auf Rosa warten. Ich war sehr gespannt auf sie. Hatte sie sich wohl verändert? Ich wartete lange. Sie kam und kam nicht. Endlich erschien statt Rosa eine Pflegerin. «Rosa geht es sehr schlecht», sagte diese, «sie steht nicht mehr auf und isst seit mehreren Tagen nichts mehr.»

Sie führte mich durch einen langen Korridor zu einem Schlafsaal. Rosa lag allein in einem der vielen weissen Eisenbetten. Ich konnte sie kaum erkennen. Bleich und hohlwangig lag sie da und

blickte mich aus tiefliegenden, dunklen Augen an. Als ich sie grüsste, ging ein Leuchten über ihr fahles Gesicht. «Herr Steiger, endlich kommen Sie, um mich zu holen!» sagte sie mit schwacher Stimme und versuchte sich zu erheben, sank aber kraftlos wieder in die Kissen zurück.

Verzweifelt blickte sie zu mir auf. Das kurze Aufleuchten ihrer Augen verschwand, und ihr Blick nahm wieder einen trostlos traurigen Ausdruck an. Mühsam, resigniert, sagte sie: «Sie kommen zu spät!» und schloss die Augen. Wie eine Tote lag sie jetzt da, ein Häufchen Elend.

Bis in mein Innerstes erschrocken stand ich an ihrem Bett. Mir wurde schwindlig, und ich setzte mich auf den Bettrand.

Arme, arme Rosa!

«Sie hat immerhin gesprochen», hörte ich die Stimme der Pflegerin neben mir, die mit mir an Rosas Bett getreten war. «Sie hat bis jetzt noch nie mit jemandem gesprochen.»

«Ich weiss...», antwortete ich leise, ohne zur Krankenschwester aufzublicken. Und nach einer Pause: «Sie kommt aus Wien und hat keinen Menschen mehr.»

Rosa schlug die Augen wieder auf und schaute mich lange und fast vorwurfsvoll an. «Wie geht's im Schloss La Hille?» fragte sie kaum hörbar.

Ich rückte nahe zu ihr und erzählte ihr vom Schloss. «Erinnerst du dich an Frau Schlesinger?»

Sie nickte.

«Und an Pauli, ihren Sohn, und an Walter Kammerer, den Klavierspieler?»

Sie nickte wieder.

«Auch an Mademoiselle Anne-Marie? Anne-Marie hat Frau Schlesinger, Pauli und Walter Kammerer in die Schweiz gebracht! Die Deutschen wollten sie im Schloss holen...»

Ich weiss nicht, ob sie mich verstanden hatte. Kaum verständlich fragte sie: «Wer ist noch im Schloss La Hille?»

Ich zählte auf, wer mir gerade einfiel: «Irma, Trude, Eva Fernanbuk, Gerti Lind, Cilly Stückler, die kleine Friedel, Pierre Bergmann, Mane und Gustav Manasse...»

«Und ich bin hier in der Irrenanstalt...» Sie vergrub ihren Kopf im Kissen und weinte.

«Rosa, weine nicht!» bat ich sie und reichte ihr mein frisches Taschentuch. Sie nahm es und blickte mich wieder lange starr an. Es brach mir fast das Herz, sie so elend zu sehen; so bleich, so mager.

«Papa und Mama haben mich einfach fortgeschickt – wie ein ‚Packerl‘ auf der Post», sagte sie langsam und zögernd mit gebrochener Stimme.

«Sie wollten dein Leben retten.»

«Sie haben mir nie geschrieben. Die Deutschen haben sie getötet, und ich will auch sterben. Ich esse nicht mehr...»

Was sollte ich sagen? Ich sah verzweifelt auf das abgezehrte Mädchen, das – weit, weit weg in Wien – einmal ein glückliches Kind bei geliebten Eltern gewesen war.

Rosa hatte ihre Augen wieder geschlossen. Ich nahm ihre kalte Kinderhand und fragte: «Hörst du mich Rosa?» Sie öffnete die Augen und nickte. «Liebe Rosa, iss doch wieder, dann bist du bald gesund, und ich hole dich dann ins Schloss La Hille zurück. Das verspreche ich dir!»

Rosa überlegte lange, dann fragte sie: «Warum hat man mich in den falschen Autobus geworfen wie ein ‚Packerl‘? Ich habe der Directrice gesagt, es sei der falsche Autobus...»

«Nun hör gut zu, liebe Rosa», versuchte ich zu erklären, «du bist im Schloss La Hille immer davongelaufen. Das war sehr gefährlich. Es hätte dir etwas zustossen können, darum hat dich die Directrice in diese Klinik, in dieses Spital gebracht. Hier bist du in Sicherheit wie im Zwiebelkeller im Schloss. Hier finden dich die Deutschen nicht.»

«Suchen mich die Deutschen?»

«So wie Goldgräber Gold suchen, so suchen die Deutschen ständig nach Juden...»

«Ich weiss, sie wollen alle Juden töten, wie sie meine Eltern getötet haben. Viele Kinder vom Schloss haben sie auch schon getötet, Inge Helft, Adele Hochberger, Walter Strauss – viele... Warum töten sie die Juden?»

Ich dachte an das Gespräch mit den ‚Moyens‘ in der Burgruine von Foix. Am liebsten hätte ich wieder aufgeschrien: «Ein Wahnsinn! Ein Wahnsinn treibt sie!»

Rosa hatte die Augen wieder geschlossen. Sie wirkte äusserst erschöpft. Eine lange Pause entstand. Sie schien zu schlafen. Die Pflegerin hatte uns schon längere Zeit allein gelassen. Ich hielt noch immer Rosas Hand. Ich war verzweifelt. Eine unendliche Trauer, verbunden mit Zorn und Auflehnung, packte mich. Tränen rollten über meine Wangen. Rosa schlug die Augen wieder auf. Ich nahm ihre kleine, abgemagerte Hand in meine beiden Hände und sagte eindringlich: «Liebe Rosa, ich bitte dich inständig, iss wieder! Du darfst nicht sterben – das würde die Deutschen nur freuen. ‚Eine Jüdin wenigen, würden sie dann sagen. Diese Freude darfst du ihnen nicht machen! Iss wieder!«

Der Anschein eines Lächelns glitt über ihre eingefallenen Wangen, dann schlossen sich ihre Augen wieder. Ich glaube, sie hatte mich verstanden. Weiss wie der Tod lag sie da. Ich hielt den traurigen Anblick nicht mehr aus. Ich legte ihre Hand sachte auf die Bettdecke und stand auf. «Auf Wiedersehen Rosa! – Adieu Rosa!» sagte ich. Sie hörte mich nicht mehr. Benommen, wie vor den Kopf geschlagen, verliess ich die bedrückende Atmosphäre des düsteren Saales.

Auf einer Bank in der Parkanlage der Klinik erholte ich mich an der frischen Luft etwas von dem übergrossen seelischen Druck, der noch auf mir lastete. So nach und nach konnte ich meine Gedanken wieder ordnen, und eine grosse Wut auf uns gleichgültige Schweizer im Schloss kam über mich, ein Zorn auch auf die Directrice, die diesen eigenmächtigen Entscheid gefällt hatte und mit Rosa am frühen Morgen heimlich davongefahren war.

Auf dem Weg zum Bahnhof kaufte ich mir eine Handvoll Kirschen. Während ich sie an einem Hydranten wusch, sah ich einen Gendarm daherkommen. Den Anblick von Gendarmen ertrug ich immer sehr schlecht! Die Wut in meinem Innern war immer noch da. «Diese unmöglichen Gendarmen!» zischte ich zwischen den Zähnen hervor, «diese feigen Handlanger der Gestapo!» Ich

beugte mich tiefer über den Hydranten und wusch meine Kirschen weiter in der Hoffnung, der Kerl in seiner Khaki-Uniform würde vorübergehen. Das tat er aber nicht. Plötzlich hörte ich seine rauhe Stimme hinter mir: «Vos papiers! – Ihre Papiere!»

Das hatte mir gerade noch gefehlt! Ich richtete mich auf, legte die Kirschen behutsam auf die Bank neben mir und wies mein ‚Récépissé‘ vor. Er nahm das Papier und studierte es. «Vierzehn Tage Gefängnis!» sagte er dann. «Folgen Sie mir!»

Ich folgte ihm bis zur Gendarmerie. Dort hatte ich im Korridor an einem kleinen Tisch zu warten. Ich hörte, wie mein Polizist telephonierte: «Wir haben hier ein Individuum, es heisst...» – er buchstabierte meinen Namen. In diesem Moment schloss jemand die Türe. Nach einer längeren Zeit kehrte der Gendarm zu mir zurück. «Haben Sie gelesen, was auf dem ‚Récépissé‘ steht?» Ich verneinte die Frage. «Lesen Sie!» Er gab mir mein ‚Récépissé‘ zurück, und ich las: ‚Es ist verboten, bei einer Strafe von vierzehn Tagen, mit diesem Récépissé das Departement zu verlassen!‘ Ich hatte das zwar gewusst, musste aber das Risiko, erwischt zu werden, in Kauf nehmen: Der Besuch bei Rosa war zu wichtig.

«Sie haben die Ariège verlassen, das gibt vierzehn Tage Gefängnis!» Ganz ruhig sagte er das... Mir blieb vor Schreck fast das Herz stehen. Vierzehn Tage Gefängnis! «Das ist nicht möglich!» rief ich entsetzt. Ich sah das Schloss, die Kinder... Was würden sie sagen, wenn ich nicht zurückkäme? Zahllose Gedanken schwirrten durch meinen Kopf – ich sah mich schon in der Zelle.

«Sie sind Schweizer und arbeiten für das Schweizerische Rote Kreuz?» fragte der Polizeibeamte und brachte mich damit wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich nickte automatisch.

«Ich schenke Ihnen die vierzehn Tage Gefängnis. Sie sind frei!» Der Schreck sass mir so tief in den Gliedern, dass ich mich nicht rührte. Er wiederholte: «Sie können gehen, Sie sind frei!» Jetzt verstand ich – und ging! Ich fühlte mich auf einmal sehr erleichtert, einen Augenblick lang fast glücklich...

Am Bahnhof angekommen, erwischte ich gerade noch den Zug. Diesmal gab es kein Ausgehverbot in Tarbes, und ich durchquerte

die Stadt noch bei Tageslicht ohne Probleme, fiel in Laloubère auch nicht mehr in einen Wasserkanal... Herzlich wurde ich von meinem Cousin und seiner Familie empfangen.

Eine oder zwei Wochen nach meinem Besuch in Lannemezan starb Rosa. Die Mitteilung kam von der Verwaltung der psychiatrischen Klinik in Lannemezan. Die Directrice zeigte uns den Brief mit der traurigen Nachricht nicht.

Arme Rosa! Warum konnten wir dir nicht helfen?

80. Die rettende Geige

Herr und Frau Kriegstein wohnten mit ihrer Tochter Friedel in Köln. Sie hatten ein kleines Geschäft, verkauften Blusen, Hemden, Krawatten, Schals und andere Dinge. Bei ihnen wohnte auch Heinz Storosum, der Sohn von Herrn Kriegsteins Schwester. Er war ein begabter Geigenspieler und besuchte das Konservatorium.

Die Judenverfolgung, die immer drastischere Formen annahm, beunruhigte die Eltern Kriegstein sehr. Sie sorgten sich um ihr einziges Kind und den ihnen anvertrauten Neffen. Herr Kriegstein war seinerzeit aus Polen eingewandert. Eines Tages wurden in Köln alle Juden aus Polen verhaftet und in ein Lager gebracht. Herr Kriegstein hatte Glück und konnte nach Belgien entkommen. In der Grenzstadt Spa fand er ein Unterkommen in einem Hotel. Er schrieb seiner Frau, sie solle mit Friedel und Heinz nachkommen.

Eine lange, komplizierte Fluchtgeschichte nahm hier ihren Anfang. Frau Kriegstein erzählte sie mir ausführlich. Sie erinnerte sich immer wieder an neue Begebenheiten und sprach in ihrem Deutsch mit starkem polnischem Akzent, gemischt mit vielen jiddischen Wörtern und Ausdrücken, so dass ich oft Mühe hatte, sie zu verstehen. Sie verlor sich auch oft in Details, die ich nicht wiederzugeben vermag.

Nur das Wichtigste der vierjährigen Flucht, die mit dem Untertauchen in Nizza ein Ende nahm, sei im Folgenden erzählt: Zunächst galt es, die kleine, vierjährige Friedel nach Belgien zum Vater zu bringen. Ein Glücksfall kam Frau Kriegstein zu Hilfe: Sie hatte eine christliche Nachbarin mit zwei Kindern, deren Mann – ein Jude – vor einiger Zeit abgeholt worden war. Sie fürchtete dasselbe Schicksal auch für sich und ihre Kinder und beschloss deshalb, nach Belgien zu fliehen. Frau Kriegstein fragte sie, ob sie nicht neben ihren eigenen Kindern auch noch ihre Tochter Friedel mitnehmen und in Spa dem Vater übergeben könnte. Die gute Frau erklärte sich damit einverstanden, nahm Friedel bereits in den folgenden Tagen zu sich und brachte sie bald darauf wohlbehalten nach Spa.

Die Situation wurde immer gefährlicher: Es kam die Reichskristallnacht vom 9. November 1938. Heinz Storosum ergriff seinerseits die Flucht, besuchte aber vorher noch seine Eltern, seine Schwester Martha und seinen Bruder Willi.

Die elfjährige Martha konnte sich einer Gruppe von Kindern anschliessen, die nach Belgien gebracht wurden. Nach der Erzählung von Frau Kriegstein versuchten die Leiter der Gruppe – Leute einer jüdischen Hilfsorganisation – schwarz über die Grenze nach Belgien zu kommen. Sie wurden dabei aber von gefährlichen Hunden überrascht. Für das kleine Mädchen war das ein furchtbarer Schock. Zusammen mit der Belastung der Flucht und dem Verlassen des Elternhauses war dieses schlimme Erlebnis zuviel für das kindliche Gemüt. Martha erlitt ein Trauma, von dem sie sich nie mehr ganz erholen konnte, auch nicht im ‚Général Bernheim-Home‘, wo sie zu ihrem Glück hingebbracht wurde (der Leser erinnert sich: In diesem Heim war Edith Goldapper mit den Mädchen vom Schloss). Später, im Schloss La Hille, blieb Martha immer merkwürdig verschlossen. Ihre Reaktionen waren seltsam, oft unverständlich, und niemand kam an sie heran. Glücklicherweise lief sie nie davon wie Rosa Goldmark. Sie war meist irgendwo ganz für sich, fiel nie gross auf und half oft Frau Schlesinger, die in der Küche immer kleine Arbeiten für sie bereit hatte.

Der Bruder von Heinz, Willi, blieb bei seinen Eltern. Alle drei

wurden wenig später deportiert und kamen um. Heinz hingegen gelang eine abenteuerliche Flucht über die Grenze nach Belgien. Zur grossen Freude seines Onkels und Friedels tauchte er eines Tages wohlbehalten in Spa auf. Frau Kriegstein erhielt diese gute Nachricht von ihrem Mann. Dann musste sie von einem Tag auf den anderen bei Nachbarn untertauchen, denn es gab überall gefährliche Razzien. Wie durch ein Wunder gelang es ihr nach einigen Wochen, mit einem kleinen Koffer über die Grenze nach Belgien zu fliehen.

In Spa traf sie glücklich ihren Mann, ihre Tochter Friedel und Heinz Storosum. Fast ein Jahr lang blieben sie in Spa. Auf Anraten von Freunden zogen sie dann, wegen der Nähe der Grenze, in ein Hotel nach Antwerpen und bald darauf zu Freunden nach Brüssel.

Am 1. Mai 1940 kam der Überfall der Deutschen. Mit viel Glück – ohne Glück gab's kein Überleben! – konnte Familie Kriegstein noch den letzten Zug nach Frankreich erreichen, in dem auch die hundert jüdischen Kinder (mit Martha!) waren, die fast ein Jahr später ins Schloss La Hille kamen.

Die viertägige Eisenbahnfahrt in diesem Güterzug war schrecklich. Edith erzählt davon in ihrem Tagebuch. Auch Frau Kriegstein berichtete ausführlich darüber. Friedel, die Sechsjährige, sass meist auf dem schmutzigen Boden des Viehwaggons, und Heinz kauerte neben ihr. In jeder grösseren Stadt, in der der Zug hielt, bekamen sie eine Suppe und manchmal etwas Brot. Wegen zerstörter Geleise-Anlagen mussten oft grosse Umwege gemacht werden. Einmal wurden sie gar bombardiert. Öfters blieb der Zug stundenlang stehen – das war jedesmal eine Gelegenheit zum Austreten, denn in den Waggons gab es ja keine hygienischen Einrichtungen. Schliesslich erreichten sie am vierten Reisetag Toulouse. Eine Station weiter stiegen die ‚Kinder von Schloss La Hille‘ aus. Die Tore des Güterwagens blieben geschlossen. (Die Kriegsteins hörten aber die vielen Stimmen der Kinder und konnten nicht ahnen, dass Martha mit dabei war und dass Friedel auch einmal zu diesen Kindern gehören würde...) Bald darauf kamen sie an der Endstation, in Ax-les-Thermes, an. Sie wurden in einem Hotel einquartiert.



Bild 38: Kurt Klein („Onze“) und Joseph Dortort (rechts) im Hof des Schlosses. Josephs älterer Bruder Emil wurde im März 1943 deportiert.



Bild 39: Frau Schlesinger aus Wien. Ihr Mann wurde im Schloss verhaftet und deportiert, und sie machte sich deswegen schwere Vorwürfe.

Bild 41: Jeden Abend pflegte ich die Kinder. Einmal gab es auch Läuse zu bekämpfen. Und deshalb bekamen Maria und Monique einen ‚Turban‘!



Bild 40: Heinz (.Henri') Storosum aus Köln, unser Violinist (siehe Kapitel 80, ‚Die rettende Geige‘).



Bild 42: Mit einem sehr schmerzhaften Furunkel am Bein konnte ich gerade noch den Kindern die Haare schneiden.



Bild 43: Ein ganztägiger Ausflug mit den ‚Moyens‘ und einigen ‚Grosens‘. Wir beobachteten Köhler bei der Arbeit: In einem riesigen, kesselähnlichen Behälter wurde Holzkohle gewonnen. Vorne von links: Monique Evrard, Gonda Weinberg, Eva Fernanbuk und Edith Jankielewitz.



Bild 44: Pierre Bergmann aus Wien.



Bild 45: Frau Schlesinger mit ihren Mädchen. Von links: Irene Kokotek, Irma Seelenfreund, Guita Kokotek, Frau Schlesinger, daneben ein Mädchen, dessen Name mir entfallen ist, und ganz rechts Fanny Kuhlberg.





Bild 46: Der Hof mit dem Schlosseingang. Neben dem Eingang die vielbenutzten Tische.



Bild 47: Addi Nussbaum (links) mit unserem Pianisten Walter Kammerer – beide aus Deutschland.



Bild 48: Rings um das idyllische Schloss herrschten Terror und Krieg...

Bild 49: Die gefährdeten Mädchen. Hinten: Eva Fernanbuk, Edith Jankielewitz und ein Mädchen, das ich im Moment nicht erkenne. Sitzend in der Mitte des Bildes: Rita Kuhlberg, Renée Riemann, Martha Storosum und Trude Dessauer (rechts aussen). An das Mädchen ganz links im Bild erinnere ich mich auch nicht mehr.



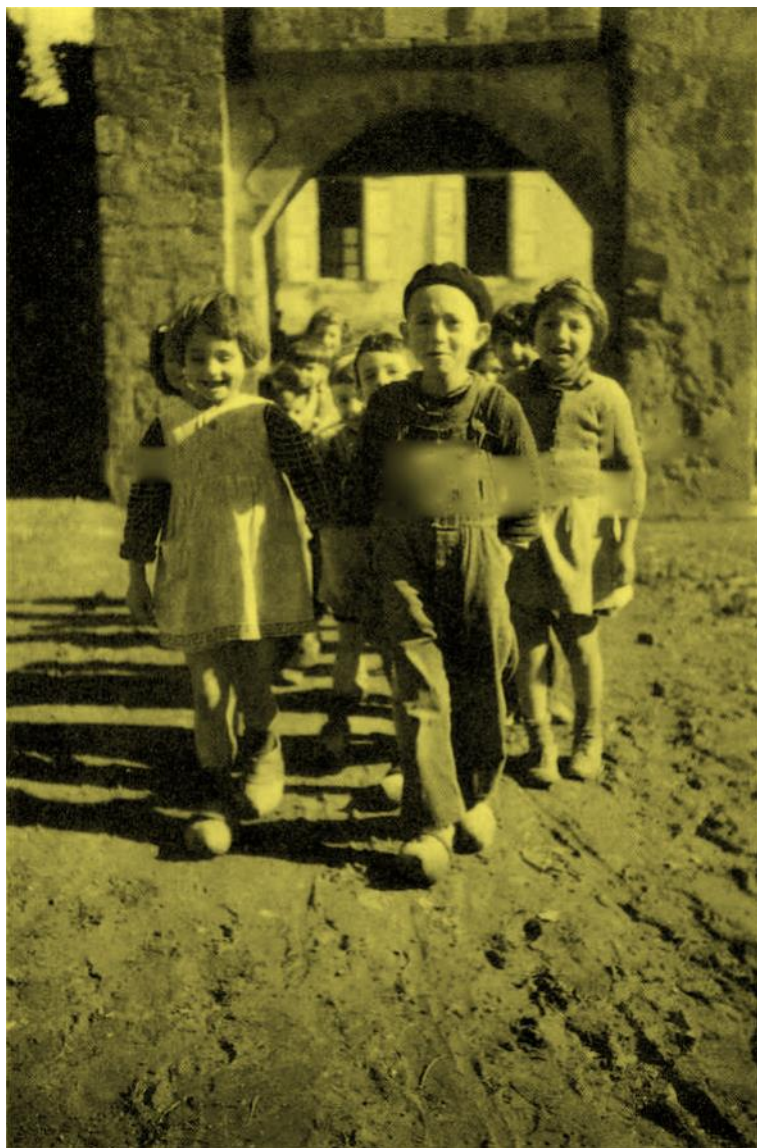


Bild 50: Im kalten Winter: der Ausflug mit den holländischen Holzschuhen (Kapitel 35).



Bild 51: Auf dem Weg zum Schloss: Maria Villas aus Madrid, Monique Evrard aus Nizza, Gonda Weinberg aus Amsterdam und an meiner Hand François Clément aus Toulouse.



Bild 52: Auf dem Rotkreuz-Lastwagen! In der Mitte Paulette Abramowitsch (Kapitel 29)

Mehr als ein Jahr lebten sie in dem schönen Kurort und machten in der prächtigen Landschaft Spaziergänge mit Friedel. Man liess sie in Ruhe und schien sie vergessen zu haben.

Dann, völlig unerwartet, wurden sie an einem frühen Morgen von Trommelwirbeln geweckt. Der ganze Ort wimmelte von Gendarmen. Alle Juden hatten – wo sie auch waren – sofort zum Abtransport auf der Strasse anzutreten. Häuser und Hotels wurden durchkämmt, die Familie Kriegstein wurde verhaftet. Es wurde ihr kaum Zeit gelassen, das Nötigste zusammenzuraffen. Heinz war glücklich, dass ihm wenigstens erlaubt wurde, die Geige mitzunehmen. Sie wurden in Autobusse verfrachtet und in ein Lager am Meer gebracht, nach Agde. Das war im Oktober 1941.

Im Lager wurde die Familie getrennt. Friedel kam mit der Mutter auf die Frauenseite, und Heinz mit seinem Onkel auf die Seite der Männer. «Es war ein furchtbar primitives Lager», erzählte Frau Kriegstein. «Alle mussten mit einer dünnen Woldecke auf der feuchten Erde schlafen. Nachts liefen Ratten herum. Es gab viel zu wenig zu essen, und wir litten unter der Kälte und dem Hunger. Dazu wurde Heinz schwer krank. Ich war verzweifelt und schickte Friedel mit einer Suppe zu ihm –und sie kam nicht mehr zurück! Ich verlor den Kopf und lief schreiend ins Männerlager hinüber. An einer Barackenwand fand ich Friedel mit erhobenen Armen. Ein Wärter mit Gewehr stand neben ihr. ‚Lassen Sie mein Kind;«, schrie ich, packte Friedel und rannte mit ihr ins Frauenlager zurück...»

Ich unterbreche hier Frau Kriegsteins Schilderung und gebe in kurzen Worten wieder, was weiter geschah. Das Wichtigste: Ein Wunder! Heinz erholte sich von seiner Krankheit und wurde gesund! Er griff zu seiner Geige und spielte darauf, zur grossen Freude der Lagerinsassen, die ihn während seiner Krankheit so treu gepflegt und ihm das Leben gerettet hatten. Er spielte jeden Tag. Das kam dem Lagerleiter zu Ohren, der ein leidenschaftlicher Musikliebhaber war. Er rief Heinz zu sich, liess ihn vorspielen und organisierte bald darauf Konzerte mit ihm. Er nannte Heinz ‚Henri‘ und verschaffte ihm viele Vergünstigungen – und wurde

sein Retter: Der Kommandant, wie der Lagerleiter genannt wurde, liess ihn zu sich kommen und eröffnete ihm, dass in den kommenden Tagen die Juden nach Drancy kämen und von dort deportiert würden, dass er aber nichts zu fürchten bräuchte, denn er würde ihm die nötigen Papiere geben, um das Lager verlassen zu können. Heinz erklärte darauf seinem Wohltäter, er habe noch seine Tante, seinen Onkel und eine kleine Kusine im Lager, und ohne sie könne er nicht Weggehen. Daraufhin schrieb der Kommandant eine Austrittsbescheinigung, ein ‚laissez-passer‘, wie Frau Kriegstein sagte, für alle vier. Dazu gab er seinem Musiker die Adresse eines Freundes in der Stadt Agde, der ihnen weiterhelfen sollte.

Die Kriegstein-Familie packte darauf hüben und drüben, auf der Männer- und auf der Frauenseite, ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und konnte mit ihren Papieren anstandslos das Lager verlassen. Die Geige hatte sie gerettet!

Der Freund des Kommandanten, ein Polizeibeamter höheren Grades, empfing sie freundlich. Er gab Herrn Kriegstein den Rat, mit seiner Familie nach Cannes weiterzufahren. Er besorgte sogar die Billete für sie, und nach einer – wie es ihnen schien – märchenhaften Nacht im Haus dieses gastfreundlichen Franzosen kamen sie anderntags in Cannes an. In Cannet, einem Vorort, fanden sie ein bescheidenes Hotel, in dem sie aufgenommen wurden. Jetzt endlich konnten sie aufatmen. Es kam ihnen alles zu schön vor, als dass es hätte wahr sein können.

Ringsum war alles so friedlich, die Sonne schien warm und freundlich. Hier konnte ihnen nichts geschehen. Sie fühlten sich in Sicherheit. Henri Storosum – er nannte sich jetzt ‚Henri‘ – machte sich aber Sorgen um seine Familie. Warum waren seine Eltern mit seinem Bruder nicht geflohen, und was war mit Martha? Er schrieb nach Köln und ins ‚Home Général Bernheim‘ in Belgien. Von Köln bekam er keine Antwort, aber von Marthas Kinderheim erhielt er einen aufregend-erfreulichen Brief mit der Adresse seiner Schwester in Frankreich! Sie lautete: Martha Storosum, Colonie de la Croix Rouge Suisse, Chateau de La Hille, Montégut-Plantaurel, Ariège.

Schon wenige Tage nach Erhalt dieses Briefes fuhr Heinz zu seiner Schwester ins Schloss La Hille.

Nach verschiedenen Standortwechseln gelangte Familie Kriegstein schliesslich nach Nizza, wo sie untertauchte. Herr Kriegstein hatte mit dem Widerstand Kontakt aufgenommen, und der verschaffte ihm und seiner Familie an der Rue de Paris ein sicheres Versteck.

Heinz schrieb bald, nachdem die Familie nach Nizza gezogen war. Er erzählte von Martha, von den Kindern und vom Schloss La Hille. «Schickt Friedel!» schrieb er. «Hier beim Schweizerischen Roten Kreuz ist sie sicher!» Die Eltern Kriegstein waren dazu bereit, doch es war ein weiter Weg bis dorthin. Wer konnte Friedel nach Montégut bringen?

Im Untergrund fand sich schliesslich eine katholische Schwester, welche die inzwischen achtjährige Friedel nach Foix ins dortige Kloster – in die Klosterschule – brachte. «Wahrscheinlich waren gerade Sommerferien», erinnert sich Friedel. «Ich schlief ganz allein in einem grossen Schlafsaal mit vielen leeren Betten. Eine ganze Woche lang war ich dort, bis man mich ins Château de La Hille holte.»

«Unter der italienischen Besatzung war's ruhig in Nizza, man liess die Juden in Frieden», erzählte Frau Kriegstein. «Wir dachten, es bliebe so, und holten Friedel zurück. Das war ein Fehler, der uns leicht das Leben hätte kosten können! Die Italiener zogen plötzlich ab, und die Deutschen kamen. Augenblicklich setzte die Verfolgung der Juden ein. Es ist heute unmöglich zu glauben, was da alles geschehen ist. Die Deutschen ergriffen die Juden, wo sie nur welche fanden: Sie holten die kranken Juden aus den Krankenhäusern, die alten aus den Altersheimen, die jungen – noch in den Badehosen – vom Strand. Sie machten Razzien und verhafteten die Menschen auf der Strasse und in den Hotels. Kein Jude war seines Lebens mehr sicher. Wir hatten entsetzliche Angst um Friedel. Nur dem Umstand, dass mein Mann für den Untergrund arbeitete, verdanken wir es, dass unsere geliebte Tochter zurück ins Schloss La Hille gebracht werden konnte und damit gerettet war.»

81. Edith Moser

Ich bin auf der x-ten Seite meiner Arbeit über die Kinder von Schloss La Hille angelangt, und so vieles wäre noch zu berichten! So viele Kinder waren da, und jedes Kind hat seine eigene traurige Geschichte vom Verlassen des Elternhauses bis zum Schloss La Hille und von da in die Schweiz oder nach Spanien, in den Untergrund oder in den Tod.

Viele Kinder von Schloss La Hille finden ihre Geschichte nicht in diesem Buch vor. Sie mögen mir verzeihen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, über alle zu berichten. Viele Wege, viele Schicksale sind sich auch ähnlich: Die meisten hatten grosses Glück, aber doch fast ein Fünftel der ursprünglich hundert Kinder verloren am Ende ihr Leben. So auch Kurt Moser, dessen missglückte Flucht nach Spanien ich in einem früheren Kapitel beschrieben habe. Seine Schwester Edith ging damals nicht mit und blieb im Schloss. Das rettete ihr das Leben. Nach der Verhaftung Kurts nahm sich Walter Kammerer ihrer besonders an; er gab ihr Musikunterricht und führte sie in die Literaturgeschichte ein. Das war noch 1943, als ich die ‚Mittleren‘ betreute und mit ihnen die Rollwagenbahn baute.

Edith plante dann, nach meiner Gelbsucht, mit Hilfe von Anne-Marie Piguet die Flucht in die Schweiz. Nach den Verordnungen des Roten Kreuzes musste alles, was im Schloss geschah, ‚legal‘, das heisst den Deutschen genehm sein. Eine Flucht war illegal. Eine ‚legale‘ Flucht war für Fräulein Groth nur unter einer Bedingung möglich: Ein Mädchen oder ein Junge musste bei einer Familie, beispielsweise bei Bauern, plziert und ordnungsgemäss abgemeldet werden. War das Mädchen oder der Junge dann irgendwo bei einer Familie untergebracht, stand ihm die Flucht frei; der Kolonie konnte daraus kein Schaden mehr erwachsen.

So fand Fräulein Groth für Ilse Brünell einen Platz bei Frau Authier, jener sehr zweifelhaften Person, die eine hohe Stellung bei der Polizei in Foix hatte. Für Edith fand sie einen Unterschlupf bei Familie Roubichou in Varilhes.

stand, nahm ich mit. Die andern und auch meine Legebücher, an
 denen ich besonders hänge, weil Walter mir mehrmals hinge-
 schrieben hat, gab ich Fräulein Annemarie zur Aufbeahrung.
 Diese schrieb noch einen Brief an unsere Führerin. Da sie noch nicht
 fertig war, ging ich schon zum Bahnhof. Ich war ja so aufgeregt,
 hatte noch nicht einmal etwas Essen zu mir genommen. Ich war
 schon im Zug, und es war schon 1 Minute vor der Abfahrt,
 aber Fräulein Annemarie kam und kam nicht mit ihrem Brief.
 Ich wurde unruhig, lief von einem Fenster zum andern. Als der
 Zug sich schon in Bewegung setzte, kam sie in einer Hast unge-
 zäumt. „Annemarie! Car ici!“ schrie ich aus dem Fenster. Sie
 übergab mir den Brief, wünschte mir noch viel Glück und
 schon war sie im Dunkel der Nacht verschwunden. Nach zwei
 Stationen kam Foix. Ich stieg aus und astete mich mit meinem
 schweren Rucksack zu Herrn Perry, wo ich Manfred wiedertraf.
 Es war noch ein gemütlicher Abend. Else Brünell gesellte sich
 noch zu uns und so saßen wir ja vier in der kleinen Küche
 und aßen geröstete Kastanien. Ich schrieb noch einen langen
 Brief an Walter. Wer weiß, dachte ich, ob es nicht der letzte
 ist. Wenn wir von den Deutschen geschmachtet werden kann man
 nicht mehr schreiben. Als Else meinen schweren Rucksack sah,

Eine Seite aus Edith Mosers Tagebuch.

Eine Rationierungsmarke (beispielsweise für den Einkauf in Pamiers).



Da ich all die Jahre bis heute in brieflichem Kontakt mit Edith stehe, fragte ich sie im letzten Brief, wie sich ihre und Kurts Flucht von Deutschland nach Frankreich damals abgespielt hatte. Sie antwortete mir:

«Du fragst mich nach meinem Zuhause. Als es schlimm wurde in Deutschland, haben uns unsere Eltern am 22. Februar 1939 einem Kindertransport des belgischen Roten Kreuzes übergeben (Edith und Kurt waren damals fünfzehn und siebzehn Jahre alt). So sind wir nach Brüssel gekommen. Meine Eltern gingen dann nach England, und als sie die Papiere für uns hatten, damit wir nachkommen konnten, war der Krieg bereits ausgebrochen, und die Schiffe fuhren nicht mehr über den Ärmelkanal. Wir sind ja dann auch am 18. Mai mit dem Heim der jungens und dem unsrigen nach Frankreich geflohen, vier Tage im Viehwaggon kreuz und quer durch Frankreich gefahren, bis sie uns in Toulouse halbtot rausgelassen haben und wir nach Seyre gekommen sind. Dort haben sie uns ein paar Scheunen überlassen, und wir haben unter den schlimmsten Bedingungen ein Jahr lang gelebt. Mit uns waren polnische Soldaten einquartiert, und wir Mädchen sind nachts mit Stöcken auf die Toilette gegangen, weil wir Angst hatten vor den Soldaten. Zu essen hatten wir fast nichts. Das Brot war von den Ratten fast aufgeessen. Ich erinnere mich, Trauben und Maiskolben auf den Feldern gestohlen zu haben, denn sonst wären wir verhungert. Alle hatten Durchfall, und da es für hundert Kinder und für die Soldaten nur vier Toiletten gab, hat so mancher in die Hosen gemacht. Ausserdem hatten wir einen belgischen Direktor von Brüssel mitgebracht, der unser schon genug schwieriges Leben noch zusätzlich zur Hölle machte. Sprachen wir deutsch untereinander, hat er uns eingeschlossen oder geschlagen.

Schon nach wenigen Wochen in Frankreich wurden alle über Sechzehnjährigen interniert und kamen nach St. Cyprien, darunter mein Bruder, Walter Kammerer und Ilse Brünell. Inzwischen wurden wir alle geimpft, offenbar unter schlechten hygienischen Umständen; auf alle Fälle haben wir alle zur selben Zeit die

Gelbsucht bekommen und sind fast daran gestorben. Unsere Belgier gingen dann plötzlich nach Belgien zurück, aber vorher haben wir ihnen alles von Wert, was wir hatten, geben müssen. Auch mussten wir unterschreiben, dass wir alle unsere Sachen, die wir in Belgien zurückgelassen hatten, ihnen geben würden. Es blieben uns nur Herr und Frau Frank, die sich mit dem Schweizerischen Roten Kreuz in Verbindung setzten, das uns Rosa Näf schickte und uns das Schloss La Hille verschaffte. Von all dem weisst Du. Als die über Sechzehnjährigen aus dem Lager zurückkamen, habe ich meinen Bruder fast nicht wiedererkannt, so abgemagert und verbrannt war er.

Wir waren bei der ersten Gruppe, die nach La Hille gefahren ist, um dort sauber zu machen, Licht zu legen, eine Zisterne zu bauen und aus Seegrass Matratzen zu nähen. Ich erinnere mich an den ersten Staub des Seegrases und an das ewige Niesen. Kurt hat einen Teil des Westturmes, der einsturzgefährdet war, abgebrochen. Später, als er bei einem Bauern arbeitete, brachte er mir ab und zu eine Wurst...

Bei meinem Besuch in San Francisco im Jahre 1986 kopierte Edith Moser ihr Tagebuch für mich. Sie schildert darin – wie das auch Edith Goldapper tat – ihre Flucht in die Schweiz. Um den Umfang meines Buches nicht zu sprengen, kann ich hier nur einen Auszug aus ihren 63 Tagebuchblättern bringen:

Fribourg, den 29. Dezember 1943

«Am Vormittag des 27. Oktobers 1943 rief mich Ilse Brünell aus Foix an: ‚Edith, du musst sofort kommen, Geier ist da!‘ – ‚Geier?‘ – ‚Ja, Geier, der Bruder von deinem Freund!‘ Jetzt ging mir ein Licht auf. Sie wollte Manfred Kammerer sagen, der schon mehrere Wochen lang von der Polizei verfolgt wurde. Da ich für Herrn Roubichou sowieso eine Arznei aus Foix holen musste, traf sich das sehr gut. Ich sprang, trotz strömendem Regen, aufs Rad und kam triefend bei Herrn Perry (dem Vater von Mireille, Guy und Raoul) an. Ich läutete, und wer machte mir auf? Herr Manfred Kammerer mit strahlendem Gesicht! Er erzählte mir, wie er

von einem Platz zum anderen gewandert sei. Niemand konnte ihn aufnehmen, er hatte kein Geld mehr, keine Lebensmittelkarten und keine Arbeit. Da fiel mir ein, dass Frau Roubichou von einem Schneider in Varilhes gesprochen hatte, der einen Gehilfen brauchte.

Manfred nahm meinen Vorschlag an und kam gleich mit mir nach Varilhes. Da ihn niemand sehen durfte, versteckte ich ihn in meinem Zimmer und brachte ihm das Essen hinauf. Gerade war ich damit fertig, den Tisch abzudecken und in der Küche aufzuräumen, als es läutete. Ich öffnete die Tür und stand Anne-Marie Piguët, unserer Lehrerin aus dem Schloss, gegenüber. Als ich das letzte Mal im Schloss war und mit ihr besprochen hatte, wann ich wohl an die Reihe käme, um in die Schweiz zu fahren, hatte sie mir noch gesagt, dass sie mir persönlich Bescheid sagen wolle. Als sie nun so vor mir stand, ging mir gleich der Gedanke durch den Kopf, dass sie mich holen kam. Ich führte sie in mein Zimmer, wo sie zu ihrer Überraschung Manfred vorfand. ‚Ehe ich dir etwas erzähle‘, begann sie, ‚setz dich erst mal hin.‘ Ich folgte ihrer Aufforderung in grosser Erwartung dessen, was nun wohl kommen würde. Auch sie nahm Platz und begann dann zu erzählen: ‚Nun, bekomme keinen Schreck und rege dich nicht auf über das, was ich dir jetzt erzählen werde. Also, wir haben beschlossen, dass du heute in die Schweiz fahren sollst, denn die anderen sind nicht bereit; sie haben noch keinen Platz, und einfach aus dem Schloss fortlaufen geht nicht.‘

Manfred erklärte sich bereit, mich zu begleiten, wenigstens bis nach Toulouse; dort würde ich vielleicht noch jemand anders finden. Fräulein Anne-Marie war inzwischen hinuntergegangen, um mit meiner Arbeitgeberin zu sprechen. Diese fing an zu schimpfen; sie könne mich nicht entbehren und Anne-Marie würde Unannehmlichkeiten mit der Polizei bekommen – und wenn ich ginge, dann wolle sie damit nichts zu tun haben. Fräulein Anne-Marie beschwichtigte sie: Wir würden schon alles so machen, dass sie nichts damit zu tun bekäme. Ich fuhr auf die Polizei und holte einen vier Tage lang gültigen ‚Sauf-conduit‘, um zum Schloss zu fahren. So konnte Frau

Roubichou sagen, ich wäre aufs Schloss gefahren und nicht wieder zurückgekommen.

In aller Eile wurde das Nötigste zusammengepackt. Alle Photos, auf denen hinten nichts Deutsches stand, nahm ich mit. Die anderen Photos und auch meine Tagebücher gab ich Fräulein Anne-Marie zur Aufbewahrung. Diese schrieb noch einen Brief an Madeleine, meine Führerin an der Schweizer Grenze. Da sie noch nicht fertig war, ging ich schon voraus zum Bahnhof. Ich war ja so aufgeregt! Ich sass schon im Zug, und es war schon eine Minute vor der Abfahrt, aber Fräulein Anne-Marie kam und kam nicht mit ihrem Brief. Ich wurde unruhig, lief von einem Fenster zum andern. Als der Zug sich bereits in Bewegung setzte, kam sie in grosser Hast angerannt. ‚Anne-Marie! Par ici!’ schrie ich aus dem Fenster. Sie übergab mir den Brief, wünschte mir viel Glück – und schon war sie im Dunkel der Nacht verschwunden.

Nach zwei Stationen kam Foix. Ich stieg aus und hastete mit meinem schweren Rucksack zu Herrn Perry, wo ich Manfred wiedertraf. Es war ein gemütlicher Abend. Ilse gesellte sich noch zu uns, und so sassen wir zu viert in der kleinen Küche und assen geröstete Kastanien. Ich schrieb noch einen langen Brief an Walter. Wer weiss, dachte ich, ob es nicht der letzte ist. Wenn wir von den Deutschen geschnappt werden, kann man nicht mehr schreiben ...

Ich übernachtete bei Herrn Perry, und am nächsten Morgen um fünf Uhr machten Manfred und ich uns auf den Weg zum Bahnhof. Manfred hatte nur eine kleine Aktenmappe mit Wäsche zum Wechseln. Gegen acht Uhr kamen wir in Toulouse an. Der Bahnhof war von der ‚Garde mobile’ gesperrt, die alle Papiere und das Gepäck kontrollierten, damit niemand Schwarzhandel machte. Mir wurde übel. Manfred hatte eine falsche Identitätskarte, worauf er ‚Désiré Herneb hiess, aber ich hatte nichts. ‚Ach’, sagte Manfred, ‚dir sieht man sowieso nicht an, dass du fast neunzehn Jahre alt bist. Ich sage einfach, dass du meine kleine Schwester bist. Von nun an nennst du mich ‚Dédé’ (Abkürzung von Désiré).

Wir kamen an die Kontrolle. Ich machte ein unschuldiges Ge-

sicht; Manfred zeigte seine Karte vor, nahm mich bei der Hand und zog mich fort. Durch waren wir! Wir atmeten tief auf, als wir den Bahnhof hinter uns hatten. Wir gingen in die Rue du Taur zum ‚Secours Suisse‘, um dort mit Luce Farny zu sprechen, die auch schon anderen geholfen hatte, in die Schweiz zu kommen. Leider hatte sie keine Zeit, um mich an die Grenze zu bringen. Sie telefonierte einem Mitarbeiter der UGIF (Union générale isra-élite française), der mir eine falsche Identitätskarte machen sollte. Am Nachmittag liess ich mich für meine Karte photographieren, und um vier Uhr hatten wir ein Rendez-vous mit René von der UGIF. Zur Begrüssung gab er mir die Hand und drückte mir ein Stempelkissen und die falsche Karte in die Finger. Behutsam und unauffällig liess ich sie in meine Tasche gleiten. Wir setzten uns dann in ein Café, und als ich merkte, dass mich niemand beobachtete, zog ich die zwei Kostbarkeiten aus der Tasche und machte unter dem Tisch einen Fingerabdruck, unterzeichnete und steckte die fertige Karte schnell wieder ein. Ich sah sie mir nicht einmal an; ich hatte Angst, es wären Gestapobeamte im Raum. So wusste ich nicht einmal, was René eigentlich markiert hatte, wo ich nun geboren sein soll und in welchem Jahr...

Noch immer hatte sich keine Begleitperson gefunden, und so entschloss sich Manfred mitzukommen. Um nicht unnütz auf den Bahnhof zu gehen, besorgten wir unsere Billette bis Lyon auf einem Reisebüro. Um sechs Uhr abends ging ein Zug. Ich machte es mir in einer Fensterecke gemütlich und versuchte zu schlafen, aber in diesen überfüllten Waggonen war das unmöglich. Die Fahrt ging über Béziers, Montpellier, Nîmes, Avignon und Orange.

Inzwischen hatte ich meine gefälschte Karte genau betrachtet, um im gegebenen Fall alles genau beantworten zu können. Als angebliche Schwester von Manfred hatte ich mir denselben Namen gegeben: ‚Monique Hermet. Née le 28 déc. 1927 à Dieuze. Résidence actuelle: Orange, Rue de la Poste.‘ Ich prägte mir alles genau ein.

Plötzlich gab's ein grosses Geschrei. Auf dem mit Bauern angefüllten Korridor, wo Körbe mit Hühnern, Gänsen, Truthähnen und Kaninchen standen, hatte sich ein Huhn aus seinem Käfig

befreit und flog nun gackernd im Seitengang herum. Der ganze Waggon war in Aufregung – und alles wegen einem Huhn! Plötzlich spannten sich meine Nerven wegen etwas weit Aufregenderem an: Einige Deutsche waren in den Zug gestiegen. Ich drückte mich tiefer in meine Ecke und stellte mich schlafend. ‚Messieurs-dames, les papiers s'il vous plaît!‘ Ich rührte mich nicht. ‚Monique, wach auf!‘ – Manfred zog mich am Ärmel. Theatralisch rieb ich mir die Augen und zog langsam meine Karte aus der Tasche. Mein Herz klopfte wie verrückt. Ich merkte, dass ich abwechselnd rot und weiss wurde. Gut, dass es dunkel war! Der Deutsche guckte sich mit seiner Taschenlampe gleichgültig die Karte an und gab sie mir zurück. Ich atmete auf. Dann ging ich in den Gang hinaus, stellte mich an ein offenes Fenster, schaute in die schöne Sternennacht und erholte mich so von meinem Schrecken.

Weiter ging die Fahrt an Valence und Vienne vorbei, und um sieben Uhr morgens kamen wir in Lyon an. Auf dem anderen Bahnsteig sprangen wir in letzter Minute in den Zug nach Bourg. Eine Kontrolle hatten wir nicht. An der Sperre von Bourg lösten wir unsere Fahrkarten nach. Wir kehrten im Bahnhofsrestaurant ein, aber satt konnte man von dem Essen nicht werden. Um vier Uhr kam der Autobus, der uns nach Lons-le-Saunier bringen sollte. All das war im Jura. Hundert Menschen wollten in einen Autobus, der für vierzig bestimmt war. Wir bekamen kaum Luft. Erschöpft kamen wir gegen acht Uhr in Lons-le-Saunier an. Nach der Beschreibung, die man uns mitgegeben hatte, fanden wir bald die Wohnung unserer Führerin. Ein nettes, etwa 22jähriges Mädchen öffnete uns die Tür. Es war Madeleine, unsere Führerin. Wir übergaben ihr Anne-Maries Brief. Ich sank auf einen Stuhl nieder, so müde war ich. Als sie zu Ende gelesen hatte, erklärte ihr Manfred, dass er nur mitgekommen sei, um mich zu begleiten; doch da er nun schon mal hier sei, hätte er Lust mitzukommen, soweit es ihr recht wäre. Sie war damit einverstanden, und ich war auch nicht böse darüber. Gegessen habe ich nichts. Ich hatte nur einen Wunsch, und der war: ins Bett! Schlafen, um für die morgigen Strapazen bei Kräften zu sein. Für Manfred wurde in

der Küche ein Lager auf geschlagen. Ich schlief bei Madeleine, unserer Führerin.»

Ich unterbreche hier das Tagebuch, um eine Wiederholung zu vermeiden: Schon Edith Goldapper beschrieb in ihrem Tagebuch Anne-Maries Weg in die Schweiz.

Unter der umsichtigen Führung der beiden Schwestern Victoria und Madeleine Cordier gelangten Edith Moser und Manfred Kammerer wohlbehalten über den langgestreckten Bergzug, den Risoux, ins ‚gelobte Land‘, wo Monsieur Piguet, Anne-Maries Vater, sie erwartete und ihnen einen herzlichen Empfang bereitete.

Eine lange Wegstrecke blieb noch bis zum Försterhaus, wo sie ebenfalls herzlich empfangen wurden.

Eigentlich hätte Edith hier ihr Tagebuch mit der freudigen Feststellung abschliessen können, dass sie nach Jahren der Verfolgung nun endlich ans Ziel gelangt und glücklich gerettet war. Doch über viele, viele Seiten schreibt sie von ihrem mühseligen, tränenreichen Weg in der Schweiz, von endlosen Verhören und Untersuchungen. Sie beschreibt die kleinen Zellen der Gefängnisse, in die sie eingesperrt wurde. Und immer wieder stand die Frage vor ihr: Was habe ich angestellt, dass ich behandelt werde wie ein Verbrecher? Ein Wort von Walter Kammerer, ihrem geschätzten Freund, tröstete sie: «Was auch an Unannehmlichkeiten in der Schweiz auf dich zukommen mag: Denk immer daran, dass du gerettet bist!» Edith hielt sich daran, und das machte sie stark. Auch besuchten sie Freunde (viele La-Hille-Kinder hatten ‚Paten‘ in der Schweiz, Frau Kaehr zum Beispiel oder Herrn Einstein), und das gab ihr Mut durchzuhalten. Sie kam von den Gefängnissen – eines war eine Kaserne – in ein Auffanglager in Adliswil, und von dort in ein Lager in einem Kloster bei Fribourg. Frau Kaehr konnte sie schliesslich dort herausholen.

Manfred kam in ein Arbeitslager...

(Drei Jahre nach meinem Besuch in San Francisco starb Edith Moser 1989 an einem schlimmen Tumor.)

82. Tagebuchnotizen von Kurt Moser

Bei meinem Besuch in San Francisco gab mir Edith Moser zwei kleine Kaienderchen aus den Jahren 1942 und 1943. Darin fand ich unwahrscheinlich kleingeschriebene, aber trotzdem gut leserliche Tagebuchnotizen ihres Bruders Kurt. Ich kopierte mir die Eintragungen von drei Ereignissen:

26. August 1942: Abtransport ins Lager

Dienstag, 25. August:

Auf Serre (dem Bauernhof, wo ich arbeite) Dornen gereinigt.

Mittwoch, 26. August:

Um sieben Uhr holten mich zwei Gendarmen mit einem Auto. Von Serre ging's ab ins Schloss. Alle über Sechzehnjährigen, im Ganzen zweiundvierzig, wurden im Autobus ins ‚Camp du Vernet‘ gebracht, auch Schlesingers und Frau Frank jun... Und wo ist Edith?

Donnerstag, 27. August:

Verpflegung ausreichend. Zweimal täglich Suppe aus Würfeln, Zwiebeln, Kartoffeln, Weintrauben und Brot. Schälte nachmittags in der Küche Kartoffeln und Zwiebeln. Schrieb Melanie (einer Bäuerin in der Borda Bianca, die sich vieler ‚Grosser‘ annahm), sie solle Mutti benachrichtigen.

Freitag, 28. August:

Fräulein Näf kam. Sie bleibt bei uns. Herr Dubois versucht in Vichy alles für uns. Fräulein Näf glaubt, dass wir befreit werden.

Samstag, 29. August:

Herr Dubois kam in Begleitung des Colonels (des Lagerchefs).

Wir sollten noch etwas Geduld haben. Das nächste Mal sähen wir uns in La Hille. Stopften Matratzen und richteten Baracken ein.

Sonntag, 30. August:

Werner, der Lagerkoch, machte uns zum Sonntag herrliche Fleischbuletten.

Montag, 31. August:

Matratzen gestopft. Esse fast nach jeder Mahlzeit in der Küche noch einmal. Machten abends ein kleines Konzert.

Dienstag, 1. September:

Morgens hiess es: In einer halben Stunde muss gepackt sein. Also doch! Als dann die Hamen verlesen wurden, nannte man uns nicht. Was ich heute morgen sah, sah ich noch nie. Herzerschütternde Szenen. Wir halfen, wo wir konnten. Dann war das Hot (unser Block) fast leer. Nachmittags kam der Colonel: Wir fahren am nächsten Mittag zurück ins Schloss. Abends kam schwerbeladen Herr Lyrer.

Mittwoch, 2. September:

Morgens kurz in der Küche geholfen. Um elf verliessen wir alle das ‚Camp du Vernet‘. Mit Zug über Pamiers und Varilhes nach St. Jean de Verges. Dort erwarteten uns Bauern mit Karren. Gegen fünf waren wir wieder im Schloss. Wie ein böser Traum war das alles. Festlich geschmückter Esssaal.

Einige Monate später: Kurt Mosers Reise in die Schweiz, zusammen mit Onze

Donnerstag, 31. Dezember 1942:

Verliess um zwei Uhr nachts mit Onze das Schloss. Jeder hatte 2000 Francs, etwas Brot, Käse und Schokolade. Als Gepäck Ediths Aktenmappe. Auch Walter Strauss, Inge Joseph, Manfred Vos,

Adele Hochberger und Inge Helft verliessen La Hille. Um halb sechs Uhr mit Bus von Sabayat nach Carbonne. Im Zug nach Toulouse. Dort Karten gelöst. Tagsüber im Wartesaal. Auch die anderen waren dort. Abends kam Fräulein Näf. Um 19.25 Abfahrt. Onze sass zwischen Narbonne und Béziers im Coupé mit zwei Gendarmen und einem deutschen Soldaten zusammen. Viel Glück im neuen Jahr!

Freitag, 1. Januar:

Kamen morgens in Lyon an.

Samstag, 2. Januar:

Um zwölf von Lyon abgefahren. Entwischten Zugskontrolle. Kamen abends gegen sieben in St. Cergues an. Es war dunkel. Gingen sofort zur Grenze. Fanden erst den Stacheldraht nicht. Dann: Wir sind in der Schweiz! Grenzwachsoldat sah uns und brachte uns in eine kleine Stadt. Kamen vor einen Grenzwachoffizier, dann zur Gendarmerie. Wir müssen, da wir über sechzehnjährig, ohne Verwandte und ohne Papiere sind, zurück. Kniff aus – und wurde sogleich wieder erwischt. In Lastauto an Grenze. Gingen durch Stacheldraht: Wieder in Frankreich.

Sonntag, 3. Januar:

Onze wollte es nicht nochmals versuchen. Wir trennten uns. Kletterte über hohen Stacheldraht, riss Hand auf. Schneegestöber, konnte mich nicht orientieren. Legte mich von halb elf bis halb sechs hin. Eisig kalt. Schnee. – Dann lief ich. Berge wurden immer ferner. Blieb immer auf kleinen Wegen. Nachdem ich etwa zehn Kilometer gegangen war, sah ich ein Dorf. Auf dem Platz grüngraue Patrouillen: Deutsche. Der Zollbeamte rief mich ins Büro: Ich war in Frankreich! Sie nahmen Protokoll auf. Tagsüber bei Zollbeamten. Habe gut gegessen. Die Hand wurde behandelt. Abends mit Schlitten nach Douvaine zur Gendarmerie. Ich wurde durchsucht; Geld, Uhr, Messer und Aktenmappe wurden mir abgenommen. Dann kam ich in einen schwarzen Keller. Später gab mir ein Gendarm zu essen.

Montag, 4. Januar:

Morgens in Douvaine gegessen, dann im Bus nach Thonon-les-Bains vor den Untersuchungsrichter: Wollen Sie einen Anwalt? Ja. – Wollen Sie jetzt oder in Gegenwart ihres Anwalts aussagen? – Letzteres. – Wurde auf Gendarmerie gebracht. Erst Büro, dann schwarzer Keller.

Dienstag, 5. Januar:

Morgens im Zug nach Annecy. Vor dem Gefängnistor kam ein anderer Gendarm mit Walter Strauss! Er war Franzosen in die Hände gelaufen, die anderen wurden von Deutschen erwischt. Inge Joseph konnte entfliehen, die anderen in Zug und weg. – Im Gefängnis wurde ich ganz entkleidet. Widerliche Wärter. In Jugendlichenzelle gesteckt mit Walter und anderen, davon zwei Juden.

Mittwoch, 6. Januar:

Gefängnisration: Für Jugendliche: 400 Gramm Brot. Um halb neun: ‚Milchkaffees Heun und elf Uhr: ‚Betteravensuppe‘ = heisses Wasser mit einigen Futterrübenscheiben. Um vier: ‚Suppe‘. Jeden Mittwoch zwei Stück Käse. – Aufstehen um sieben, Schlafen um sechs Uhr.

Donnerstag, 7. Januar:

Mit sechzehn anderen (je zwei und zwei mit Handschellen) in Autobus nach Thonon verfrachtet; ich kam vor den Untersuchungsrichter. Waren abends zurück.

Kurt wurde – genauso wie Walter – wegen versuchten illegalen Grenzübertritts zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung dieser Strafe kehrte er zum Schloss La Hille zurück.

Ein halbes Jahr später: Der Gestapo ausgeliefert

Sonntag, 6. Juni 1943:

Was wird aus Spanien? Die Jahrgänge 20, 21 und 22 wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland mobilisiert. Da viele ausrücken,

wird das Grenzgebiet besonders stark bewacht. Lange kann das so nicht mehr dauern. Ich werde wohl noch in Polen landen.

Sonntag, 13. Juni:

Sogar offizielle Stellen warnten die Juden: ‚Verschwinden Sie noch vor drei Wochen! Neue Deportationen stehen bevor!‘ Eine solch unerhörte Ungerechtigkeit war noch nie da!

Montag, 14. Juni:

Morgens wieder zu Herrn A. gefahren. Vor ein bis zwei Wochen ist nichts zu machen, er hat schon sehr viele bei sich versteckt. Nachmittags nochmals F. gesprochen. Er glaubt, es wird für 30‘000 für alle zehn gehen. Fährt fort und bringt mir morgen Antwort.

Dienstag, 15. Juni:

Zu Fuss dreissig Kilometer zu Frau G. gelaufen. Der ‚Passeur‘ ist zurück, es geht aber vorläufig nicht, da ein Durchkommen unmöglich ist. Wegen Arbeiter-Mobilisation ist Grenze unheimlich bewacht. Sprach abends mit F.: Es geht. Abfahrt: Freitag bei Nacht.

Dienstagabend. Ich schliesse dieses Buch. Werde es mit allen anderen Andenken (Photos, Tagebücher und Papiere) Melanie zur Aufbewahrung übergeben. Hoffentlich werden wir zum lieben Muttchen (Kurts und Ediths Mutter konnte sich mit viel Glück nach England in Sicherheit bringen) durchkommen, und hoffentlich können wir Herrn Dubois unsere Dankesschuld abtragen!

Freitag, 18. Juni 1943 (letzte Eintragung):

Wir treffen uns in der Nacht. Wir: Edith, Werner, Edgar, Charles, Addi, Fritz, Herr Meyer, die beiden jungen Franzosen und ich. Nachts will F. uns zu den ‚Passeurs‘ bringen, die gleich aufbrechen werden. Teils zu Fuss, teils mit kleinen Lastautos.

Kurt hat eine dunkle Vorahnung; er schreibt auf die letzte Seite:

Vielleicht schon geschnappt und ab nach Polen. Aber es musste gewagt werden! Eine Woche früher oder später in Polen, das ist jetzt egal. Nur Edithlein! Hätte ich sie nicht doch besser im Schloss gelassen?...

Edith blieb glücklicherweise im Schloss! Addi und Edgar, von Angst gepackt, kehrten um, noch bevor sie am Treffpunkt waren. Sie gingen zum Schloss zurück. Auch Herr Meyer begab sich nicht an den Treffpunkt.

In Kurt Moser Tagebuchkalender fand ich eine abschliessende Bemerkung von Walter Kammerer:

19. April 1943: Ja, mein lieber, lieber Kurt, es ist leider schief gegangen. Gestern abend ist die schlimme Nachricht eingetroffen, und wir wenigen, die sie wissen, sind mit allen unseren Gedanken bei Dir. Ich hoffe von ganzem Herzen, dass wir uns wiedersehen werden oder dass Du wenigstens in glücklicheren Zeiten dieses kleine Buch einmal wiederfinden wirst. Solange ich noch denken und wünschen kann, werden meine guten Wünsche und Gedanken Dich begleiten. Ich danke Dir innig für all Deine Freundschaft. Ob wir sie wohl eines Tages aufs neue befestigen können? – Leb wohl, mein lieber Kurt. Solange ich lebe, werde ich stets Dein treuer Freund sein. Walter.

83. Kurt Mosers Tod

Von den zwölf deportierten Kindern von Schloss La Hille ist Werner Eppstein der einzige Überlebende. Er kehrte aus dem Konzentrationslager zurück und schrieb Edith Moser folgenden Brief:

Viroflay, den 2. Oktober 1945

Mein liebes Moserchens Edith!

Recht herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, mit welchem ich viel Freude hatte. Ich sehe, dass ihr, obwohl ihr einigermaßen in Ruhe und ziemlich normalen Verhältnissen das Ende des Krieges abwarten konntet, uns doch nicht vergessen habt. Das ist schön, wenn man im Dreck und Elend, zum Tode verurteilt, weiss, dass Kameraden an einen gedacht haben. Ein Leben, das man sich nicht vorstellen kann, geschweige denn vergessen kann. Ich war Mineur – in zweihundert Metern Tiefe in Kohlengruben arbeiten, bis an den Bauch im Wasser. Zwölf Stunden ununterbrochen Kohle schaufeln, immer angetrieben mit Stockhieben und Fussritten der SS, die die ehrenvolle Aufgabe hat, uns langsam, petit à petit, fertigzumachen. Nach diesen zwölf qualvollen Stunden, wo man wie besoffen zum Förderkorb wankt, vor Müdigkeit kaum auf den Füßen stehend, geht es zurück ins Lager, vier Kilometer. Im Winter, im eisigen Polenwinter, bis auf die Haut durchnässt, werden wir ins Lager getrieben, wie wilde Tiere. Immer mit der Hoffnung, sich im Lager angekommen ins Bett fallen lassen zu können. Hm den Hunger nicht zu verspüren, um zu vergessen. Meistens machen wir in dem Zustand noch Sport. Wurden regelmässig mit warmem Wasser übergossen von der SS, die ihre Arbeit gut verstand. Und das alles im Winter!

Das ist ein kleiner Ausschnitt, meine liebe Edith, mehr will ich Dir nicht schreiben, denn Du würdest es nicht glauben können, ja selbst nicht für möglich halten. Es ist auch besser so.

Ja, liebe Edith, Du schreibst mir, dass ich ein Glückspilz sei. Aber ich sage Dir, dass ich momentan der unglücklichste Mensch bin, da Du mich um Nachricht Deines lieben Bruders anfragst. Du willst tatsächlich die nackte Wahrheit hören? Also gut, höre: Kurt hat mit mir zusammen in der Kohlengrube Rudolf in Jadvizna gearbeitet. Ungefähr vier bis fünf Monate lang. Eines schönen Tages bekam er Durchfall, und drei Wochen lang war es mir unmöglich, ihn zu besuchen. Du musst wissen, dass selbst ein Vater kein Recht hatte, seinen Sohn im Krankenblock zu besuchen. Trotzdem gelang es mir, ihn aufzusuchen.

Liebe Edith, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie erschüttert ich war: mein Moserchen, mein guter Kamerad, ein Knochengestüst, in einem Zustand von 25 – 30 Kilogramm. Er lachte und war guter Laune, sogar glücklich, dass er bald nicht mehr zu leiden brauchte. Seine Worte, die er mir sagte, werde ich nie vergessen. ‚Eppelsteinchen, Du wirst und musst durchhalten. Du musst vor allem meine liebe Schwester aufsuchen, ihr sagen, dass ich andauernd an sie gedacht habe und dass Mama nie erfahren soll, was aus mir geworden ist. Ich bin verschollen, hörst Du, Eppelsteinchen, das ist sehr wichtig! Und vergiss nicht, Ilse Wulf und allen Kameraden Grüsse auszurichten.‘ Zwei Tage später kam er mit dem Auto nach Auschwitz. Auf meine Frage sagte mir der Chefarzt: ‚Krematorium!‘

Da hast Du die verfluchte Wahrheit, die mich heute unheimliche Nerven gekostet hat und die ich hassen gelernt habe.

Dein Werner.»

84. Wir sind frei!

Von dem, was rings um uns vor sich ging, wusste Eugen Lyrer immer mehr als wir. An einem Morgen kam er, wie schon einige Male, überraschend in meine Klasse, blieb an der Türe stehen und sagte auf Schweizerdeutsch: «Zieh deine Schuhe aus! Ich habe ein Geheimnis für dich!» Ich ging zu ihm hin – zog aber meine Schuhe nicht aus: Ich kannte seinen schon mehrmals wiederholten Geheimnis-Spass! Eugen zeigte mir kurz und mit vielbedeutendem Blick einen Brief – eben das besagte ‚Geheimnis‘. «Und noch etwas», sagte er dann (und seine Stimme zitterte dabei vor plötzlicher Erregung; sein Gesicht leuchtete, und seine Augen strahlten): «Wir sind befreit! Der ‚Maquis‘ hat die Deutschen in Pamiers und in Foix vertrieben!»

Ich war sprachlos vor Überraschung und Freude, während Eugen seine phantastische Nachricht ergänzte: «Die SS-Leute, die sie in Foix lebend erwischten, führten sie durch die ganze Stadt, bevor sie sie am Gitter des Gestapo-Hauptquartiers aufhängten.»

Ich stand wie angewurzelt da und konnte das alles kaum fassen. «Jetzt haben die Mörder ihren Lohn!» sagte Lyrer noch und verliess uns. Ich schloss die Türe hinter ihm. Die Kinder sassen stumm an ihren Plätzen. Sie hatten verstanden, dass etwas Besonderes geschehen war.

Ich ging langsam nach vorn, zur Wandtafel. Die Blicke der Kinder folgten mir, gespannt hingen sie an meinen Lippen. Ich konnte sie nicht länger auf die Folter spannen: «Wir sind befreit!» sagte ich begeistert. «Der ‚Maquis‘ hat in Foix und Pamiers die Deutschen vertrieben!»

Sie schienen nicht zu begreifen. «Ihr erinnert euch doch an die ‚Promenade terrible‘, an den schrecklichen Ausflug und an euer Versprechen?»

Die Kinder nickten. «Il ne faut rien dire!» – «Man darf niemandem etwas davon sagen!» rief Guy.

«C'est juste! Aber jetzt hat sich alles geändert. Wir sind frei! Die ‚Maquisards‘, die Widerstandskämpfer, müssen sich nicht mehr verstecken. Sie haben die Deutschen fortgejagt! C'est merveilleux! Wisst ihr, was das bedeutet?»

Friedel begriff als erste: «Les gendarmes de Pailhès ne viendrons plus pour chercher les juifs!»

«Richtig! Du bist gerettet, Friedel! Die Gendarmen kommen nicht mehr, um Juden für die Deutschen zu holen. Die Deutschen sind vertrieben, erledigt; sie können uns nicht mehr schaden. Geht jetzt in die Pause! Danach reden wir weiter, und ihr könnt mir Fragen stellen.»

Im Hof traf ich Heiri, Eugen und die Spanier. Begeistert sprachen sie von unserer Befreiung. Auf der Post in Montégut hatte Lyrer die kaum fassbare, alles in den Schatten stellende Nachricht vernommen. «Es ging ziemlich grausam zu», erzählte er. «Es waren hauptsächlich spanische Widerstandskämpfer, die Foix befreiten.

Es gab wilde Schiessereien, doch die Gestapo verteidigte sich nicht sehr lange. Sie stand einer Übermacht gegenüber, denn einige Truppen der deutschen Armee waren kurz vor dem Überfall der ‚Maquisards‘ abgezogen worden.» So nach und nach erfuhren wir von Eugen, was geschehen war. Nicht nur den Nazis von der Gestapo ging's schlecht, auch die französischen Kollaborateure wurden offenbar erbarmungslos niedergemetzelt. Die Frauen, die mit den Deutschen gemeinsame Sache gemacht hatten, wurden kahlgeschoren und nackt durch die Strassen getrieben...

Während ich nach dieser langen Pause wieder zu meinen Schülern in die ‚Grande Classe‘ hinaufstieg, dachte ich an Egon und Onze, die im ‚Maquis‘ ihr Leben lassen mussten: «Wären sie im Schloss geblieben, so lebten sie heute noch!» Aber wer hatte das schon wissen können? Wir waren so überzeugt gewesen, dass die Deutschen kommen würden, um Walter zu holen. Wären sie gekommen, hätten sie alle Juden, gross und klein, mitgenommen.

85. Der totgeglaubte Onze taucht wieder auf!

Mitte August, zwei oder drei Wochen nach unserer Befreiung, sass ich eines Morgens im Hof vor dem Küchenfenster. Das rechte Bein hatte ich auf einem Tabouret hochgelegt. Es tat mir furchtbar weh. Die Furunkulose hatte nun auch mich erwischt. Ich konnte kaum mehr stehen und gehen, und an Unterricht war auch nicht mehr zu denken. So schnitt ich den Kindern eben die Haare. Guy war gerade an der Reihe, als ein völlig unerwartetes und schon lange nicht mehr gehörtes Geräusch uns aufschrecken liess. Ein Motorrad fuhr an der Ostseite des Schlosses vorbei und kam wenig später mit ohrenbetäubendem Lärm durchs Eingangstor in den Hof gerattert. Nicht weit weg von mir blieb es mit einem Ruck stehen, und zwei Männer sprangen vom Sattel...

Ich traute meinen Augen nicht, wollte es nicht für möglich hal-

ten, und doch erkannte ich Onze und Ruedi Oelbaum! Sie stellten sich neben dem Motorrad auf und sahen sich lachend um, strahlend wie heimgekehrte Krieger nach einer gewonnenen Schlacht. Meine Schüler, die um mich herum gespielt hatten, waren erstarrt vor Schreck und Verwunderung. Auch ich war anfangs fassungslos: Ich wusste, dass Onze tot war, und jetzt stand er da und grinste über beide Ohren! Trotz meiner Schmerzen raffte ich mich auf und stürzte auf ihn zu. «Onze!» schrie ich, «Ruedi!» Ich schüttelte beiden die Hände und klopfte, ganz ausser mir, Onze auf die Schultern: «Du lebst! Phantastisch! Du lebst! Wir glaubten dich tot!»

Jetzt erschienen nacheinander Heiri, Eugen, Annelies und die Spanier. Sie alle kamen und begrüßten die beiden Widerstandskämpfer aufs herzlichste. Ich wandte meinen Blick nicht ab von Onze. «Onze lebt!» dachte ich immer wieder. Eine nie gekannte Freude ergiff mich. Meinem Furunkel schenkte ich keine Beachtung mehr, obwohl ich kaum noch stehen konnte. Ruedi in der khakifarbenen Uniform der neugebildeten Armee, der FFI (Force Française de l'Intérieur), zeigte uns seinen Gürtel – den Gürtel eines deutschen Soldaten. ‚Gott mit uns‘ stand in grossen Blockbuchstaben auf der Messingschnalle. Wir waren entsetzt ob dieser schamlosen Gotteslästerung: Deutsche Soldaten und ihre Helfershelfer, die SS und die Gestapo, mordeten in ganz Europa gnadenlos und baten noch um Gottes Hilfe! Wir schüttelten den Kopf angesichts solcher Unverfrorenheit.

Nun begannen die beiden zu erzählen. Onze hatte noch einen Tag zuvor im Gefängnis St. Michel in Toulouse gesessen. Mit der Befreiung von Toulouse wurde auch er frei. Er machte sich gleich auf den Weg zum Schloss – wohin hätte er auch sonst gehen sollen? Zwischen Pailhès und Montégut las ihn Ruedi auf, der mit einem entliehenen Motorrad daherkam. Ruedi seinerseits hatte vor wenigen Tagen noch ein Gefangenenlager mit ein paar hundert deutschen Soldaten bewacht, von denen er mit seinen ‚Maquis‘-Kampfgenossen zusammen einen grossen Teil auf abenteuerliche Weise selbst gefangengenommen hatte.

Rita Kuhlberg, eine der wenigen im Schloss zurückgebliebenen

„Grandes filles“, läutete zum Mittagessen und unterbrach Ruedis spannende Erzählung. Nach dem Mittagessen trafen wir uns im Salon, wo Onze und Ruedi fortfuhren, über ihre Abenteuer zu berichten.

Bald nachdem Heiri und ich damals Onze, Egon, Ruedi, Joseph und Georges mit Nahrung und Woldecken versorgt hatten, schlossen sie sich, wie wir wissen, dem ‚Maquis‘ an. Ruedi erzählte von ihren Überfällen auf deutsche Konvois: «Wir operierten immer zu zweit», erklärte er uns. «Einer warf eine Handgranate, der andere schoss mit dem Maschinengewehr, dann flohen wir. Wir waren bei unseren Aktionen immer günstig plaziert, so dass wir uns leicht in den ‚Maquis‘ absetzen konnten, in dem die Deutschen keine Chance hatten, uns zu erwischen. Unsere Waffen bekamen wir von den Engländern. Jede grössere Kampftruppe hatte einen kleinen Sender, der von einem mit dem Fallschirm abgesprungenen englischen Fachmann bedient wurde. Wir gaben unsere Bestellungen immer unter dem gleichen Code-Wort auf. Unser Code für die ‚Nouvelles personelles‘ war: ‚Le soleil chauffe la pierre‘ (‚Die Sonne erwärmt den Stein‘). Jede volle Stunde wurden die ‚Nachrichten‘ der ‚BBC‘ abgehört. Kam unser Code-Wort – ‚Le soleil chauffe la pierre‘ –, so wussten wir, dass an einer vereinbarten Stelle, die wir mit Feuern signalisierten, das gewünschte Material (Nahrungsmittel, Waffen und Munition) abgeworfen werden würde, und zwar immer zwischen zwölf und ein Uhr nachts.»

Das alles war äusserst interessant. Das Rätsel um die ‚Nouvelles personelles‘ war damit gelöst. Was uns aber auf der Zunge brannte, war die Frage nach den anderen, Egon, Joseph und Georges. Was mochte mit ihnen geschehen sein? Besonders mit dem totgesagten Egon Berlin? – Onze lebte ja! Die Nachricht vom Tod der beiden erwies sich somit als eine Falschmeldung. Eugen hielt nichts mehr, und er fragte geradeheraus: «Onze und Ruedi, sagt uns, was ist mit Egon? Wo ist er?»

Diese schon lange in der Luft liegende Frage liess mich erschauern: Eine bange Ahnung sagte mir, dass er doch tot sei. Die entstandene Stille bestätigte dies nur. Gepresst sagte Onze: «Egon ist tot!»

Wir schwiegen betroffen. Egon tot... Was war geschehen? Wir blickten alle auf Onze. Noch nie hatte ich ihn so ernst gesehen. Er schien um Jahre gealtert zu sein. «Egon ist tot», wiederholte er tonlos und spielte nervös mit seiner Mütze. «Hört zu», er machte eine Pause, «ich erzähle euch die ganze traurige Geschichte. Auch ich hätte beinahe mit ihm den Tod gefunden.» Er räusperte sich. «Es war Anfang Juli. Wir befanden uns in der Berggegend von Roquefixade seit Tagen in einer verzweifelten Lage. Wir waren von deutschen Truppen eingekreist. Sie wagten sich nicht in die Wälder und griffen uns nicht an, schickten aber die berüchtigten und verhassten ‚Miliciens‘ gegen uns – eine von General Darnand gegründete, sehr gefürchtete französische Gestapo. Die FFI-Gruppen ‚Gaby‘ und ‚Oskar‘ wurden in verlustreiche Kämpfe verwickelt, während es uns gelang, der deutschen Umzingelung zu entgehen. In einem felsigen Tal bei Armentière (nicht weit von Pamiers) richteten wir uns spät nachts ein. Unter einem hohen Felsen musste ich Wache stehen. Die Nacht war hell, der Mond schien, ich konnte das ganze Tal überblicken. Ich sah, wie sich unsere Feinde weit unter mir für die Nacht einrichteten. So dachte ich, wir wären in Sicherheit. Ich hatte mein Gewehr im Anschlag und achtete auf jedes Geräusch – und da begann plötzlich eine fürchterliche Schiesserei. Vor Schreck setzte mein Herz beinahe aus, und ich fiel fast zu Boden. Über mir schlugen zischend und pfeifend Kugeln in den Felsen, und bevor ich noch irgendeinen Entschluss fassen konnte, wurde ich zusammengeschlagen. Ich verlor das Bewusstsein. Ein Wunder, dass ich nicht totgeschlagen wurde. Wahrscheinlich wollten sie noch Informationen aus mir herauspressen!»

«Mir ging es besser», fuhr Ruedi mit der Erzählung fort. «Ich schlief neben Egon Berlin. Als ich die Schüsse hörte, warf ich mich blitzschnell ins nahe Gebüsch. Egon wollte mir nach, erhob sich aber unglücklicherweise und erhielt eine oder mehrere Kugeln in die Schultern. Er brach zusammen, und schon stürzten die Miliciens herbei. Einige schrien: ‚Bringt sie um!‘ Ich konnte alles genau beobachten, denn es war eine helle Mondnacht. Es war grauenhaft, was sich da in kürzester Zeit vor meinen Augen abspielte.

Ich sah Egon auf den Knien – mit erhobenen Armen. ‚Bringen Sie mich nicht um!‘ bat er, doch die Miliciens erschlugen ihn gnadenlos mit ihren Gewehrkolben. Mich fanden sie nicht; ich hatte mich tief ins Dickicht zurückgezogen, konnte aber trotzdem genau sehen, was um mich her vor sich ging. Als es ein wenig ruhiger geworden war und man nur noch vereinzelt Schüsse hörte, wurde Onze an mir vorbeigetragen. Sekundenlang sah ich im Mondschein sein blutiges Gesicht. Er musste tot sein! Plötzlich wurde es dann sehr still, und wie ein Spuk war alles vorbei. Ich kroch aus meinem Versteck zu Egon, der mit ausgebreiteten Armen vor mir lag. Er war tot – ich konnte ihm nicht mehr helfen.»

Es entstand eine lange Stille. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Niedergeschlagen sassen wir da und fanden keine Worte mehr. Einer der Unsrigen war nicht mehr, war aufs Grausamste aus dem Leben gerissen worden.

Heute steht Egon Berlins Name auf einer Gedenktafel in Pamiers. Seine Eltern überlebten und liessen am Denkmal einen Gruss zurück: «Liebster Egon, wir vergessen Dich nie! Deine Eltern.»

86. Die Sommermonate

Der Sommer ging schnell vorbei. Wir waren eine bedrückende Sorge los: Es gab keine Gefahr mehr für unsere grossen und kleinen jüdischen Kinder. Die Deutschen waren erledigt. Wie Verbrecher – und das waren sie ja auch – wurden sie von der Invasionsfront durch ganz Frankreich dem Rhein entgegengetrieben. Von Osten her näherten sich die Russen Berlin.

Wir genossen die schönen, warmen Sommertage, unternahmen Ausflüge, organisierten Spielnachmittage und badeten in der Moulin Neuf. Die Abende waren sehr lang; bis zehn Uhr war es

hell. Oft stiegen wir nach dem Nachtessen, wenn die Küche sauber war, auf den nahen Hügel auf halbem Weg zur Borda Bianca, setzten uns zusammen auf die abgeweidete Wiese und sangen unter Heiris Leitung alle Lieder, die uns einfielen. Wir lernten auch einige neue dazu.

Eines Abends, als es auf dem Rückweg zum Schloss schon dunkelte, erschreckte mich Heiri mit etwas völlig Unerwartetem: Er eröffnete mir, dass er gedenke, zusammen mit Annelies so bald wie möglich in die Schweiz zurückzukehren. Sie wären ja nun anstatt sechs Monate schon bald ein Jahr in Frankreich geblieben. Ich konnte nichts antworten; ich war richtig vor den Kopf geschlagen. Sehr beunruhigt stieg ich in mein Zimmerchen hinauf. Der Gedanke, dass Heiri uns verlassen wollte, machte mir schwer zu schaffen. Ich sah den Boden unter meinen Füßen weggleiten.

Auch Eugen wollte das Schloss verlassen. Er war nach Toulouse gereist und wütend von dort zurückgekehrt. «Unglaublich», sagte er, «die Schweizer Grenze ist hermetisch geschlossen, es ist unmöglich heimzukehren! Man braucht ein Visum! So ein Unsinn!»

Das kannten wir von Fräulein Tobler her, die vergeblich und verzweifelt auf ein Visum gewartet hatte. Eugens Neuigkeit war ein Schock für Heiri – für mich allerdings so etwas wie eine Erleichterung. .. Heiri konnte nicht an diese alte Visum-Schikane glauben: Der Krieg war ja für Frankreich vorbei! Also fuhr Heiri bald selbst nach Toulouse und begab sich an die Rue du Taur. Herr Parera gab ihm den gleichen Bescheid wie zuvor schon Eugen: «Ohne Visum keine Rückreise!» sagte er selbstgefällig; zufrieden, dass die Rotkreuz-Mitarbeiter ihre Arbeit nicht verlassen und nicht nach Hause zurückkehren konnten.

Heiri empörte sich, er war wütend: «Ein Schweizer braucht doch kein Visum, um heimzufahren!»

«Aber die Franzosen wollen ein Ausreisevisum für jeden Ausländer!» entgegnete Parera.

«Unsinn!» schrie Heiri, «... aber doch nicht von Schweizern, die fürs Rote Kreuz arbeiten!»

Parera zuckte mit den Schultern. Heiri beruhigte sich und

fragte nach einer Pause: «Warum bekommen wir seit vielen Monaten keine Post mehr? Hätte nicht das Rote Kreuz etwas für uns tun können?»

Ungehalten antwortete Parera, die Grenze sei eben auch für die Post geschlossen. Er verriet nicht, dass jede Woche ein Kurier vom Rotkreuz-Büro in Annecy mit der Post nach Genf fuhr und von dort die Schweizer Post zurückbrachte. Das bedeutete, dass wir nach Annecy und dass unsere Eltern nach Genf hätten schreiben können!

Zornig, wie schon Eugen vor ihm, kehrte Heiri ins Schloss zurück. Offensichtlich schikanierte uns das Rote Kreuz. Was tun? Heiri sah keine Lösung des Problems. An wen hätte man schon ein Visumsgesuch für die Ausreise richten sollen?

Wir brauchten eine Ablenkung. Das Wetter war traumhaft schön, und so unternahmen wir mit den ‚Mittleren‘ einen dreitägigen Ausflug. Anne-Marie war nicht mehr da. Sie hätte es nie gewagt zurückzukommen: Der tyrannische Parera hätte sie sicherlich zur Schnecke gemacht und nach Hause geschickt. Annelies musste wegen der Küche Zurückbleiben, Eugen hatte keine Lust mitzukommen und übernahm meine ‚Mickey’s‘. So zogen Heiri und ich allein mit den Knaben und Mädchen los, über den Berg – wo Walter versteckt war – Richtung Tambouret.

Gegen Abend trafen wir bei der Familie Schmutz ein, die uns mit Brot und Butter und einer Tasse Milch verwöhnte; ein ausserordentlicher Genuss für uns ewig Fiungrige! Wir schliefen im Heu in der Scheune. Den ganzen folgenden Tag verbrachten wir an der etwa zehn Kilometer weit entfernten Ariège, badeten, spielten und kehrten abends müde, hungrig und zufrieden zum Tambouret zurück, um dann am nächsten Tag den Heimweg anzutreten.

Es war ein grossartiger Ausflug, ganz abgesehen von der Bewirtung der Familie Schmutz, die unser Herz erfreut hatte. Wir beschlossen, ihn zu wiederholen – dazu kam es dann aber leider nicht mehr.

Gleich nach unserem Ausflug war der 1. August. Wir begingen den Schweizer Nationalfeiertag auf unserem Hügel, und Heiri hielt eine kleine 1.-August-Rede. Zwei oder drei Wochen später

verliess uns Eugen Lyrer, um nach dreijährigem Einsatz im Schloss La Hille illegal (!) in die Schweiz zurückzukehren.

Heiri fuhr erneut nach Toulouse, um einen Ersatz für sich zu finden, hatte aber keinen Erfolg. Immerhin kam bald darauf Frau Pedrini, die Mutter von Jean Pedrini, einem ‚Moyen‘. Ihr Mann war mit dem letzten Deportiertenzug, dem legendären ‚train fantôme‘, nach Deutschland gekommen. Die Fahrt dauerte wochenlang, weil dieser Zug von den Widerstandskämpfern immer wieder zu Umwegen gezwungen wurde. Frau Pedrini wurde eine grosse Hilfe für Annelies und war als ihre Nachfolgerin vorgesehen.

Der Gedanke an Heiris Abreise machte mich ganz krank. Ohne Heiri konnte ich mir das Leben im Schloss gar nicht mehr vorstellen. Dazu kam noch, dass Heiri und Annelies über Nizza heimreisen wollten, um Monique zu ihren dort lebenden Eltern zurückzubringen. Wie sich der Leser vielleicht erinnert, hatten sie Monique auf ihrer Hochzeitsreise in Nizza geholt. An diesem hübschen Mädchen, das im Schloss alle Herzen gewonnen hatte, hing ich sehr, und ihren Abschied vom Schloss hätte ich kaum ertragen. Ich beschloss daher, mit Heiri und Annelies und Monique das Schloss zu verlassen. Ich schrieb einen entsprechenden Brief an die Rue du Taur, bekam aber nie Antwort. Toulouse rührte keinen Finger für uns!

Die Directrice unternahm erfolgreiche Schritte, um einen Ersatz für mich zu finden. Eines Tages, Anfang Oktober, kam eine französische Lehrerin zu Besuch ins Schloss, und auf den Schulanfang im September war sie bereit, meinen Schulunterricht zu übernehmen.

Eigentlich hätte ich als Ausländer in Frankreich nicht unterrichten dürfen! Einmal war ein ‚Inspecteur‘ oder ‚Directeur de l'école primaire‘ bei uns und hatte uns auf das diesbezügliche Berufsverbot aufmerksam gemacht. Bevor er uns aber verliess, sagte er, augenzwinkernd, dass er von nichts wisse und beide Augen zudrücke.

Heiri reiste schliesslich ein drittes oder viertes Mal nach Toulouse. Es war unterdessen Ende Oktober geworden. Er sprach bei

den Rotkreuz-Herren an der Rue du Taur vor und erklärte dort, dass er in den nächsten Tagen wegen seiner kranken Schwiegermutter mit seiner Frau das Schloss verlassen würde, um in die Schweiz zurückzukehren. Der dicke Parera – er litt sicher nie unter Hunger – war äusserst ungehalten über Heiris Hartnäckigkeit und wiederholte, was er schon immer gesagt hatte: Es sei zwecklos, zur geschlossenen Schweizer Grenze zu fahren. Wohlgesonnen hätte er mit Leichtigkeit eine Art ‚laissez-passer‘ auf einen Briefbogen schreiben können, versehen mit dem Briefkopf des ‚Croix Rouge Suisse, secours aux enfants‘ und mit allen Stempeln des Roten Kreuzes – das lag aber nicht in seinem Interesse.

Heiri kehrte mit einem gewissen Marcel Gontier von Toulouse zurück. Wie er diesen Toulouser Lehrer aufgetrieben hatte, weiss ich nicht mehr. Auf jeden Fall war jetzt auch für Heiri ein Ersatz da! Die Pflege der Kinder hatte schon seit etwa zwei Wochen Fräulein Groth übernommen.

87. Der Abschied vom Schloss

Wir hatten jetzt drei Stellvertreter. Heiri drängte zur Abreise, die immer wieder hinausgeschoben wurde. Einerseits freute ich mich, mit Heiri, Annelies und Monique nach Nizza zu fahren, andererseits fiel es mir schwer, das Schloss mit seinen Kindern zu verlassen. Ich fühlte mich müde und abgespannt und litt unter der Furunkulose, die zwar nicht an die Gelbsucht herankam, die aber doch je länger je mehr sehr deprimierend wirkte. «Ich muss so oder so heimkehren», tröstete ich mich, «ich bin gesundheitlich erledigt ...»

Unversehens war Ende Oktober der letzte Tag im Schloss gekommen. Ich wagte die Kinder kaum mehr anzusehen und kam mir wie ein Verräter vor. Heiri ging es wahrscheinlich ähnlich,

darum organisierten wir einen vergnügten Nachmittag. Im Speisesaal schoben wir die Tische zusammen und stellten die Bänke im Kreis auf. Ein Spiel löste das andere ab: Wettspiele – Ratespiele – Singspiele – Scharaden und so weiter. Wir gaben unser Bestes, um den Kindern einen letzten schönen Tag zu bieten.

Nach dem Nachtessen – Frau Pedrini hatte die Küche übernommen – trafen wir uns in der ‚Grande Classe‘. Auf Tischen und Bänken, auf Tabourets und auf dem Boden fanden alle Kinder Platz für das letzte Singen mit Heiri. Anfangs klangen die Lieder noch frisch und munter. «Amis voyez au loin là-bas», «La haut sur la montagne...» – dann wurde der Gesang plötzlich schwächer, und es war, als ob sich langsam eine düstere Wolke über die Kinder legte. Allmählich verstummte der Gesang, und eine seltsame Stille breitete sich aus. Die wenigen ‚Grossen‘, die noch da waren, Irma Seelenfreund, Rita und Fanny Kuhlberg, Trude Des-sauer und Martha Storosum erhoben sich und verliessen das Zimmer. Die ‚Mittleren‘ und die ‚Mickeys‘ regten sich nicht und schauten nur stumm, mit anklagendem Blick, auf Heiri, Annelies und mich. Sie wussten alle Bescheid. Irgendwie hatten sie es erfahren. Nach einer langen, bedrückenden Stille sagte Heiri leise und mühevoll nur vier Worte: «Morgen werden wir abreisen!»

Eine Weile geschah gar nichts, dann legte die zwölfjährige Jeanine Jacquet ihren roten Wuschelkopf mit den kurzen Zöpfchen auf ihre Arme und begann herzerreissend zu schluchzen. Das wirkte wie ein Signal, so dass nun alle Kinder in ein rückhaltloses Schluchzen und Weinen ausbrachen. Noch nie hatte ich so etwas erlebt! Hilflos sass ich auf meinem Hocker. Mein Herz krampfte sich zusammen, und ich machte Heiri insgeheim bittere Vorwürfe: Warum konnten wir nicht einfach hierbleiben? Was hatte ich schon in der Schweiz zu suchen?

Ich hätte ja bleiben können – sozusagen allein mit der Leiterin. Anne-Marie war, wie schon erwähnt, nicht wiedergekommen, nachdem sie Walter Kammerer, Frau Schlesinger und deren Sohn Pauli in die Schweiz gebracht hatte. Eugens illegaler Grenzübertritt schien ein Erfolg gewesen zu sein, er liess jedenfalls nichts mehr von sich hören. Nein, ich konnte Heiri und Annelies nicht

allein ziehen lassen! Durch unsere gemeinsame Arbeit waren wir zu sehr miteinander verbunden.

Ergriffen, traurig und niedergeschlagen sass ich vor den weinenden Kindern von Schloss La Hille. Heiri raffte sich schliesslich auf, klatschte in die Hände und rief: «Es ist Zeit, alle gehen zu Bett!» – doch kein Kind rührte sich. Sie sassen einfach alle da und heulten. Wie hätten wir sie trösten können?

Ich ging in dieser letzten Nacht im Schloss gar nicht zu Bett. Ich war zu sehr aufgewühlt, so dass ich keinen Schlaf hätte finden können. Ich machte mir in meinem Zimmerchen zu schaffen, packte einen meiner beiden Koffer, beschloss aber, nur das Aller-nötigste mitzunehmen und alle Kleider, die ich irgendwie entbehren konnte, zurückzulassen. So blieb der halbe Koffer leer.

Gegen Mitternacht wanderte ich durchs Schloss – wie damals, vor mehr als einem Jahr, als ich, von der Gelbsucht geplagt, durch die Gänge und über die Treppen geirrt war. Zum letzten Mal trat ich zu den ‚Mickey’s‘ in den Schlafsaal. Ich ging die Bettreihen entlang und blickte auf die schlafenden, mir so vertrauten Kinder, die jetzt nicht mehr ‚meine‘ Kinder waren: auf Conchita, Guy, André und François, auf Josette, René und Violette. Im kleinen Zimmer nebenan warf ich noch einen letzten Blick auf Jeanne, die einmal mein grösstes Sorgenkind gewesen war. Sie nässte das Bett schon lange nicht mehr. Wie alle anderen ehemaligen Bettnässer war sie von dieser lästigen Plage geheilt. Neben Jeanne lagen Peggy und Friedel. Ich strich Friedel sachte übers Haar. «Adieu, meine Kinder», sagte ich leise, «euer Lehrer verlässt euch!»...

Bei der ‚Grande Classe‘ stiess ich auf Marcel Gontier, den Neuen. «Unmöglich zu schlafen», sagte er. «Ihre Abreise bewegt mich zu sehr. Ich habe ein Gedicht für Sie gemacht!» Er las mir ein langes, rührendes Abschiedsgedicht vor.

Um vier Uhr morgens verliessen wir das Schloss und traten in die finstere Nacht hinaus. Bei der Lèze blickte ich noch ein letztes Mal zurück. Schwarz und düster hoben sich die vertrauten Mauern vom Himmel ab. So liess ich nun traurig das Schloss La Hille und seine Kinder hinter mir und trat in eine grosse Leere.



Die Karte von Genf und Umgebung (mit der Schweizer Grenze und dem für den Fluchtweg wichtigen Ort St. Cergues in der Mitte rechts).

88. Die illegale Heimkehr in die Schweiz

Die Reise an die Schweizer Grenze gestaltete sich mühsam und aufreibend. Die meisten Züge verkehrten nicht, viele Brücken waren gesprengt. Sechs Tage lang waren wir mit Lastwagen unterwegs nach Nizza. An der Côte d'Azur stand kein Baum mehr. Wo man hinsah: Stacheldrahtverhaue und vermintes Gelände! In Nizza übergaben wir Monique ihren glücklichen Eltern. Sechs weitere Tage benötigten wir, um nach Annecy zu gelangen. Wieder standen wir am Strassenrand und bemühten uns, einen Lastwagen anzuhalten. Autos gab's ja kaum.

Endlich in Annecy angekommen, eröffnete man uns auf dem Büro des ‚Secours Suisse‘, was wir bereits wussten, aber nicht glauben wollten: dass nämlich die Schweizer Grenze geschlossen wäre und eine Ausreise aus Frankreich ohne Visum (!) unmöglich sei! Da hatten wir die Bescherung: Schweizern, die unter schwierigsten Umständen jahrelang fürs Rote Kreuz gearbeitet hatten und sich für Kinder – auch viele französische – eingesetzt hatten, wurde die Rückkehr in die Schweiz versagt!

Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Arbeit in einer Rotkreuzkolonie an der Schweizer Grenze aufzunehmen. Wir stiegen in Cruseilles hinauf zum Chateau des Avenières, wo uns die Directrice, Madame Hofer, in weisser Schürze und mit einer Zigarette im Mundwinkel empfing...

Ende Dezember kehrten Heiri und Annelies schwarz über die Grenze in die Schweiz zurück – mit grossem Glück: Sie wurden nicht erwischt!

Am 4. Februar 1945 versuchte auch ich mein Glück: Auf einem Bauernwagen fuhr ich bei Carouge der Grenze entlang und stellte fest, dass hinter den Stacheldrahtzäunen die ganze Schweizer Armee auf mich wartete! Obwohl ich praktisch keine Chance hatte, hier durchzukommen, gelang es mir, spät nachts, ungesehen über die zwei ominösen Zäune zu klettern und den Koffer unten durchzuschieben. Erst auf dem Weg nach Genf wurde ich geschnappt –

von einem Zöllner, den ich unglücklicherweise nach dem Weg gefragt hatte! Ich musste den langen Weg zur Grenze zurückmarschieren. Im Zollhaus empfing mich ein hoher Offizier recht unfreundlich. Ich zeigte ihm meinen Pass und sagte völlig unnötigerweise, dass ich Schweizer sei. Das interessierte ihn aber keineswegs. «Tous ceux qui passent la frontière en fraude sont des refuges!» («Alle, die schwarz über die Grenze kommen, sind Flüchtlinge!») erklärte er mir ungehalten. Mit einem Lieferauto wurde ich gegen zwölf Uhr nachts abgeholt und ins ‚Camp de Claparède‘ in Genf überführt, wo ich noch bis um halb zwei Uhr verhört wurde. Nach einem Bad bekam ich freundlicherweise, halb verhungert wie ich war, doch noch ein kleines Nachtessen. Am nächsten Tag wurde ich weiter verhört und um die Mittagszeit entlassen...

89. Ein Ende mit Schrecken

Im Frühjahr 1945 verliess auch Fräulein Groth das Schloss. Sie wurde anderweitig dringend benötigt. Ein gewisser Monsieur Claude kam mit seiner Braut aus Genf und löste sie ab. Von Kindererziehung verstand er wenig. Irgendwelche Erfahrungen mit Kindern hatte er – ausser einmal mit einer Pfadfindergruppe – nicht vorzuweisen. Im Schloss La Hille stellte er alles auf den Kopf, und weil er bald alle Vorräte aufgebraucht hatte, forderte er den Lastwagen von Toulouse an.

Dieser Lastwagen hatte seine Geschichte. Während des Bürgerkriegs in Spanien leistete er einer Zivildienst-Arbeitsgruppe unter der Leitung von Olgiate gute Dienste. Nach dem Krieg übernahm ihn der Zivildienst an der Rue du Taur in Toulouse; der versorgte damit die hundert Kinder von Seyre, die späteren Kinder von Schloss La Hille, mit Nahrungsmitteln. Als dann das Toulouser Kartell, der ‚Secours aux enfants‘, dem Schweizerischen Roten Kreuz angeschlossen wurde, avancierte der Lastwagen zum Rot-

kreuz-Lastwagen: Man liess ihn weiss spritzen, und auf die Türen kam das Kennzeichen der Kinderhilfe, die beiden Kinderköpfe in den Strahlen des Schweizer Kreuzes.

Dieser Rotkreuz-Lastwagen kam zuweilen mit Nahrungsmitteln ins Schloss (wie ich gelegentlich schon erwähnte) und brachte manchmal auch einige Kinder mit. Diesen Lastwagen also verlangte der neue Direktor von den Toulousern, um in Pamiers einzukaufen zu können. Und was Fräulein Groth nie erreicht hatte – Monsieur Claude schaffte es: Die Toulouser schickten den Lastwagen, aber unglücklicherweise nicht mit dem Spanier Salvide, der den Wagen bestens kannte, sondern mit einem in der Schweiz angeforderten Fahrer, der eben erst eingetroffen war und mit den Tücken des Lastwagens nicht vertraut war. Das führte, wie wir sehen werden, zu einer Katastrophe.

Im Schloss machte man sich rasch zur Abfahrt nach Pamiers bereit; der Lastwagen hatte ja nach der Rückkehr von Pamiers wieder nach Toulouse zurückzufahren. Monsieur Palau und Monsieur Marimon fuhren mit, um beim Aufladen zu helfen. Dazu nahm Direktor Claude – trotz Protest der Spanier – noch vier oder fünf Knaben mit, mit denen er sich besonders gut verstand. «Sie sehen, das geht prima!» meinte Monsieur Claude, als sie unterwegs waren. Aber später in Pamiers, als der Lastwagen mit Gemüse, Tomaten, Kartoffeln und anderem gefüllt war, da ging's schon weniger gut.

«Sie sehen, Herr Direktor, das geht überhaupt nicht!» sagte Herr Marimon. «Wir haben ja gar keinen Platz mehr für die Knaben!»

Der Direktor lachte: «Alles wird gutgehen! Ich setze mich mit zwei Knaben auf das Dach der Kabine des Chauffeurs!» Und das tat er auch gleich: Einen Knaben nahm er auf seine linke, den anderen auf seine rechte Seite.

Die Spanier setzten sich mit dem Rücken zur Kabine, und los ging die Fahrt. Unterwegs – man hatte ja so viel Platz! – nahm man noch eine alte Frau mit. Monsieur Palau bot ihr seinen Platz an und stand für den Rest der Fahrt, das heisst bis zu seinem Tod...

Man fuhr schnell und kam gut vorwärts. Monsieur Claude war zufrieden. Das Schulhaus von Montégut kam in Sicht. «Wir kommen an! On arrive!» rief er – und dann geschah es: Der Lastwagen überschlug sich und blieb am Strassenrand, mit den Rädern nach oben, liegen...

Zwei leichtverletzte Kinder liefen zum Schloss und schlugen Alarm. Das ganze Schloss setzte sich in Bewegung zur Unfallstätte. Allen voran lief Frau Palau, getrieben von einer schlimmen Vorahnung. Und welch ein Bild bot sich ihr, als sie in Montégut ankam! Sie erzählte mir: «Es war furchtbar: Mein Mann schrie und heulte mitten auf der Strasse! Ich lief zu ihm. Ich erkannte ihn kaum wieder, sein Gesicht war zerschnitten, rot von Blut...

Ringsum war das totale Chaos: Kartoffeln, Tomaten, zersplitterte Harasse, und die verletzten Knaben schrien wie mein Mann!»

Die Braut vom ‚Directeur de la colonie‘ fand ihren Mann tot, nicht weit von Herr Marimon, der mit gebrochenen Schultern am Strassenrand lag...

«Es war schrecklich! Ich war drei Tage und drei Nächte bei meinem Mann im Spital. Er schrie, er schrie! Er war blind. Dann starb er. Es war schrecklich!» sagte Frau Palau immer wieder und gestikulierte erschöpft.

Das war das Ende!

La Hille wurde aufgehoben. Die Kinder, die noch ein Zuhause hatten, wurden heimgeschickt, die übrigen in andere Rotkreuzkolonien verteilt. Besonders beklagenswert war Frau Palau nach dem Verlust ihres Mannes. Mit ihren Kindern, Pepito, Conchita, Jacques und der kleinen Monique stand sie allein da – ohne jede Hilfe vom Roten Kreuz. Parera riet ihr, nach Spanien zurückzukehren ...

Anhang

Übersicht über das Schicksal der hundert jüdischen Kinder von Schloss La Hille.

1. Die folgenden 22 Kinder und Jugendlichen

wurden vor dem Überfall aufs Schloss La Hille am 26. August 1942 von den Quäkern (einer christlichen Gruppierung, die sich besonders in der Flüchtlingshilfe und in der Arbeiterwohlfahrt engagiert) nach Amerika geholt und damit gerettet (in Klammern die Geburtsdaten):

Blau Rosa (1931) D
Eckann Gérard (1929) D
Eisler Bernhard (1928) P
Findling Joseph (1928) D
Findling Martin (1932) D
Findling Siegfried (1930) D
Flanter Klara (1929) D
Flanter Lore (1934) D
Kammer Herbert (1931) A
Kantor Arthur (1926) A
Kantor Eva (1928) A
Krolik Max (1928) P
Krolik Rosette (1933) P
Obersitsker Gert (1925) D
Rinsberg Werner (1924) D
Schlimmer Hanni (1926) D
Steinhardt Jules (1930) D
Steinhardt Kurt (1930) D
Steuer Antoinette (1936) P

Sostheim Klaus (1926) D
Weinmann Rolf (1931) D
Wolpert Willy (1930) D

2. Exodus der ‚Grossen‘ zwischen dem 20.12.1942 und dem 4.1.1943 nach Spanien:

Berlin Inge (1923), Koblenz (D)
Luzian Wolfgang (1925), Wien (A)
Monsieur A. Frank, ehemaliger Leiter der Kolonie
Stückler Norbert (1925), Wien (A)

in die Schweiz:

Garfunkei Hans (1924), Königsberg (D)
Klein Helga (1925), Mannheim (D)
Klonover Ruth (1924), Dortmund (D)
Klonover Margot, Dortmund (D)
Lewin Leo (1925), Falkenberg (D)
Nussbaum Lotte, Rheydt (D)
Schütz Betty, Berlin (D)

Vierergruppe: Kern Margot (1926), Aschersleben (D)
Rosenblatt Regina (1927), Langendreer (D)
Roth Jacques (1925), Sterkrade (P)
Salz Peter (1926), Berlin (D)

Zweiergruppe: Rosenblatt Else (1925), Langendreer (D)
Wulf Ilse (1925), Stettin (P)

3. In Frankreich plaziert oder untergetaucht:

Grabkovicz Lixie (1924), Wien (A); Hausangestellte in Grenoble
Herz Ruth (1922); Aushilfe, Colonie Suisse, Praz s. Arly
Kuhlberg Fanny (1929), Hannover (D); Angestellte bei Bauern,
12 km von Cilly
Landsmann Peter (1925), Wien (A)

Leistner Rita (1925), Wien (A)
Schütz Ruth (1925), Berlin (D), in der Résistance
Steinberg Frieda (1924), Wien (A), Heimerzieherin in Mégève
Stückler Cilly (1929), Wien (A), Angestellte bei Bauern in Caillac

4. Die Fünfergruppe, die zwischen dem 1. und 2. Januar 1943 an der Schweizer Grenze gefasst wurde:

Helft Inge (1926), Wurzen (D); deportiert
Hochberger Adele (1926), Berlin (D); deportiert
Joseph Inge (1925), Darmstadt (D); dritter Grenzübertritt glückte!
Strauss Walter (1925), Duisburg (D); Rückkehr ins Schloss
Vos Manfred (1924), Köln (D); deportiert

5. An der Schweizer Grenze zurückgewiesen und wieder ins Schloss La Hille zurückgekehrt:

Blumenfeld Karl (1924), Breslau (P)
Elkan Bertrand (1922)
Klein Kurt (Onze), (1925), Maltersburg (D)
Moser Kurt (1922), Hannover (D)
Nussbaum Adolf (Addi), (1925), Rheydt (D)
Oelbaum Ruedi (1927), Berlin (D)
Schragenheim Inge (1924), Köln (D)
Strauss Walter (1925), Duisburg (D)

6. Vereinzelte Deportation:

Dortort Emile: Convocation par la compagnie des travailleurs étrangers. Deportation am 1. März 1943.

7. Von der französischen Polizei 1943 im Schloss La Hille verhaftet:

Brünell Heinz (1925), Camp de Gurs, Rückkehr ins Schloss
Elkan Bertrand (1922), Camp de Gurs, deportiert
Kammerer Manfred (1925), Rückkehr ins Schloss
Schlesinger Ernst, Ehemann unserer Köchin, deportiert
Strauss Walter (1925), Camp de Gurs, nach der Rückkehr von der Schweizer Grenze deportiert

8. Ausserhalb vom Schloss plazierte ‚Grosse‘:

Blumenfeld Karl (1924), c/o E. Savignol, Lézat/Isère
Brünell Ilse (1923), Hausangestellte bei Mme Authier* in Foix
Chaim Edgar (1924), bei Familie Schmutz im Tambouret
Herz Georges (1928), bei einem Bauern plaziert
Eppstein Werner (1923), bei Familie Schmutz im Tambouret
Grossmann Leo, Landwirtschaftsschule in La Rochade
Grossmann Willi, Landwirtschaftsschule in La Rochade
Kwaczkowski Gerard (1926), bei einem Bauern plaziert
Moser Kurt (1925), c/o Milleret, Le Conteret/Cérisols bei
Mazères
Stückler Norbert (1925), Landwirtschaftsschule in La Rochade
Wertheimer Fritz, Heidelberg (?)

9. Auf der Flucht nach Spanien verraten und gefasst:

Blumenfeld Karl, deportiert
Eppstein Werner, deportiert (überlebte)

* Für Ilse war Madame Authier eine schreckliche Frau, unter der sie sehr litt. Sie entpuppte sich als jüdenfeindliche, Vichy-freundliche Person, arbeitete in gehobener Stellung in der Préfecture de Foix und verfügte über Listen von zu verhaftenden Ausländern und Juden. Sie versprach der Directrice, als Gegenleistung für eine Haushaltshilfe das Schloss La Hille zu verschonen, hielt jedoch ihr Versprechen nicht. Ilses Bruder, Heinz Brünell, wurde mit anderen Kindern von der Polizei aus Foix im Schloss La Hille abgeholt.

13. In ein ‚Orphelinat des Soeurs Franciscaines‘ (Waisenhaus der Franziskaner Schwestern) in Pamiers kamen im Frühjahr 1944:

Fernanbuk Eva
Jankielewitz Edith (1931)
Kokotek Guita (1930), Chemnitz (D)
Kokotek Irene (1930), Chemnitz (D)

14. Ins Kloster Lévignac bei Toulouse gelangten im Sommer 1944:

Bergmann Peter (Pierre), Wien (A)
Manasse Gustav (1931), Frankfurt (D)
Manasse Mane (1935), Frankfurt (D)

Peter und Gustav flohen, wurden gefasst und flohen wieder.

15. In Toulouse trafen bei Madame Giselle (einer Mitarbeiterin des amerikanisch-jüdischen Hilfswerks ‚Joint‘) zufällig zusammen:

Bergmann Peter
Fernanbuk Eva
Jankielewicz Edith
Manasse Gustav
Manasse Mane

Mit Hilfe von ‚Joint‘ gelangten Eva, Edith und Peter nach Spanien und nach Israel (damals Palästina), Gustav und Mane zu einem Onkel nach New York, wo sie von zwei jüdischen Familien aufgenommen wurden.

16. Ebenfalls mit Hilfe der Organisation ‚Joint‘ erreichten in beschwerlichem, dreitägigem Marsch Andorra, dann Spanien und schliesslich Palästina:

Brünell Ilse, Köln (D)
Schütz Ruth, Berlin (D)
Storosum Heinz, Köln (D)

17. Im Frühjahr 1944 starb in der psychiatrischen Klinik in Lannemezan:

Goldmark Rosa, Wien (A)

18. Im ‚Maquis‘ starb am 9. Juli 1944:

Berlin Egon, Koblenz (D)

19. Im Herbst 1944 waren von den ‚Grossen*‘ noch im Schloss La Hille:

Bravermann Israel (Isi), Brüssel (B)
Dessauer Trude, Bamberg (D)
Kuhlberg Rita, Hannover (D)
Kriegstein Friedel, Köln (D)
Lind Gerti (1927), Wien (A)
Riemann Renée, vermutlich aus Wien
Seelenfreund Irma (1921), Frankfurt (D)
Storosum Martha (1927), Köln (D)
Vos Henri (1933), Gymnach (D)

Die meisten jüdischen Kinder von Schloss La Hille waren 1943 im Alter zwischen 15 und 18 Jahren. Jünger waren: Friedel, Toni, Isi, Mane, Gustav, Henri (Bruder von Manfred Vos, der deportiert wurde), Inge Bernhard, Peter Bergmann, Edith Jankielewitz, Guita und Irene Kokotek und Eva Fernanbuk.

20. Jüdische Kinder im Schloss, die nicht zu den hundert Kindern von Brüssel zählten:

Daniel und Josette Mendes, Besançon (6 und 7 Jahre alt)

Daniel Reingold, St. Malo (12)

Gonda und Samuel Weinberg, Amsterdam (12 und 14)

Rachel Borensztain, Frankreich (10)

René Baumgardt, Frankreich (8)

Epilog

Elf der Kinder von Schloss La Hille überlebten nicht. Vier von ihnen waren in der Schweiz, wurden ausgewiesen und dann von den Deutschen verhaftet, deportiert und getötet.

Die Amerikaner nahmen, wie erwähnt, 22 Kinder auf – die Schweiz kein einziges! Warum? Weil das Boot bekanntlich voll war! Die Schweizer Regierung handelte ganz im Sinne Deutschlands und sicherte die Grenze mit hohen Stacheldrahtzäunen ab, hinter denen die Armee von General Guisan stand, die die Juden ergriff und zurückschickte – nur zu oft in den Tod. Todesmutigen Jugendlichen der ‚Kinder von Schloss La Hille‘ gelang es aber, trotz strengster Grenzüberwachung, illegal in die Schweiz zu kommen (dank Anne-Maries Weg über den Mont Risoux und dank einer guten Portion Glück bei St. Cergues).

So kam es, dass die vom Krieg verschonte, satte Schweiz ziemlich ungewollt und unabsichtlich doch noch 21 Kinder von Schloss La Hille rettete...

P.S. Im Frühling 1946 habe ich meine Diplomarbeit über meine Wecktherapie und den bedingten Reflex von Pawlow tatsächlich geschrieben. Die praktische Erfahrung hatte ich ja in Hülle und Fülle, und so brauchte ich dafür lediglich noch Literatur für den theoretischen Teil. Also suchte ich in der Universitätsbibliothek alle Bücher zusammen, die zum Thema ‚Bettnässen‘ bereits erschienen waren. Dabei stiess ich unter anderem auf die Arbeit eines gewissen Herrn Ufensteiner – und dieser Ufensteiner hatte unglaublicherweise all das bereits zu Papier gebracht, was ich an Theorie zum Thema in meinem Kopf hatte. So schrieb ich meine

praktischen Erfahrungen nieder, ging damit zu meinem Professor und erklärte ihm, was ich bei Ufensteiner gefunden hatte. Der Professor schenkte mir den theoretischen Teil und gab sich mit der praktischen Hälfte zufrieden – und ich hatte mein Diplom!

Personenverzeichnis

CORDIER MADELEINE UND VICTORIA, Champagnole, Anne-Marie Piguets Fluchthelferinnen im Jura.

DARNAND JOSEPH, ein Verräter im Dienst der Vichy-Regierung; Gründer der ‚Milice‘, der gefürchteten französischen Kampftruppe im Dienst der Deutschen (hauptsächlich im Kampf gegen die ‚Maquisards‘). 1945 zum Tode verurteilt und erschossen.

DUBOIS MAURICE, Leiter des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe, an der Rue du Taur in Toulouse.

DUBOIS ELEN, Monsieur Dubois' Gattin, Mitarbeiterin.

FRANK ELKA, Leiterin im ‚Home Général Bernheim der Mädchen in Belgien.

FRANK Die, ihr Mann, Leiter nach Gaspard Deway in Seyre.

GASPARD DEWAY, Leiter der hundert jüdischen Kinder in Seyre.

GILG RICHARD, Nachfolger von Maurice Dubois in Toulouse.

GROTH LUISE, Directrice im Schloss La Hille (nach Fräulein Näf und Fräulein Tännler).

HÄSLER ALFRED, Schriftsteller, Autor des Bestsellers ‚Das Boot ist voll‘.

KÄGI HEINRICH, Lehrer der ‚Moyens‘ im Schloss La Hille (‚Heiri‘).

KÄGI ANNELIES, seine Frau, Köchin und Nachfolgerin von Frau Schlesinger.

KASSER ELISABETH, Mitarbeiterin des Schweizerischen Roten Kreuzes in Gurs.

LAVAL PIERRE, Ministerpräsident in Vichy.

LYRER EUGEN, Lehrer im Schloss La Hille.

MARIMON JOSEPH, Spanier, arbeitete als Gärtner im Schloss.

MARIMON CARMEN, arbeitete in der ‚Lingerie‘ vom Schloss.

NADAL MONSIEUR, Schreiner. Er verfertigte in der ‚Menuiserie‘ Tische und Bänke für das Schloss.

NADAL MADAME, Nadals Frau, arbeitete in der ‚Lingerie‘.

NÄF RÖSLI, erste Directrice im Schloss La Hille.

OLGIATI RODOLFO, Leiter des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe, in Bern.

PALAU CHAIME, ‚L'homme à tout faire‘ im Schloss; ein Spanier.

PALAU MARIA, Herrn Palaus Gattin, arbeitete im grossen Schlosshaushalt.

PARERA MONSIEUR, aus Spanien, Vertrauensmann von Herrn Dubois in Toulouse.

PÉTAÏN PHILIPPE, ‚Chef d'état‘, von den Deutschen in Vichy eingesetzt.

PIGUET ANNE-MARIE, Lehrerin aus Le Sentier (Schweiz).

ROTHMUND HEINRICH, Chef der Bundespolizei in Bern (Schweiz).

SALVIDE MONSIEUR, Spanischer Mitarbeiterin Toulouse; Chauffeur.

SCHLESINGER FLORA, Köchin im Schloss La Hille.

SCHLESINGER ERNST, Frau Schlesingers Gatte, Helfer im Schloss; wurde deportiert.

SCHMUTZ RUDOLPH UND HANS, Söhne der Familie Schmutz auf dem Tambouret bei Escosse.

STUCKY WALTER, Minister in Vichy.

VON STEIGER, Bundesrat/Präsident in Bern (Schweiz).

Anmerkung:

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden einige Personennamen im Buch geändert.

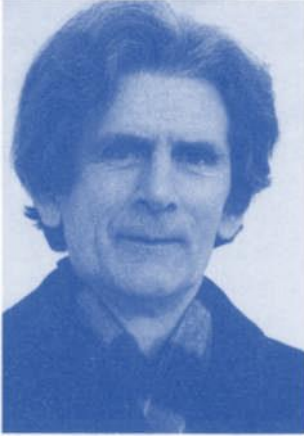
Liste der im Buch erwähnten Orte

| | |
|--------------|--|
| Agde | Französisches Lager am Meer (bei Béziers). |
| Anderlecht | Belgische Stadt (bei Brüssel); Heim der jüdischen Kinder. |
| Annemasse | Stadt an der Schweizer Grenze (bei Genf). Endstation der Bahn für die Flucht in die Schweiz. |
| Borda Bianca | Weiler auf einer Anhöhe beim Schloss La Hille. |
| Champagnole | Kleine Stadt im Jura; Startpunkt von Anne-Marie Piguets Fluchtweg in die Schweiz. |
| Cruseilles | Château des Avenières, Rotkreuzkolonie auf dem Salève. |
| Drancy | Hauptauffanglager der Deutschen bei Paris. Aus allen Lagern Frankreichs wurden die Häftlinge, meist Juden, in Drancy gesammelt und von dort aus in die Vernichtungslager deportiert. |
| Eines | bei Perpignan; ‚Pouponnière Suisse‘ (Heim für Kleinkinder vom Schweizerischen Roten Kreuz, Kinderhilfe). |
| Foix | Die nächste Stadt vom Schloss, zwanzig Kilometer in Richtung Pyrenäen. |
| Gabre | Protestantisches Dorf, etwa acht Kilometer vom Schloss entfernt. Die meisten anderen Dörfer in der Umgebung sind katholisch. Hier heirateten Heinrich und Annelies Kågi. |

| | |
|-----------------------|---|
| Gurs | Das grösste und schlimmste Auffanglager der Franzosen am Fuss der Pyrenäen. |
| La Coste | Bauernhof, anderthalb Stunden vom Schloss La Hille entfernt. Hier wurde Walter Kammerer versteckt. |
| Lannemezan | Französische Stadt, zwei Stationen vor Lourdes. Hier war die psychiatrische Klinik, in der Rosa Goldmark untergebracht wurde. |
| La Bastide | Kleiner Ort in Frankreich, etwa sieben Kilometer westlich von St. Girons; der Treffpunkt mit dem verräterischen ‚Passeur‘. |
| Mas d'Azil | Endstation der Autobuslinie Toulouse-Pailhès. |
| Mazères (Le Conteret) | Kleiner Ort, etwa zwölf Kilometer westlich von St. Girons. Hier in der Nähe war Kurt Moser bei einem Bauern untergebracht. |
| Montégut-Plantaurel: | Ein ganz kleines Dorf in der Ariège, zwei Kilometer vom dazugehörigen Schloss La Hille entfernt. |
| Moulin Neuf | Badeplatz in den Felsen, nahe beim Schloss La Hille. |
| Pailhès | Grösserer Ort, Autobusstation (vier Kilometer vom Schloss entfernt). |
| Pamiers | Bedeutende französische Stadt, Einkaufsort. Via Pailhès 22 Kilometer von Schloss La Hille entfernt. |
| Rivesaltes | Französisches Lager am Meer (bei Perpignan). |
| Route Blanche | Strasse zur Moulin Neuf, führt nach Gabre und Mas d'Azil. |
| Seyre | Kleiner Ort bei Toulouse, erster Aufenthaltsort der hundert jüdischen Kinder nach ihrer Flucht aus Belgien. |

| | |
|---------------------------------|---|
| Spa | Belgische Stadt, nicht weit von der deutschen Grenze entfernt. |
| St. Cergues | Rotkreuzkolonie an der Schweizer Grenze, nahe bei Annemasse. |
| St. Cyprien | Französisches Lager südlich von Perpignan. |
| St. Girons | Ortschaft etwa 25 Kilometer vom Schloss entfernt, Treffpunkt für die Flucht nach Spanien. |
| St. Jean de Verges | Ortschaft auf der Strecke Varilhes – Foix; Bahnstation für die Flucht in die Schweiz. |
| Toulouse | Hauptstadt der Haute Garonne. Die Autobuslinie Toulouse – Mas d'Azil führte nach Pailhès (80 Kilometer). Bauernhof der Familie Schmutz (bei Escosse). |
| Tambouret | Grössere Stadt, eine Station vor Lourdes. |
| Tarbes Varilhes Vernet Le | Ortschaft zwischen Pamiers und Foix. Das gefürchtete Lager, neun Kilometer von Pamiers (Richtung Toulouse) entfernt. |
| Zven | Ortschaft in Belgien. Dort war das ‚Home Général Bernheim‘, in dem die jüdischen Mädchen untergebracht waren. |

Der Autor



Sebastian Steiger wurde am 14. Oktober 1918 in Oltingen, einem kleinen Dorf im Kanton Baselland, als Sohn des reformierten Pfarrers Walther Steiger (Kirchgemeinde Oltingen, Wenslingen und Anwil) geboren. Er wuchs mit vier Geschwistern in Oltingen auf und besuchte dort die Primarschule. Nachdem sein Vater als Pfarrer nach Binningen (einem Vorort von Basel) gewählt worden war, trat Sebastian Steiger in die dortige Sekundarschule ein. Anschlies-

send absolvierte er in Schiers das vierjährige Lehrerseminar. 1940 schloss er es mit dem Lehrerpate ab. Bis 1943 machte er Stellvertretungen und studierte während eines Semesters am Heilpädagogischen Seminar in Zürich.

Von 1943 bis 1945 war Sebastian Steiger als Mitarbeiter des Roten Kreuzes, Kinderhilfe, im besetzten Frankreich. 1946 schloss er seine Studien in Zürich mit dem Diplom des Heilpädagogischen Seminars ab. Im selben Jahr wurde er als Lehrer an die Primarschule in Arlesheim gewählt und 1947 nach Basel an die Mädchenprimarschule berufen. 1956 heiratete er und wurde Vater von drei Kindern.

Von 1958 bis 1990 führte Sebastian Steiger alljährlich im Mai den ‚Tag des jüdischen Kindes‘ durch, einen Gedenktag für die anderthalb Millionen Kinder, die während der Nazi-Zeit umgebracht worden waren. Oft war er in Israel und hielt viele Lichtbilder-Vorträge über dieses Land. 1982 wurde er pensioniert und

schrieb innerhalb von sechs Jahren ‚Die Kinder von Schloss La Hille‘, ein Buch über seine Tätigkeit während der deutschen Besetzung in Frankreich.

Heute ist Sebastian Steiger im Vorstand der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft und der Gesellschaft Schweiz-Israel sowie im Komitee der Freunde des Schweizer Kinderdorfes Kirjath Jearim in Israel tätig. Seit über vierzig Jahren setzt er sich für Israel ein.

Als eines seiner grössten Erlebnisse bezeichnet Sebastian Steiger ein Treffen, das im Jahre 1985 im Kibbuz Lehavot Habashan in Israel stattfand. Zwei der damaligen La-Hille-Kinder organisierten einundvierzig Jahre nach ihrer Schicksalsgemeinschaft im französischen Schloss die Zusammenkunft aller ehemaligen ‚Kinder von Schloss La Hi Ile‘, die irgendwie noch erreichbar waren. Ein einmaliges Fest!

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| Vorwort von Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich..... | 5 |
| Prolog: Wie ich dazu kam, ins besetzte Frankreich zu fahren | 7 |
| 1. Montluel | 11 |
| 2. Die Fahrt zum Schloss La Hille | 18 |
| 3. Die Ankunft im Schloss..... | 22 |
| 4. Der erste Tag im Schloss | 28 |
| 5. Die Rollbahn in der Moulin Neuf – meine Rettung . . | 30 |
| 6. Der grosse Ausflug..... | 35 |
| 7. Es droht Gefahr | 38 |
| 8. Alarm im Schloss..... | 40 |
| 9. Der Besuch | 45 |
| 10. Wie Ruedi Schmutz Edgar Chaim rettete | 47 |
| 11. Schwimmen und Rollwagenfahren | 49 |
| 12. Edgars missglückte Flucht nach Spanien | 50 |
| 13. Isi Bravermann und seine wunderbare Rettung | 55 |
| 14. Walter Kammerer | 57 |
| 15. Ich werde krank | 61 |
| 16. Die Ankunft von Heinrich Kägi und mein jämmerlicher Zustand | 64 |
| 17. Doktor Pic..... | 69 |
| 18. Langsam erhole ich mich | 72 |
| 19. Fräulein Groth überlässt mir die Pflege der Kinder ... | 77 |
| 20. Die Wecktherapie | 82 |
| 21. Edith Goldapper | 85 |
| 22. Ediths Tagebuch | 87 |
| 23. Walter Kammerer; unsere Lage spitzt sich zu | 101 |
| 24. Rosa, Percy und René | 104 |
| 25. Meine Klasse, die ‚Mickeys‘ | 108 |

| | | |
|-----|---|-----|
| 26. | Ein Ausflug mit den ‚Mickey’s‘ | 112 |
| 27. | Ein Morgen mit Freud und Leid | 117 |
| 28. | Rosa Goldmark | 122 |
| 29. | Paulette Abramowitsch | 124 |
| 30. | Egon und der seltsame Besuch | 125 |
| 31. | Die Reise nach Toulouse | 127 |
| 32. | Die Reise nach Foix | 132 |
| 33. | Anne-Maries Rückkehr | 135 |
| 34. | Neue Lesebibeln und ein Zwischenfall | 143 |
| 35. | Furunkel, Holzschuhe und Ratten | 146 |
| 36. | «Kampf bis zum Endsieg! Tod den Juden!» | 151 |
| 37. | Marinette und Pierrette | 153 |
| 38. | Jojos Missgeschick | 156 |
| 39. | Der Ofen | 157 |
| 40. | Wie Egon Berlin die Kristallnacht erlebte..... | 161 |
| 41. | Ein Ausflug mit Holzschuhen | 165 |
| 42. | Der Überfall: Die Kinder von Schloss La Hille werden verhaftet und abtransportiert | 166 |
| 43. | Das Wunder der Befreiung der 45 Kinder von Schloss La Hille | 175 |
| 44. | Das Verhängnis der Fünfergruppe | 178 |
| 45. | Der Appell..... | 186 |
| 46. | Fräulein Näf geht | 188 |
| 47. | Inge Schragenheim, die Freundin von Edith Goldapper | 193 |
| 48. | Ein alter Krug..... | 206 |
| 49. | Sankt Nikolaus..... | 208 |
| 50. | Die Idee mit den Kissen | 210 |
| 51. | Rosas Verlassenheit | 213 |
| 52. | Gebrannte Kinder fürchten das Feuer nicht! | 221 |
| 53. | Ein hässlicher Weihnachtsbaum | 223 |
| 54. | Der Heilige Abend..... | 227 |
| 55. | Das Weihnachtsfest | 230 |
| 56. | Fräulein Toblers Verschwinden..... | 232 |
| 57. | Toni Rosenblatt in den Stachelndes Grenzzauns . . | 233 |
| 58. | Ediths Flucht in die Schweiz | 237 |

| | |
|--|-----|
| 59. Onze in der Schweiz | 250 |
| 60. Der Alltag im Schloss..... | 255 |
| 61. Herr Kempfs Tod..... | 257 |
| 62. Die Hochzeit..... | 258 |
| 63. In der Moulin Neuf | 260 |
| 64. Ein Blitz aus heiterem Himmel | 261 |
| 65. Das Boccerini-Menuett und der Eulenuf..... | 264 |
| 66. Die Spiegeleier..... | 270 |
| 67. Wir holen Walter ins Schloss | 272 |
| 68. Die Fälschung: Grosse Sorgen, kleine Ringlein | 274 |
| 69. Anne-Maries zweite illegale Reise in die Schweiz . . . | 279 |
| 70. Gefährliches Leben ohne Papiere | 280 |
| 71. Arme Rosa! | 284 |
| 72. Der Besuch in der psychiatrischen Klinik | 289 |
| 73. François und die Gendarmen | 296 |
| 74. Der schreckliche Marsch („La Promenade terrible’) . . | 297 |
| 75. Hilferufe | 301 |
| 76. Die Invasion | 303 |
| 77. Onzes und Egons Tod | 306 |
| 78. Die Directrice rettet Frau Weinberg..... | 307 |
| 79. Rosa Goldmarks Tod | 313 |
| 80. Die rettende Geige | 318 |
| 81. Edith Moser..... | 324 |
| 82. Tagebuchnotizen von Kurt Moser | 333 |
| 83. Kurt Mosers Tod | 338 |
| 84. Wir sind frei! | 340 |
| 85. Der totgeglaubte Onze taucht wieder auf! | 342 |
| 86. Die Sommermonate | 346 |
| 87. Abschied vom Schloss | 350 |
| 88. Die illegale Heimkehr in die Schweiz | 354 |
| 89. Ein Ende mit Schrecken | 355 |
| Anhang | 359 |
| Epilog | 367 |
| Personenverzeichnis | 369 |
| Ortsverzeichnis | 372 |
| Der Autor | 375 |